# Christus
im
# Deutschen Geistesleben

---

## Eine Einführung
## in die Geisteswelt der Gegenwart

von

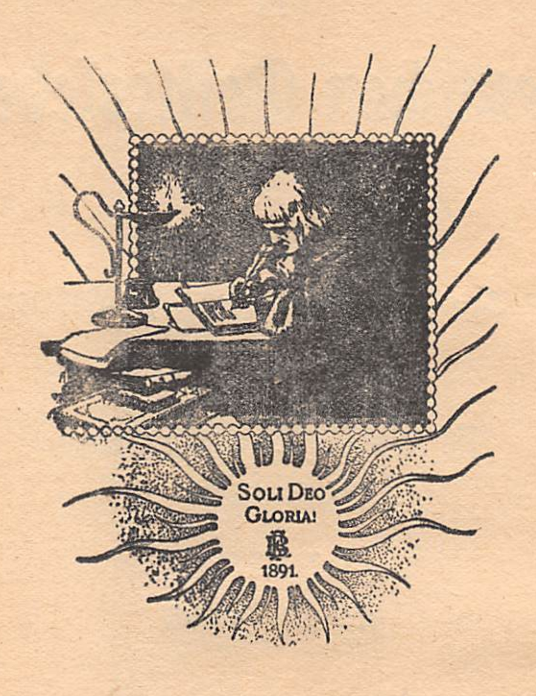
D. Emil Pfennigsdorf
Professor in Bonn

---

22.—24. Tausend



Schwerin i. Mecklb.
Verlag von Friedrich Bahn
Hofbuchhändler
1919






Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Dem Andenken meiner lieben Eltern

gewidmet

# Vorwort zur neuen Auflage.

In Deutschland werden die eigentlichen Entscheidungsschlachten immer auf dem Gebiet des inneren Lebens geschlagen. Darum wird auch der Kampf, der über das künftige Wohl und Wehe unseres Vaterlandes entscheidet, erst nach dem Kriege ausgefochten werden.

Wer wird den Sieg erhalten? Der Atheismus und Materialismus, der das sittliche Leben entnervt und der Genußsucht den Freibrief schreibt, oder der christliche Glaube, der sich an allen Wendepunkten unserer vaterländischen Geschichte als der gute Geist unseres Volkes erwiesen hat? Soviel ist sicher: die sittlichen Kräfte, die wir zur Lösung der neuen großen Aufgaben in unserem vaterländischen Leben brauchen, haben ihre tiefste Wurzel im Evangelium von Jesus Christus, dem Heiland der Welt. Wie jeder einzelne, so bedarf auch unser ganzes Volk einer fortgehenden inneren Neugeburt und Reinigung durch Gottes Geist. Nur so wird es imstande sein, die Aufgaben zu erfüllen, die Gott ihm in seinem eigenen Leben und in der Welt gestellt hat.

Es ist eine Probe weltgeschichtlicher Art, vor die wir gestellt sind. Ob wir sie bestehen, das wird davon ab-

hängen, mit welchem Ernst jeder einzelne sich seiner religiösen Verantwortung bewußt wird. In weiten Kreisen unserer Gebildeten ist z. Zt. noch eine schülerhafte Unkenntnis in christlichen Lebensfragen an der Tagesordnung. Vielen ist die erneuernde Macht des christlichen Gedankens noch verborgen. Noch fehlen uns Männer und Frauen auf allen Gebieten, die festgegründet im Glauben der Überzeugung leben, im Evangelium von Jesus Christus die tiefste Quelle göttlicher Kraft und Weisheit zu besitzen. Noch stehen breite Schichten unter dem bannenden Einfluß des Schlagwortes, die Wissenschaft sei wider den Glauben, Bildung und Christentum schlössen einander aus! Wir müssen daher wieder zu der frohen Erkenntnis hindurchdringen, daß der Glaube an Gott den Geist des Menschen nicht hemmt, sondern beflügelt, daß er als höchste geistige Kraft das gesamte Bildungsleben durchdringt und allen Gebieten eines höheren, geistigen Strebens eine göttliche Würde erteilt.

Das Buch möchte dazu helfen und zunächst eine Einführung in das deutsche Geistesleben bieten, welche die universale Weite des christlichen Glaubens begreifen, aber auch die Notwendigkeit fortgehender Vertiefung und Glaubensübung erkennen läßt. Deshalb soll es auch von jetzt an unter dem Titel „Christus im deutschen (nicht „modernen") Geistesleben" ausgehen und an seinem Teile zu der Überzeugung helfen: Christentum und Deutschtum gehören zusammen! Ein Deutschtum, gereinigt und geklärt durch den Geist Christi, und ein Christentum, erfaßt mit der Innigkeit, Kraft und Tiefe

des deutschen Geistes — das muß das Ziel unserer Geschichte bleiben. Nur so wird unser Volk die bisherige innere Zerrissenheit überwinden und zu einer geistigen Einheit sich zusammenschließen; nur so fähig werden, eine Kultur heraufzuführen, die der Opfer des Krieges wert ist.

Zu diesem Ziel möchte das Buch sein bescheiden Teil beitragen. Eine tiefergehende Grundlegung der christlichen Weltanschauung versucht mein Buch „Persönlichkeit, eine Lebensphilosophie für die neue Zeit" (Schwerin, Fr. Bahn) zu bieten. Die von mir herausgegebene Monatsschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" (Gütersloh, C. Bertelsmann) unterrichtet fortlaufend über alle Fragen der Weltanschauung und der deutsch-christlichen Bildung.

Bonn, November 1918.

**E. Pfennigsdorf.**

# Inhaltsverzeichnis.

# I. Die Religionen.

## 1. Das Geheimnis der Religion.

**1. Der unvergängliche Glaube.** Auch Religionen werden alt und sterben. Der Olymp ist seiner göttlichen Bewohner beraubt. Die germanische Götterwelt ist versunken. Isis und Osiris, Baal und Astarte sind mit den Völkern, die sie anbeteten, zu Grabe gegangen. Selbst die großen noch bestehenden Religionen, der Buddhismus, der Konfuzianismus und Mohammedanismus, tragen die Spuren der Erstarrung und des beginnenden Verfalles bereits deutlich im Angesicht. Dagegen offenbart das Christentum eine wunderbare Kraft der Auferstehung. Verfolgt, niedergetreten, verkümmert und verdorben erhebt es sich doch immer wieder siegreich wie der Phönix aus seiner Asche und beherrscht den Geist der Zeiten. Wie oftmals ist es schon für „wissenschaftlich tot" erklärt worden von den Tagen des Celsus und Julian bis ins zwanzigste Jahrhundert! Aber während die Wissenschaft einem beständigen Wechsel unterliegt, frühere Behauptungen entkräftet, haltlose Hypothesen aufgibt, bleibt Jesus Christus, das Licht der Welt, heute und gestern derselbe. Auch der große deutsche Krieg hat das in letztvergangener Zeit trotz allem bestätigt. Er hat unserem Volk zu Anfang ein religiöses Erwachen geschenkt, vor dem die atheistischen Machenschaften wie ein Kartenhaus zusammenbrachen. Die Kirchenaustrittsbewegung, die Propaganda der Freidenker waren in demselben Augenblick verurteilt, als die Schicksalsstunde dieses Krieges an die Herzen pochte und unter dem Ernst der Zeit in Kirchen und auf freien Plätzen, im Schützengraben und beim Einmarsch in eroberte Städte Tausende

von deutschen Männern aus freiem Herzenstriebe sangen „Ein feste Burg ist unser Gott".

Nicht der Wissenschaft, aber auch nicht der Frömmigkeit seiner Bekenner verdankt der christliche Glaube seine unverwüstliche Lebenskraft. Was ist doch im Namen dieses Glaubens von seinen unlauteren oder beschränkten Freunden alles gesündigt worden: Gewalt, Krieg, Mord, die Hexenprozesse und die Inquisition, Heuchelei und Schleicherei, Verdammung der Wissenschaft, der wilde konfessionelle Haß und die endlosen Glaubensstreitigkeiten — alles im Namen Christi und zur Ehre Gottes! Und trotz alledem lebt der christliche Glaube und ist Freude und Kraft in den Seelen der Besten. Er lebt trotz seiner Feinde und trotz seiner Freunde! Er lebt durch sich selbst. Und während der Menschen Gedanken immerfort wechseln, verleugnet der wahre Glaube sich nie. Durch alle menschlichen Trübungen bricht er immer wieder sonnenhell hindurch und hebt siegesfroh sein Haupt über die Jahrtausende.

Unbegreiflich wäre diese Tatsache, wenn er nicht einem tiefen, ja dem tiefsten Verlangen des menschlichen Herzens Erfüllung brächte, und den Schlüssel zu ihrem Verständnis bietet das Wort Augustins: „Du hast uns zu dir hin geschaffen; und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir".[1])

**2. Die Propheten.** Wer aber soll uns sagen, was Religion sei? Wollen wir wissen, was Astronomie ist, so fragen wir den Astronomen; was Kunst, so fragen wir den Künstler. So kann uns auch nur der religiöse Mensch sagen, was Religion ist. Wer über Religion redet, ohne sie in seinem Innern erfahren zu haben, der redet wie der Blinde von der Farbe. Denn in ihr handelt es sich ebenso wie in der Kunst um ein eigentümliches Lebensgebiet, das man allein durch eigenes Schauen und Erleben kennen lernt. Darum sind es auch nicht die Gelehrten und Kritiker, nicht die Naturforscher und Philosophen, sondern die Heiligen und Pro-

---

[1]) Vgl. Augustins Konfessionen, Anfang. Deutsch. Reclam. Eine betende Betrachtung seiner Lebensführungen. Vorbild vieler anderer „Bekenntnisse".

pheten, die uns den Weg zu Gott zeigen. Sie sind die Führer der Menschheit aus den Regionen dumpfer Sinnlichkeit zu den Höhen des Glaubens und der sittlichen Freiheit. Gegenüber einem zeremonienhaften, sinnenberauschenden Kultus haben sie die Herrlichkeit des einen geistig-sittlichen Gottes verkündigt, dem Recht und Barmherzigkeit mehr ist als Opfer, — das alles aber unter ungeheuren Kämpfen gegen die niederen Instinkte der Menschennatur. Hätten diese Felsennaturen nicht jenen Kampf für die Wahrheit der Religion mit so unbeugsamer Energie durchgerungen, dann gäbe es kein Christentum. Wir stehen noch heute auf den Schultern der Propheten. Was ein Jesaias von der Erhabenheit Gottes über Raum und Zeit, von seinem richterlichen Wirken in der Geschichte und im Menschenleben gesagt hat, das kann nie verklingen und durch keine Philosophie je übertroffen werden. Nichts ist wunderbarer als das Auftreten dieser Männer. Sie werden nicht angestellt, sondern plötzlich, wenn es die Zeit gebietet, sind sie da.

Es war um das Jahr 800 v. Chr., als ein unbekannter Rinderhirt aus Thekoa in das bigott-lustige Treiben der abgöttischen Stadt Bethel die Worte von Gericht und Buße hineinrief: „Die Höhen Jakobs sollen verwüstet und die Heiligtümer Israels verstört werden; und ich will mich mit dem Schwert über das Haus Jerobeams machen" (Amos 7, 9). Große Erregung unter den Festteilnehmern über den ungebetenen Sprecher! Der Oberpriester Amazja weist ihn auf Befehl des Königs aus dem Lande: „Du darfst hier nicht so weissagen, denn hier ist ein königliches Heiligtum und ein Reichstempel". Ein Menschenalter später war das Reich Jerobeams vom Erdboden vertilgt, Samarien lag in Trümmern, in Stücke gegangen war das goldüberzogene Stierbild des Jahveh von Bethel, das auf den Sinnentaumel des Volkes und die Ungerechtigkeiten der Großen hinabgeschaut hatte.

Was war es doch, das den Amos und alle die andern Propheten antrieb, ihren friedlichen Bürgerberuf zu verlassen und mit gewaltiger Straf- oder Trostrede unter ihr Volk zu treten? Es war nicht ihr eigener Wunsch und Wille, nicht eine durch Furcht und Hoffnung aufgestachelte Phantasie, sondern es war eine reale Macht,

die sie — oft wider ihren Willen — in ihrem Lebenszentrum erfaßte. Es war „der Geist des Herrn", ein innerer Ruf, unter dem sie bis ins Mark erzittern. Weil sie Menschen sind, fürchten sie sich vor der schweren Last, unter der ihr Erdenglück zerbricht. Sie suchen sich wohl mit ihrer Jugend, ihren unreinen Lippen oder ihrer schweren Zunge zu entschuldigen. Vergebens! Viel zu mächtig ist der Drang, der in ihnen bohrt. Sie wagen es nicht, dieser Gewissensmacht zu widerstehen. Schimpf und Schande, Leiden und Tod können sie nicht abhalten, die geschaute Wahrheit zu bezeugen. Hier stehen wir vor der Quelle aller wahren Religion und zugleich vor ihrem unergründlichen Geheimnis! Sie ist ein unmittelbares Innewerden der erhabenen Macht Gottes, von dem unser kleines Dasein abhängt, und der uns zu seinem Dienst verpflichtet. Sie ist ein Schauen und Erfassen des Unsichtbaren, ein Atmen in seiner Nähe, ein Schöpfen aus seiner Lebensfülle, ein Stille- und Starkwerden in seiner Kraft. Dies geheimnisvolle Leben ist da in der Menschenwelt. Wie wollen wir's erklären?

---

## 2. Die Anlage zur Religion.

**1. Wo ist das Glück?** Gott hat dem Menschen den Trieb nach der Gemeinschaft mit ihm ins Herz gegeben. Auf diesen Trieb weist uns der tiefe Kenner des menschlichen Herzens, Goethe, hin, wenn er sagt:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein."

Der Mensch ist bis heute nicht von Gott losgekommen. Er mag sich „Atheist" nennen, weil er sich keine „Vorstellung" von Gott machen kann; die Sehnsucht nach dem lebendigen Gott kann auch er nicht verleugnen. Ihn drückt ebenso wie jeden anderen die Schuld. Er sehnt sich heraus aus diesem „Kettenschmerz". Er hat keine

dauernde Freude am Sündendienste, und das erträumte wie erjagte Glück wird ihm immer wieder zur Täuschung:

„Nicht bloß im grünen Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auch auf der Erde, so fest sie ruht,
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen."

So singt Schiller, und Lenau klagt:

„O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

Goethe aber, dieser weltfreudigste aller Dichter, muß am Ende seines Lebens bekennen: Wenn er alle Stunden reinen Glückes in seinem langen Leben zusammenzähle, bringe er es höchstens auf vier Wochen. Woher diese Unbeständigkeit des menschlichen Glückes? Woher die Unmöglichkeit, im irdischen Genießen wahre Befriedigung zu finden? Weil wir zu Gott hin geschaffen sind! Der Mensch ist ein Bürger zweier Welten. Er ist ein Sohn der Erde; aber er trägt die Bestimmung in sich, über diese Erde hinaus und in ein Reich des Geistes und der Freiheit hineinzuwachsen.

Zwei Gegensätze sind es, an denen sich das Verlangen nach Gott immer aufs neue entzündet; der Gegensatz von Natur und Geist sowie der andere von Ideal und Wirklichkeit.

**2. Natur und Geist.** Der Mensch ist zum Handeln angelegt. Er sucht seine Umgebung seinen Zwecken dienstbar zu machen und die Welt zu beherrschen. Aber bald merkt er die Beschränktheit seiner Kraft. Die Natur gehorcht ihm nur dann, wenn er sich ihren Gesetzen unterwirft. Nicht selten tritt sie aber auch den Plänen des Menschen feindlich entgegen: die Wut der Elemente zerstört das Werk menschlicher Hände. Unglück, Krankheit, Not und Tod treten an uns heran, ohne daß wir's hindern können. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an: „Was ist der Mensch?" Ist er mehr als der Wurm im Staube? Was ist menschliches Leben und Streben, wenn am Ende doch Gutes und

Böses unterschiedslos dahingerafft wird? Wenn dereinst — wie unsere Gelehrten weissagen —, unsere erkaltete Erde sich verlassen und verödet im schweigenden Raume drehen und nichts mehr verkündigen wird, daß sie eine Herberge von kämpfenden, liebenden, glaubenden Menschen war, dann scheint nichts anderes übrig zu bleiben als der Pessimismus des Mephistopheles am Grabe Fausts:

„Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen! . . .
Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen!" (Faust, II. Teil.)

Dann hat Sophokles ganz recht, wenn er ausruft: „Nicht geboren zu sein ist das Beste!"

In der Tat ist dieser Gegensatz zwischen dem schaffensfrohen, fühlenden Menschen und der kalten, fühllosen Natur weder durch die Kunst noch durch die Wissenschaft zu überwinden. Die Wissenschaft kann diesen Zwiespalt nur feststellen, die Kunst nur auf einige Stunden über ihn hinwegtäuschen. Und doch fühlen wir uns gedrungen, ihn geistig zu bewältigen. Wenn er ungelöst bleibt, dann geht der Mensch einer inneren Auflösung entgegen. Alle Freudigkeit des Lebens und Wirkens fällt dahin, alle edle Begeisterung, alles sittliche Kämpfen, alles selbstlose Wirken im Dienste einer großen Aufgabe wird zweck- und wertlos.

Nur der Glaube kann uns aus dieser Seelennot befreien. Denn er zeigt uns den Gott, der Natur und Mensch geschaffen und füreinander bestimmt hat: die Natur keine feindliche Macht, sondern die Werkstatt seines Geistes; ich selbst kein verlassenes Atom, sondern ein Lehrling im Reiche des Vaters! Selbst der größte Philosoph des 19. Jahrhunderts, Kant, gehorcht dem Drange des Glaubens, wenn er im Gottesbewußtsein die Versöhnung des Konfliktes sucht, den er zwischen dem Ich und der Welt, der „reinen" und der „praktischen" Vernunft findet.

Wie oft wollten oberflächliche Seelen im Glauben nur Knechtschaft sehen! Er kann dazu mißbraucht werden. Aber recht betrachtet ist er es gerade, welcher den Menschen aus den Ketten befreit, womit die Natur ihn belastet, welcher ihn zu großem Tun ermuntert und seiner edlen Tätigkeit eine unendliche Bahn eröffnet.

**3. Ideal und Wirklichkeit.** Und doch ist das Gefühl unserer Endlichkeit und Hilflosigkeit nur ein Antrieb zum Glauben. Viel nachhaltiger als die Not seiner äußeren Lage beunruhigt den erwachenden Menschen die Not seines inneren Lebens. Das Sittengesetz sagt! „Du sollst!“ Unbedingt gilt die Forderung des Gewissens. Wir sollen ihr nachkommen ohne zu fragen, ob es uns Ehre oder Gewinn, Nutzen oder Schaden bringt. Aber gerade, je ernster wir es mit der sittlichen Forderung nehmen, um so schärfer wird das Auge für die eingewurzelte Macht der Selbstsucht, die uns fort und fort vom Guten abzieht und in den Dienst des lieben Ich spannt. „Zwei Seelen, wohnen, ach, in meiner Brust!“

Gerade die Besten haben diesen Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit immer am tiefsten empfunden, keiner vielleicht tiefer als der Apostel Paulus in dem bekannten Wort: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich“ (Röm. 7, 19). Den Übertreter aber straft das Gewissen. So unbedingt, wie die sittliche Forderung an ihn ergeht, so unbedingt trifft ihn das Urteil: „Du bist schuldig, schuldig auf ewig!“ In dieser elementaren Regung des Gewissens liegt die tiefste Wurzel der Religion. Nun erst verstehen wir, warum unser Herz unruhig ist. Wir sind durch die Schuld von Gott getrennt und darum friedlos. Der Mensch ist ein verlorener Sohn, in welchem die Sehnsucht nach dem Vaterhaus nicht ganz erloschen ist. „Gott ist“ — wie Jean Paul sagt —, „ein unaussprechlicher Seufzer auf dem Grunde unserer Seele“. — Darum fragt der ausgezeichnete Anatom Hyrtl in seiner Rektoratsrede mit Recht: „Sollte der unendliche Geist, der seinen Willen allenthalben in hellen Zügen niedergeschrieben, die Gefahr einer hoffnungslosen Sehnsucht, die nie befriedigt werden kann, in unser Herz gelegt haben? Hier steht die Wissenschaft am Ende ihres Forschens, es wird still im kühnsten Forschergeiste. Der Glaube tritt in seine heiligen Rechte, der Glaube, den die Wissenschaft nicht widerlegen und nicht beweisen kann. Löscht dieses Himmelslicht aus, und der Selbstmord eurer Seele macht aus dem stolzen Herrn der Welt

nichts als ein Häuflein stickstoffreichen Düngers für den Acker." Ohne Religion würde der Mensch und seine Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt sein. „Was wäre die Geschichte der Menschheit" — ruft M. Müller aus —, „wenn man die Religion ausstriche? Ein Rätsel ohne Lösung, ein Leben ohne Herzschlag!"

---

## 3. Die Religionen.[1])

**1. Mannigfaltigkeit der Religionen.** So ist also die Religion im menschlichen Geistesleben ebenso notwendig begründet, wie Wissenschaft und Kunst es sind. Wer ein Herz und ein Gewissen hat, der hat auch Religion. Der religiöse Lebenstrieb kann abstumpfen, kann mißhandelt und mißleitet werden. Aber völlig ertöten läßt er sich nicht. Ehe der Mensch sich dessen versieht, bei der Erfahrung schweren Unglücks oder sittlicher Ohnmacht und Schuld findet er die alte Sehnsucht in sich: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott". Wer das erfahren hat, der wird sich nun auch nicht wundern, wenn er sieht, daß kein Volk auf der Erde ohne Religion ist. Die verschiedenen Religionen hören auf, ein wirrer Knäuel von sich oft widersprechenden Ansichten und abstrusen Zeremonien zu sein. Er erblickt hinter ihnen allen die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach Gemeinschaft mit Gott.

Gerade die neueren Forschungen auf religionswissenschaftlichem Gebiete deuten darauf hin, daß die Religionen

---

[1]) Vgl. Siebeck, Religionsphilosophie. Mehr spekulativ gerichtet: Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. — In der Religionsgeschichte orientiert: Orelli, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2 Bde. 2. Auflage. Wurm, Lehrbuch der Religionsgeschichte. R. Falke, Buddha, Mohammed, Christus. 2 Bände. Simon, Islam und Christentum. Warneck 1910. Über Buddha: Oldenberg, Buddha. Max Müller, Indien. Hackmann, Der Buddhismus in „Religionsgeschichtliche Volksbücher". Glawe, Buddhistische Strömungen der Gegenwart 1913. (50 Pf.) Simon, Buddha. (70 Pf.) Sellin, Der alttestamentliche Prophetismus. 2. Auflage. 1912.

von einer dunklen Vorstellung des Göttlichen überhaupt ausgegangen sind, einem unbestimmten Gottesbewußtsein, welches sich dann erst der äußeren Naturerscheinungen bemächtigte und sie zu Trägern einer göttlichen Macht erhob. So betrachtet wird die Religionsgeschichte zu der bedeutungsvollsten Erscheinung des menschlichen Geisteslebens. Ergreifendes Schauspiel, wie die Kinder unseres Planeten von Pol zu Pol die dunkle Sehnsucht nach dem unbekannten Gott kundgeben, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten!

„In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen!
Verachte keinen Brauch und keine Flehgebärde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde." (Rückert.)

Freilich roh und unbeholfen genug sind oft die Formen, in welchen der religiöse Trieb sich äußert. Kindisch erscheint es uns, wenn der Neger vor einem Holzklotz niederfällt, um den widerspenstigen Fetisch nicht lange darauf zu prügeln; abgeschmackt, wenn der Buddhist seine Gebetsmühle dreht oder der Chinese über den Gräbern seiner Ahnen allerhand Gebrauchsgegenstände auf Papier gemalt verbrennt, um ihnen dadurch das Leben im Jenseits angenehmer zu machen. Geradezu abstoßend wirkt der Tanz halbwahnsinniger Derwische zu Ehren Allahs und der Haschischrausch seiner Gläubigen, die blutigen Zeremonien indischer Fakire und die sittlichen Greuel so mancher Götzenfeste in Indien und Afrika. Keine Frage, daß manchem Volke die Religion eher zu einem Fluch als zu einem Segen geworden ist. Gerade hier offenbart die Sünde ihre dämonische, verwirrende Macht in entsetzlicher Weise, findet der alte Satz seine immer neue Bestätigung: Corruptio optimi pessima, die Verderbnis des Besten ist am schlimmsten.

**2. Spuren der Wahrheit. Griechische Mythologie.**

Und doch wäre es ungerecht, wollte man auch in den außerchristlichen Religionen nicht Züge tiefen, wahren Empfindens und hoher sittlicher Anschauungen dankbar erkennen. Auch die heidnischen Völker sind nie ganz von Gott verlassen gewesen.

Als der Apostel Paulus in Athen einen Altar fand mit der Inschrift „Dem unbekannten Gott" (Apg. 17, 23),

urteilte er, daß hier „unwissend Gottesdienst“ getrieben würde. Sollte man dasselbe nicht auch von Pindar, Äschylos, Sophokles, Herodot, Phidias, Praxiteles, Sokrates und Platon sagen können? Hier ist die Blütezeit der griechischen Religiosität, an Reinheit vielfach dem Monotheismus nahestehend; haben doch z. B. Pindar und die Orphiker die Idee von einem seligen Leben nach dem Tode, welche schon Hesiod im strengen Gegensatze mit dem Schattenreiche des Homeros angedeutet hatte, zur schönsten Entwicklung gebracht. Erstaunlich, mit wie hinreißender Gewalt Sophokles die Macht der Gottesfurcht darzustellen weiß, wenn in seinem Ödipus dem aufgeregten Volk und ratlosen König mit feierlicher, fester Autorität der greise Tiresias gegenübertritt und verkündigt, was er allein weiß und offenbaren kann, den Grund des göttlichen Zornes, unter dem das Königshaus zusammenbricht. Wie tief das Schuldgefühl bei ihnen entwickelt war, das bezeugt vor allem die Vorstellung jenes „furchtbaren Geschlechts der Nacht“, der Eumeniden, die den Frevler verfolgen, dem Flüchtling keine Rast gönnen und ihr Opfer „bis zu den Schatten“ jagen, um es auch dort nicht frei zu geben, wie es uns Schiller in seinem „Ibykus“ so ergreifend zu schildern weiß.

Das sind nur einige Züge! Aber wieviel unvergängliche ideale Momente prägen sich in dieser wunderbar reichen Mythologie aus! Tiefes sittliches Gefühl verrät es z. B., wenn der Nationalheros Herakles statt der lockenden Straße der sinnlichen Lust den dornigen Pfad entsagungsvoller Tugendübung wählt. Staunenswert ist die Ahnung des Einen, Göttlichen, des „Vaters“ aller Menschen, der weltschöpferischen „Macht“ und des allumfassenden „Lichts“, die sich hinter der populären Vielgötterei mit ihren symbolisch bedeutsamen und sinnvollen Kulten verbirgt. In welche Tiefen läßt uns die „homerische Theologie“ — ich verweise auf das unsterbliche Werk von Nägelsbach — hineinblicken! Und doch! Nirgends findet sich hier ein gläubig-kindliches Vertrauen zu dem einen Gott, dem Gott der erbarmenden Liebe, nirgends ein lebendiger Gebetsverkehr mit ihm und eine aus diesem Glauben herausgeborene Menschenliebe. Der Fromme schwankt hin und her zwischen der Anbetung

einzelner Teilgötter oder Halbgötter, die er auch wohl in eine persönliche Spitze (Hauptgott neben andern, Zeus, Jupiter) zusammenfaßt. Er bleibt im Banne der Abgötterei, beladen mit der unheimlichen Angst vor dem unerbittlichen, weil unpersönlichen „Schicksal", dem selbst die Götter nicht gewachsen sind![1])

**3. Deutsche Mythologie.** Höher noch an sittlichem Gehalte als die griechische steht die deutsche Mythologie. Welch eine Tiefe des Gefühls offenbart sich allein in der milden Lichtgestalt des Himmelsgottes Baldur, bei dessen Tode alle Wesen weinen![2]) Aber auch hier erhebt sich die unheimliche Macht des Schicksals drohend über die Götterwelt. Und wie es in der Prometheussage den Zeus ängstigt, so treibt es in der Edda offenkundig und mit furchtbarer Größe die germanischen Götter dem Untergange zu. Ihr lichtes Reich ist bestimmt, in der „Götterdämmerung" zu versinken. So trug hier der Glaube von Anfang das wehmütige Gefühl seiner Unzulänglichkeit in sich.

Anders verhält es sich bei den beiden Religionen, die neben dem Christentum allein in Betracht kommen, dem Mohammedanismus und Buddhismus. Beide behaupten, die absolute Wahrheit zu besitzen, beide sind universalistisch, beide treiben Mission. Erst vor Jahren hat die scheinbar schon erstarrte und erstorbene Religion des Propheten bewiesen, welchen entsetzlichen Fanatismus sie noch zu entfesseln vermag, als hunderttausend armenische Christen hingeschlachtet wurden, — eine Christenverfolgung, welche die der alten Zeit an schamlosen Greueln weit übertrifft! Der Buddhismus aber sendet seine Apostel nach allen Gegenden der gebildeten Welt. Er hat seine Anhänger in den Berliner und Pariser Salons und sammelt sie in „theosophischen" Gesellschaften. Er hat sogar eine einflußreiche Philosophie in Deutschland, die seine Gedanken vertritt. Denn die pessimistische Lehre Schopenhauers und

---

[1]) L. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen. 2 Bde. 1882, und das vortreffliche Werk von E. Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen.

[2]) Vgl. Simrock, ebda., S. 320. Zur germanischen Mythologie die Werke von Grimm und Simrock.

Hartmanns ist nichts anderes als der Buddhismus, übersetzt in die philosophische Sprache des Abendlandes. Darum ist die Frage, von deren Entscheidung die religiöse Entwicklung der Menschheit abhängt: Buddha, Mohammed oder Christus?

---

## 4. Buddha, Mohammed oder Christus?

1. Mohammed. Am kürzesten können wir uns mit dem jüngsten der drei Religionsstifter befassen. Wohl hat auch Mohammed seine Bewunderer im christlichen Abendlande gehabt. Noch Carlyle, der englische Philosoph, glaubt ihn in seinem berühmten und lesenswerten Buche über „Helden, Heldentum und Heldenverehrung" (bei Hendel in Halle) unter die religiösen Heroen der Menschheit aufnehmen zu sollen. Aber dieses Urteil hält vor der streng geschichtlichen Prüfung nicht stand. Mohammed war keine originale Natur im höheren Sinne. Die Elemente, die seiner Religion einen geistigen und höheren religiösen Wert geben, stammen aus dem Judentum und dem Christentum. Sein Monotheismus, seine Scheu vor Bilderdienst, die Reinheit einzelner Morallehren haben keine andere Quelle. Aber daneben hat er grobe Reste alter arabischer Kulte mit Dämonenglauben und Fetischismus in seiner Lehre erhalten, welche in der Praxis oft überwiegen.

Der Wahrheitskern dieser Religion ist die Abwendung von der Vielgötterei.

Allah ist groß, er ist der einzige Gott. Aber er wird verehrt, nicht weil er weise, gütig oder vernünftig ist, sondern weil er die höchste Macht hat. Mit despotischer Willkür regiert er die Welt. Er ist durch kein erkennbares sittliches Gesetz und durch keinen höheren Zweck gebunden. Darum sieht auch der Muselmann nicht eine gütige Vorsehung über der Welt walten, sondern das starre Schicksal, d. h. die dem Zufall und der Laune gleichende Machtäußerung Allahs. Dieser blinden Macht gegenüber gibt es nur ein Gefühl, das der stumpfen, gedankenlosen Resignation.

Wie wenig sittlich diese Religion in ihrem Kerne ist, das sieht man an dem Verkehr des Mohammedaners mit seinem Gott. Da handelt es sich nicht um die Sünde und die Reinigung von ihr, sondern nur um den Willen eines Despoten, dem man blind gehorchen muß. Hat man sein Gebot übertreten, so kann man ihn durch gewisse Opfer und Leistungen leicht wieder versöhnen. Denn es kommt ihm nach Despotenart bloß darauf an, seine unbedingte Macht und Souveränität anerkannt zu sehen. Daher gilt es, im Kultus dem allerhöchsten Herrn zu schmeicheln durch Lobpreisung und zynische Selbsterniedrigung, indem die Gläubigen sich vor Allah in den Staub werfen.

Dazu sind die Verächter des Götzendienstes selbst in die Knechtschaft von allen möglichen rituellen Vorschriften gekommen, die sie ängstlich beobachten. „Beschneidung, Richtung beim Gebet, die Zeiten des Gebets, die Koransprüche, die heiligen Örter usw., alles dies hat Zauberkraft, und die Zauberei wird von den Derwischen öffentlich geübt. Von einem reinen Herzen und sittlicher Gesinnung ist im Lande der Moslemin nicht die Rede; wie ihr Gott, so sind sie selbst unverantwortliche Despoten im Hause und über ihre Sklaven und unterwerfen sich selbst als Sklaven ihren Kalifen und ihrer Hohen Pforte."

Am besten aber kommt die sittliche Hohlheit dieses Glaubens in der Seligkeitshoffnung zutage. Denn das jenseitige Leben erscheint hier nur als eine Erhöhung des irdischen Genußlebens. „Die Frommen werden im Paradiese Schalen fließenden Weines trinken, der den Kopf nicht schmerzen und den Verstand nicht trüben wird; sie werden Jungfrauen, die immer Jungfrauen bleiben, erhalten, mit großen, schwarzen Augen, und werden ruhen auf weichen Kissen und mit Seide und Gold bekleidet sein usw."

Es ist also in dieser großen Religion keine Kraft des sittlichen Geistes wirksam, daher auch der Mohammedanismus die Völker, die ihm anhangen, mit der Zeit immer mehr entnervt. Er hat blühende Länder völlig ausgesogen und in Trümmerstätten verwandelt. Bedeutendes hat er nur geleistet, wo es ihm gelang, die Kräfte fremder Kulturen sich dienstbar zu machen. Aus

eigener Kraft aber hat er nichts Großes und Bleibendes hervorgebracht. Trotzdem entfaltet er auch in unserer Zeit eine rührige Propaganda. Es gibt ein islamisches Gemeingefühl, das trotz der mannigfachen Bekenntnis- und Sektenunterschiede durch fromme Brüderschaften gestärkt immer stärker zu werden scheint. Der letzte Krieg hat uns einen Beweis dafür gegeben. Der Islam ist sich seiner Weltstellung mehr als je bewußt geworden. Die islamische Frage erhebt sich in unseren Kolonien und klopft an die Tore der christlichen Völker.

2. Buddha. Eine nicht geringere Bedeutung besitzt der Buddhismus. Obschon zweiundeinhalb Jahrtausende alt, zeigt er doch eine so zähe Lebenskraft, daß er die Inder, dieses begabteste aller asiatischen Völker, sich bis heute dienstbar gemacht hat und sogar eine erfolgreiche Missionsarbeit in verschiedenen Weltteilen unterhält.

Sein Evangelium beginnt: „Im Anfang war das Nichts!" Alles ist aus dem Nichtsein; darum ist das Nichtsein der Inhalt und das Wesen alles Seienden. Alles Wirkliche ist nichtig und hat nur den Zweck, bald wieder zugrunde zu gehen. „Alles ist eitel." Diese Lehre des Predigers Salomo tönt hier in endlosen Variationen wieder. Der Mensch ist eitel, der Himmel ist eitel, und die Erde ist eitel. Alle Erscheinungen der Welt sind vergänglich und bergen nur Leiden im Schoße. „Dies, ihr Mönche" — sagt Buddha —, „ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, kurz: das fünffache Haften am Irdischen ist Leiden." Mit diesem trostlosen Gedanken macht der Buddhist aber auch wirklichen Ernst, im schneidenden Gegensatz zu unseren modernen Atheisten, die meist in bequemen Weltgenuß versunken sind. Er zieht die Konsequenzen seiner Gottlosigkeit und will nun auch leben als einer, der keine Hoffnung hat.

Der Buddhismus in seiner reinen Gestalt ist eine Religion der Verzweiflung, und dem entspricht seine Sittlichkeit: Alle Menschen sind gleich; nicht weil sie alle „göttlichen Geschlechts", sondern weil sie alle gleich elend

und nichtig sind und alle unter demselben Verhängnis seufzen. Darum ist das einzige Gefühl, das dem Weisen ziemt, das des Schmerzes und Mitleids. Alles eigene Begehren hingegen ist ein Unrecht; denn es kann nur dienen, das Leiden zu vermehren. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst, der von *Wiedergeburt* zu *Wiedergeburt* führt, der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht.“ Diese unendliche Wiederverkörperung ist jedoch dem Gläubigen ein Gedanke unsäglicher Qual, da ja das Leben nur eine Kette von Übeln ist. Wie kommt der Mensch aus jenem trostlosen Kreislauf des Lebens heraus? Wie findet er Erlösung? Nur durch Aufgeben jenes „Durstes“ oder jeglichen Begehrens. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Weg zur Aufhebung des Leidens; rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“

Das immer wiederkehrende Wort ist: das *Rechte*. Man glaube aber nur nicht, daß Buddha dasselbe darunter versteht wie Christus. Alle Gebote wollen hier nur ein Sichversenken in das Dasein, das als nichtig und elend erkannt ist, abwenden. Sie verbieten darum nicht bloß das sündige, sondern *jedes* Begehren schlechthin. Sittlich gut ist alles, was die Abtötung des Lebens, und alles sittlich schlecht, was das Haften am Leben befördert. Sünde ist der Patriotismus, Sünde der Wissensdurst, Sünde jede Begeisterung für die Schönheit, Sünde die Liebe zu Weib und Kind. Der Bettelmönch aber, der sein Vaterland nicht achtet, Weib und Kind treulos verlassen hat, der, allen höheren Regungen des Geistes abhold, mit der Bettlerschale von Haus zu Haus zieht und den Rest des Tages unter dem Bhobaume sitzt und über das Nirwana grübelt, er ist der Tugendheld, der Heilige des Buddhismus.

Wirklich sittliche und bloß asketische Forderungen treten hier als gleichwertig nebeneinander. So ist streng verboten, seinem Nächsten zu schaden, ebenso streng aber, eine Spinne zu verletzen oder eine Taube zu töten. Von aller Welt geschieden, als heimatloser Wanderer, als Einsiedler im Walde oder in der Einöde soll der Fromme

leben, im Bettlergewande, alles Schmuckes beraubt, ohne allen Besitz, völlig vereinsamt, gleichgültig gegen Freude und Schmerz, voll Mitgefühl mit allem Lebendigen. So geht hier mit der größten Weltverachtung Hand in Hand die höchste Milde gegen alle Wesen: die Buddhisten sind das mildeste Volk des Heidentums geworden. Aber ihre Milde ist nicht der Ausdruck der tatkräftigen Liebe, sondern eines gebrochenen Herzens.

Keine Ahnung von einem begeisternden sittlichen Ziel, wie es Christus den Seinen in dem Reiche Gottes vorhält! Keine Spur von einem Schmerz über die Sünde, die von dem heiligen Gott trennt! Kein Versuch, neue Werke zu schaffen in Wissenschaft und Kunst! Kein Ringen und Handeln, eine bessere Wirklichkeit aufzubauen, als die leid- und sündenvolle Welt bietet! Solches Schaffen und Tun könnte ja nur das Leben verlängern und das Leid vermehren! Das Ziel des Lebens und Strebens bleibt ja doch das spurlose Verlöschen, der Übergang ins Nichts. Darum harrt der Buddhist stilldudend, bis das Dasein zerfällt und der Geist aufgeht im Nirwana oder Nichtsein.

Ist es möglich, daß normal veranlagte Europäer, denen Lebensmut und Schaffensfreudigkeit in den Adern pulsiert, an einer Religion Wohlgefallen haben können, die alles Schaffen für nichtig und zwecklos erklärt? Der Buddhismus ist eine Religion des Todes. Denn er ertötet die freudige Tatkraft und die sittliche Energie, das Gottvertrauen und die lebendige Hoffnung. Die grundlegende Stimmung ist hier die der Resignation, die Entsagung. Das Christentum ist im geraden Gegensatz dazu die Religion des Lebens, die alles wahre Leben hebt, heiligt und verklärt, die Sünden und Fehler nur unterdrückt, um das Leben zu desto vollerer Entfaltung zu bringen. Der Buddhismus predigt Weltflucht, das Christentum Weltüberwindung. Und das allein ist sittlich.

Der reine Buddhismus, den wir bisher betrachteten, zählt jedoch verhältnismäßig nur kleine Gemeinden von Anhängern. In den weitaus meisten Fällen ist er in öden Götzendienst umgeschlagen und zeigt uns die korrupteste Priesterherrschaft, wie sie namentlich in dem tibetanisch-chinesischen Lama- und Dalailamakult ihre Triumphe

feiert und die Volksseele durch Dämonen- und Aberglauben vergiftet. Auch hat er sich unfähig erwiesen, den Kastengeist zu überwinden und dem Volke neue sittliche Lebenskräfte zuzuführen. Die gebildeten Indier fangen an, das selbst einzusehen. Das nachfolgende Zeugnis ist der heidnischen indischen Zeitung „The Hindu" entnommen: „Es ist eine Tatsache, daß nur die Missionare die Holzhauer und Wasserträger als menschliche Wesen ansehen. Weder die Brahmanen noch die Sudrakasten wollen irgend etwas für sie tun, und darum findet sich Rettung für sie nur im Christentum. Wenn die Missionare ihre Anstrengungen auf diese überaus verachteten Wesen konzentrieren und es ihnen glückt, sie zu gewinnen, so wird um ihretwillen der Name des wohltätigen und selbstlosen Jesus Christus hundertmal mehr verherrlicht . . . Die Arbeit, welche das Christentum ausgeführt hat, und die es jetzt noch ausführt durch Schultätigkeit, ärztliche Pflege und durch Rettung und Besserung von Indiens verbrecherischen Volksklassen, wird als ein immerwährendes Denkmal echt christlicher Menschenfreundlichkeit dastehen" usw.

So urteilen heidnische Hindu! Mögen darum gebildete Bewohner des christlichen Europa den Buddhismus als den Gipfel menschlicher Weisheit preisen, wir werden darin nur ein Zeichen jenes krankhaften Pessimismus sehen, der hier wie dort derselbe ist. Zwischen dem müden Buddhismus und dem verzweifelnden Atheismus unserer Tage besteht ein innerer Zusammenhang, der in einigen Philosophen klar zutage tritt. So heißt auch für Schopenhauer Leben: Leiden. Die Welt enthält seiner Ansicht nach unvergleichlich mehr Pein als Lust. Sie ist die schlechteste, die möglich war. Alles Streben ist vergeblich, die ersehnte Lust bleibt unerreichbar. Daher ist das einzige Vernünftige, den Willen zum Leben zu verneinen. Und sein Schüler E. v. Hartmann erwartet die Erlösung der Welt davon, „daß endlich das Bewußtsein der Menschheit, von der Torheit des Wollens und dem Elend alles Daseins durchdrungen, eine so tiefe Sehnsucht nach dem Frieden und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins erfaßt habe, daß jene Sehnsucht zur widerstandslosen Geltung gelangt" (Philos. des Unbew., 4. Auflage, S. 751).

Also Selbstverneinung, Selbstvernichtung wäre das Endziel des Daseins!

Man darf aber den Philosophen, die so reden, nicht zu sehr auf die Finger sehen. Denn Schopenhauer nahm als einer der ersten Extrapost, als die Cholera in Frankfurt ausbrach, um sein teures Leben in Sicherheit zu bringen und den eigenen Willen zum Leben aufs deutlichste zu beweisen. E. v. Hartmann aber schrieb in großer Geistesfrische ein Buch nach dem andern und schien demnach von der „Torheit des Wollens" durchaus nicht „durchdrungen" zu sein. So widersprechen beide sich selber. Ihre Systeme sind wie jene heidnischen Religionen Produkte des verirrten religiösen Triebes. Und der Schrei der Verzweiflung, der aus ihren Lehren heraustönt, sagt uns, daß auch ihnen noch etwas Anderes und Besseres im Herzen lebt als ihre eigene Philosophie — die Sehnsucht nach dem „unbekannten Gott".

---

## 5. Das Gleichnis von den drei Ringen.

**1. Die natürliche Religion.** Wunderbar, wie sich die Zeiten geändert haben! Noch im 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts konnten die Gebildeten meinen, des geschichtlichen Christentums entbehren und sich eine „natürliche Religion" zurechtmachen zu können. Die drei „Ideen" Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sollten hinreichen, dem Leben religiöse Kraft und Weihe zu geben. Die Vernunft wurde für fähig erachtet, diese Ideen zu beweisen und zu erfassen. Das war die Ansicht der damaligen Gebildeten. Auch Schiller bekennt sich zu ihr in dem Distichon:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Lessing aber war der eigentliche Herold dieser Sinnesrichtung und hat ihr in seinem „Nathan" ein poetisches Denkmal von unvergänglicher Schönheit gesetzt.

Dem Stück legte er die bekannte Fabel von den drei Ringen zugrunde, die er aus dem Dekamerone des Boccaccio entnahm und für seine Zwecke umformte

und weiterbildete. (Vgl. Rade, „Religion im modernen Geistesleben", Anhang.)

Ein Mann im Osten ist im Besitze eines Ringes, der die geheime Kraft besitzt, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen". Als er sein Ende nahen fühlt, läßt er zwei andere herstellen, die dem echten zum Verwechseln ähnlich sind. Jedem seiner drei Söhne, die er gleich sehr liebt, gibt er nun einen von den Ringen, und jeder glaubt im Besitze des echten zu sein.

„Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich: — fast so unerweislich als
Uns jetzt der rechte Glaube." — —

Als Nathan geendet hat, macht Saladin den Einwand, daß die drei Religionen doch wohl zu unterscheiden wären, „bis auf Kleidung, bis auf Speis und Trank". Darauf antwortet Nathan lebhaft:

„Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert? — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?" —

Mit andern Worten: Aus ihrem geschichtlichen Inhalt soll sich die Wahrheit einer Religion nicht erweisen lassen. Nur die „Vernunft" (ratio) ist fähig festzustellen, wieviel Wahrheit in einer geschichtlichen Religion vorhanden ist. Der Rationalist will darum seinen Glauben nicht auf „zufällige Geschichtswahrheiten", sondern auf „notwendige Vernunftwahrheiten" gründen.

Nun hat sich aber, seit Lessing und der Rationalismus diese Anschauung vertraten, viel geändert. Kant hat gezeigt, daß die Ideen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit verstandesmäßig nicht bewiesen werden können. Diese notwendigen Vernunftwahrheiten können daher nicht mehr im Ernst für einen Ersatz der Religion ausgegeben werden. Die Religionswissenschaft hat nachgewiesen, daß die sogenannte „natürliche" oder Vernunftreligion nie etwas Anderes gewesen ist als ein schwächliches Produkt der Abstraktion aus den positiven geschichtlichen Religionen. Im Grunde genommen ist diese vermeintliche Religion nur Philosophie. Sie bietet daher auch keinen Gebets-

verkehr, keine Erlösung und keine Versöhnung des Menschen mit Gott. Diese vorgeblich „natürliche" Religion findet sich in der wirklichen Natur nirgends, d. h. sie ist ebensowenig natürlich wie religiös. Dieselbe Vernunft, der sie ihren Aufbau verdankt, hat sie auch wieder niedergerissen. Man hat also die Religion entweder als Geschichte, oder man hat sie überhaupt nicht.

Zudem springt der Mangel des historischen Sinnes, man möchte sagen, der historischen Gerechtigkeit in Lessings „Nathan" peinlich in die Augen. Denn der Jude und Mohammedaner erscheinen in dem anziehenden Gewande edler Menschlichkeit, während das Christentum durch beschränkte, heuchlerische oder jugendlich unreife Persönlichkeiten vertreten wird: Nathan und Saladin stehen tatsächlich dem Christentum näher als der Patriarch, Daja oder auch der Tempelherr. Wir dürfen daher mit Geibel fragen:

„War es Lessing bewußt, als er Nathan uns malte, den Juden,
Daß er ihn nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf?"

**2. Der Beweis der Wahrheit.** Heutzutage wäre eine solche Verteilung der Rollen nicht mehr möglich, ohne sich mit den laut redenden Tatsachen der Geschichte in Widerspruch zu setzen. Denn der Beweis des Geistes und der Kraft, den Lessing fordert, ist längst gegeben. Es ist ja längst erwiesen, welche Religion die Gabe hat, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen". Das Judentum ist es sicherlich nicht; denn vom prophetischen Geiste verlassen, versinkt es immer tiefer in Mammonsdienst und Atheismus. Der Mohammedanismus aber ist es, wie oben gezeigt, erst recht nicht. Wir brauchen daher auch nicht mehr „tausend, tausend Jahre" zu warten, um zur Erkenntnis des echten Ringes zu kommen.

Je weiter das Christentum seinen Flug ausdehnt, um so mehr erkennen die Völker: „Es ist in keinem anderen Heil!" Je tiefer die Religionswissenschaft hineinschaut in das Geheimnis der Religion, um so mehr steht sie staunend vor der Erhabenheit des Evangeliums. Man kann sich ja entschließen, über alle Religion sich hinwegzusetzen und hat es dann zu verantworten. Will man

aber eine haben, so kann man sich kein Verhältnis denken, das zugleich geistiger und strenger, heiliger und freudevoller, freier und zutraulicher wäre, als das eines Gotteskindes zu seinem himmlischen Vater. Hier ist der Gegensatz zwischen dem endlichen Menschengeiste und der unendlichen Natur überwunden. Hier findet auch das niederdrückende Schuldgefühl seine Auflösung in dem „Vater, lieber Vater", und der Sünder fühlt sich durch die herablassende Gottesliebe geläutert, angespornt und emporgehoben zu neuem Schaffen. Der Zugang zu diesem Erlebnis steht jedem offen, dem es klar geworden ist, daß er sich selber nicht erretten kann. Denn das Christentum ist ja nicht eine Summe von Lehren, die nur den Wissenden zugänglich wäre, auch nicht eine Reliquie der Vergangenheit, die vor dem Wissen nicht bestehen könnte, sondern es ist eine gewaltige Persönlichkeit, Jesus Christus, der in die Geschichte eingetreten ist, nun aber, befreit von den Schranken der Endlichkeit, durch die Macht des in ihm erschienenen göttlichen Lebens sich als der „Herr" und „Heiland" in Sünden-, Lebens- und Todesnot selbst bezeugt. Alle anderen Religionsstifter trugen das Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit in sich. Gerade je höher sie standen, um so deutlicher wußten sie sich als Gottes Knechte von ihm geschieden. Keiner von ihnen durfte es wagen, sich als sündlos zu bekennen und von der Stellung zu seiner Person Heil und Unheil abhängig zu machen. Das konnte nur der eine, der als der „Sohn" in Gott lebte und atmete, und darum die Macht hat, durch sein einzigartiges, heiliges, den Menschen geweihtes Leben sie zu Gotteskindern zu machen. Dieses Innewerden seiner unerfindlichen Art und Größe, diese Erfahrung seiner zugleich richtenden und seligmachenden Kraft ist der letzte, aber auch unumstößliche Beweis für die Wahrheit des Christentums. Weil der christliche Glaube so ganz dem menschlichen Bedürfnis entgegenkommt und dem tiefsten Sehnen des menschlichen Herzens Erfüllung bringt, darum ist er für alle Zeiten, Stände und Völker die vollkommene Religion, die Religion der Menschheit.

---

# II. Christus und die Gelehrten.

Unvergeßlich werden uns allen die Tage der Mobilmachung bleiben, in denen sich angesichts der drohenden Gefahr alle Schichten und Stände zum Schutz des Vaterlandes zusammenschlossen. Der Wille zur Einheit hatte wie mit einem Schlage den Zwist der Parteien und den Hader der Konfessionen überwunden. Aber er hat uns zugleich eine neue große Aufgabe gestellt. Es gilt eine innere Einheit für unser Volk zu finden und aufzurichten, ohne die auf die Dauer kein äußerer Zusammenschluß stichhält. Ein Volk, in dem sich Atheismus und Christentum, Monismus, Pantheismus, Idealismus und wer weiß wie viele andere Ismen bekämpfen, befindet sich im Zustande chaotischer Gärung. Eine einheitliche Weltanschauung, gemeinsame geistige Güter und Ideale sind die Vorbedingung einer inneren geistigen Arbeit des ganzen Volkes und befähigen es erst zum Aufbau einer einheitlichen Kultur. Eine solche Weltanschauung aber muß zwei Forderungen genügen. Sie muß im tiefsten persönlichen Erleben wurzeln, und sie muß alle gesicherten Ergebnisse der fortschreitenden Kultur in sich aufzunehmen vermögen. Nun ist kein Erlebnis persönlicher und universaler zugleich als die im Glauben an Jesus Christus uns aufgehende Gewißheit der ewigen Liebe Gottes. Sind wir denn auch imstande, von diesem Glauben aus allen Fortschritten der Kultur und Zeitbildung gerecht zu werden? Das ist die Frage, die uns auf den folgenden Blättern beschäftigen soll.

## 1. Der Fortschritt der Naturwissenschaft.

1. Die Ausbildung der Technik.

Unser Zeitalter hat durch das Aufsteigen der Naturwissenschaften sein charakteristisches Gepräge erhalten. Haben uns frühere Jahrhunderte durch den Flug der dichterischen Phantasie, durch die Kühnheit des spekulativen Gedankens oder durch religiöse Kraft und Innigkeit übertroffen, so überragen wir sie durch die Tiefe unserer Naturerkenntnis und durch die vollkommenere Beherrschung der Naturkräfte. Manche Gebiete unseres geistigen Lebens liegen im Vergleich zu früherer Zeit brach, aber die Naturwissenschaft blüht und ist der unbestrittenen Verehrung der Zeitgenossen sicher.

Kein Wunder! Ihre glänzenden Erfolge bezeugt ja unser gesamtes Kulturleben. Der Naturwissenschaft haben wir vor allem den ungeheuren Aufschwung der Technik zu verdanken, welche die Bedingungen der Produktion und des Verkehrs verändert und der Erdoberfläche wie dem menschlichen Dasein ein anderes Aussehen gegeben hat.

Wer mag sich in die Verkehrsverhältnisse früherer Zeiten zurückversetzen, wo die „gemütliche" Postkutsche den Reisenden langsam und durchaus nicht immer sicher seinem Bestimmungsort zuführte? Heute braust der moderne Schnellzug, mit allen Annehmlichkeiten ausgestattet, über Steppen, Ströme und Abgründe dahin, ja er bohrt sich selbst durch völkertrennende Granitberge hindurch, ohne daß die Insassen in ihrer Behaglichkeit gestört würden. Die Ozeandampfer, diese stählernen Riesenpaläste, eilen, getrieben von 15000 bis 20000 Pferdekräften, pfeilschnell durch Sturm und Wellen und tragen Tausende von Passagieren in wenigen Tagen von der Alten zur Neuen Welt. Wir fahren mit dem Blitz; wir gebrauchen ihn, um die Nacht zum Tage zu machen und unsere Straßen und Wohnräume mit sonnigem Licht zu erhellen; ja, wir reden mit dem Blitz; wir zwingen den elektrischen Funken, mit der Schnelligkeit des Gedankens die Ozeane und Kontinente zu durcheilen, um in die entlegensten Gegenden unsere Stimme zu tragen und unsere Befehle zu erteilen. Der Mensch dringt suchend und forschend in

die Tiefen der Erde und erhebt sich, den Adler unter sich lassend, in den blauen Ozean der Luft.

Das sind Fortschritte, die besonders in die Augen fallen. Aber weist nicht jede Zeitung, jedes Meter Tuch, ja jeder Knopf und jede Stecknadel auf eine erstaunliche Menge von technischen Hilfsmitteln hin, die ihrerseits wieder eine Unsumme von naturwissenschaftlichen Kenntnissen voraussetzen? Sollten wir nur eine Woche, ja nur einen Tag alle die kleinen und großen Annehmlichkeiten vermissen, welche wir letzten Endes der Naturwissenschaft verdanken, so würden wir uns zweifellos höchst unbehaglich fühlen.

**2. Wissenschaftliche und soziale Bedeutung.**

Andererseits kommt die fortgeschrittene Technik wieder der wissenschaftlichen Erforschung der Welt zugute. Das moderne Riesenteleskop ermöglicht den Astronomen, Sterne zu beobachten, von deren Existenz der Mensch vor fünfzig Jahren noch gar nichts ahnte. Und während der Sternenhimmel seine unergründlichen Tiefen öffnet, läßt das Mikroskop die Welt der kleinen und kleinsten Teilchen und Lebewesen mit immer neuen Wundern schauen. Wieweit wir schon in die ebenso unergründlichen Tiefen des Kleinen gedrungen sind, beweist der Maßstab, der hier bei der Messung in Anwendung kommt. Vor hundert Jahren genügte dem Naturforscher noch die nicht einmal scharf definierte „Linie" als ein Zehntel des ebenso ungenauen Zolles. Heute haben wir schon Mikrometer, die ein Zehntausendstel eines Millimeters sehr genau messen.

So hat die Naturwissenschaft den Kreis des menschlichen Wissens bereichert. Sie hat durch Maschinen, Elektrizität und Dampfkraft die menschliche Arbeit erleichtert, dem Handel und der Industrie neue Bahnen gewiesen und eine neue Ordnung der sozialen Verhältnisse herbeigeführt. Noch mehr! Sie hat den geistigen Austausch der Völker dermaßen gesteigert, daß Raum und Zeit keine hemmenden Schranken mehr zu sein scheinen. Dazu sorgt sie für das Bildungsbedürfnis durch die Buchdruckerkunst, für die schönen Künste durch Verfeinerung der Darstellungsmittel und Instrumente, für die Hebung der Volks-

wohlfahrt durch die Vervollkommnung der Landwirtschaft. Ja selbst die Möglichkeit des architektonischen Aufbaues von Kirchen und Palästen im Dienst idealer Interessen ist zum Teil ihren Errungenschaften zuzuschreiben. Die Hochachtung, welche die Naturwissenschaft in allen Schichten der Bevölkerung genießt, ist darum ganz berechtigt.

3. Christliche Würdigung.

Dem Christen würde es schlecht anstehen, wenn er die glänzende Entwicklung dieser Wissenschaft mit scheelem Auge betrachten oder den Segen, den sie der Menschheit gebracht hat, gering achten wollte. Ist denn die Naturwissenschaft etwa gegen Gottes Willen aufgekommen? Liegt es nicht klar zutage, welche gewaltige Aufgaben ihr gerade gestellt sind? Durch sie geht das Wort des Schöpfers in Erfüllung: „Machet euch die Erde untertan, herrschet über sie!" Gott wollte seinen Kindern auf Erden neue Nahrungsquellen öffnen und neue Arbeitsgebiete erschließen; darum machte er Feuer und Dampf, Licht, Luft und Elektrizität zu ihren Dienern. Er wollte ihnen die Mühsal des Lebens erleichtern; darum gab er ihnen den eisernen Arm der Maschine. Er zerriß das blaue Himmelszelt über ihrem Haupte und öffnete ihnen das Auge für die ungeahnten Fernen des Raumes, damit sie einen erhabeneren Begriff von seiner Schöpferherrlichkeit erhielten. Er ließ sie aber auch bewundernde Blicke tun in die Welt des Kleinen und Kleinsten, in den Wassertropfen mit seinen Tausenden kleinster Lebewesen, um uns seine Schöpfermacht in allen Dingen zu offenbaren, um uns zu zeigen, daß er alles, das größte und das kleinste, durchwaltet mit seinem allmächtigen Wort.

Müssen uns solche Fortschritte und Erkenntnisse nicht mit Freude und Dank erfüllen gegenüber dem Gott, der uns so tiefe Blicke tun läßt in seine „unbegreiflich hohen Werke" und in allen den modernen Fortschritten seine väterliche Fürsorge so wunderbar betätigt? Wem vor diesen Gaben das Herz noch kalt bleibt, wer gar dem Wunsche noch Raum gibt, Gott hätte der Wissenschaft Zügel anlegen sollen, der verleugnet damit den Glauben an den allmächtigen Vater, der alles, auch die Entwicklung der Wissenschaft und das Auftreten großer Erfindungen,

zum Besten seiner Kinder leitet. Die Naturwissenschaft, ein Mittel in der Hand des großen Gottes zur Wohlfahrt des Menschengeschlechts, zur Annäherung der Völker, zur Ausbreitung seines Reiches! Es ist nicht zufällig, daß gerade das Zeitalter des Weltverkehrs auch das der Weltmission geworden ist. Der Erfinder der Dampfmaschine muß zugleich als Bahnbrecher für die Weltmission des Christentums betrachtet werden.

---

## 2. Der Riß zwischen Naturwissenschaft und Christentum.

**1. Die Schuld der kirchl. Vertreter.**

Bewahren wir uns also einen offenen Blick für die gewaltigen Erfolge und Fortschritte unserer Zeit! Hüten wir uns aber auch davor, sie einseitig zu verhimmeln! Denn die glänzende Entwicklung des modernen Kulturlebens hat ihre tiefen Schattenseiten. In der Beschäftigung mit den Naturmächten ist die Pflege des Seelenlebens verkümmert. „Wir haben die Natur in einer Weise bezwungen, die früheren Zeiten märchenhaft gedünkt hätte. Aber indem wir die Dinge äußerlich besiegten, ist innerlich ihr Mechanismus über uns Herr geworden und ergreift alle Verhältnisse," — so klagt ein vorzüglicher Kenner des modernen Lebens, Professor Eucken in Jena. In der Tat: Die Natur ist für viele zu einem Abgott geworden, der Sinn für die unsichtbare Welt verlorengegangen und über weite Kreise ist ein Abfall von Gott und allem Göttlichen gekommen, wie er entschiedener kaum gedacht werden kann. Der Glaube gilt als Wahn; Seele, Gott und Unsterblichkeit werden als Ammenmärchen verspottet. Damit verliert aber auch das sittliche Leben seinen Halt und seine Würde. Ist das Sittengesetz nicht Gottes Wille, so ist es menschlich. Grenzenlose Willkür und schrankenloser Genuß wird höchstes Ziel des irdischen Daseins. Waren es früher nur einzelne schiffbrüchige Geister, die dieser Lebensauffassung offen zu huldigen wagten, — heute sind es Hunderttausende, die dem Christentum den Rücken kehren, weil es von der Wissenschaft überwunden sei.

Wir fragen: Wie hat es zu diesem Riß zwischen Christentum und Naturwissenschaft kommen können? Die Schuld liegt, geschichtlich betrachtet, auf beiden Seiten, auf seiten der Vertreter des Christentums und der Naturwissenschaft. Die Kirche hat nicht selten versucht, den freien Flug der Wissenschaft zu hemmen, und dadurch bei vielen den Eindruck hervorgerufen, als könne sie ihn nicht vertragen. Nur mit tiefem Bedauern können wir heute der unchristlichen Art gedenken, mit der die Kirche in früheren Jahrhunderten manchem großen Forscher gelohnt hat. Die Kerkerqualen eines Galilei, der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno auf katholischer und eines Michael Servetes auf evangelischer Seite sind Wahrzeichen einer tiefen Verirrung, der auch sittlich hochstehende Geister verfallen konnten, weil sie der Wahrheit entgegen an einer mechanischen Auffassung der Heiligen Schrift festhielten und in derselben zugleich ein unfehlbares Lehrbuch der Naturwissenschaft sahen, anstatt Gottes Wort zur Seligkeit. Wo man an jener Auffassung festhält, da steht man auch heute noch der naturwissenschaftlichen Arbeit mit kaum verhehlter Abneigung gegenüber, möchte ihr am liebsten Grenzpfähle stecken, innerhalb deren sie sich zu bewegen hat, ohne zu merken, daß man mit solchem ängstlichen Gebaren den Glauben an Gottes Vorsehung verleugnet und den Wahn verbreiten hilft, die Wissenschaft sei wider den Glauben.

**2. Die Schuld der naturwissenschaftlichen Vertreter.**

Freilich haben sich auch die Vertreter der Naturwissenschaft der Verbreitung dieses Wahnes schuldig gemacht. Nicht wenige von ihnen haben, zum Teil unter hochmütiger Geringschätzung des Christentums, den Atheismus und Materialismus als notwendige Konsequenz der modernen Wissenschaft ausgerufen. Im allgemeinen ist es heute dahin gekommen, daß die Wissenschaft weniger unter der Intoleranz des Glaubens, als daß der Glaube unter der Intoleranz der Wissenschaft zu leiden hat. Ist doch selbst die Person des Gekreuzigten nicht mehr sicher, im Hörsaal der Universität mit zynischem Spott begossen und in brutaler Weise herabgewürdigt zu werden. Wenn aber solches auf den Höhen

der Bildung geschieht, dann soll man sich nicht wundern, daß derartige Vorgänge auf das Urteil der Menge verwirrend und abstumpfend zurückwirken.

Sieht man sich die Äußerungen so mancher Naturforscher über Religion und Christentum näher an, so erschrickt man geradezu vor der Oberflächlichkeit und dem Unverstand, mit dem hier geurteilt wird. Männer, die auf dem Gebiete ihrer Fachwissenschaft alle Aussagen nach einer genauen Methode prüfen und gewinnen, glauben in religiösen Dingen alles geregelten Nachdenkens entbehren und die windigsten Einfälle ohne Beweis und Begründung in die Welt setzen zu dürfen.[1]) Es ist ein sonderbares Schauspiel, das die meisten Vertreter der fortgeschrittensten Wissenschaft in religiöser Beziehung bieten: Sie sind in ihren religiösen Ansichten auf dem Standpunkt des vorigen Jahrhunderts zurückgeblieben. Denn die positive Religion ist nicht wenigen von ihnen ein bloßer Notbehelf des menschlichen Geistes ohne jeden Wirklichkeitswert. Fast möchte man dabei an das Wort des Mephistopheles denken: „Spottet seiner selbst — und weiß doch nicht wie!" Schon K. E. v. Bär, einer der größten Naturforscher aller Zeiten, sah in der Religion das unterscheidende Merkmal des Menschen vom Tier. Man müßte also aufhören Mensch zu sein, man müßte in einem oberflächlichen Genußleben oder in einseitiger Gelehrtentätigkeit untergegangen sein und nichts mehr wissen von den oben gekennzeichneten Spannungen zwischen Natur und Geist, sittlichem Sollen und sittlichem Sein, um ein Leben ohne Religion für wertvoll zu halten. Nun ist aber die Religion von der Wissenschaft als ein

[1]) Besondere Belege hierzu bietet Haeckel in seinem Buch „Die Welträtsel", in welchem dieser sonst verdiente Forscher geradezu horrende Behauptungen über „Wissenschaft und Christentum" aufstellt. Wo Haeckel auf das Christentum zu sprechen kommt, verliert er alle wissenschaftliche Besinnung, so daß man einen gehässigen Fanatiker zu hören meint. „Ich habe mit brennender Scham dies Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes. Daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte, ist schmerzlich." So urteilt ein so sachkundiger Gelehrter wie Friedrich Paulsen im Juliheft der Preuß. Jahrb. 1901.

wesentliches Merkmal des Menschen anerkannt. Ratzel sagt in seiner Völkerkunde: „Die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker." Selbst der vorgeschichtliche Mensch hat, wie die Art der Bestattung zeigt, religiöse auf eine Überwelt hindeutende Vorstellungen und Bräuche gekannt.

Ist aber der religiöse Trieb nach Gemeinschaft mit dem übersinnlichen Gott in der allgemeinen menschlichen Anlage begründet, dann liegt es ja auf der Hand, wie aussichtslos das Unterfangen ist, die Religion durch die Wissenschaft ersetzen zu wollen. Ein Mensch, dem es wirklich gelänge, die Sehnsucht nach Gott in sich völlig zu ertöten, wäre ja kein voller ganzer Mensch mehr, sondern eine Anomalie, ein geistiger Krüppel!

Wie groß Darwin auch als Mensch war, im Gegensatz zu seinen oft beschränkten Nachbetern und Bewunderern, das zeigt sich in der unbedingten Achtung und Wahrhaftigkeit auch den religiösen Tatsachen gegenüber. Darwin teilte zunächst die Geringschätzung der Religion, wie sie unter seinen Fachgenossen üblich war. Als er bei seiner Weltumsegelung die armen Feuerländer auf der Spitze von Südamerika kennen lernte, beschrieb er diese unglücklichen Bewohner fast wie leibhaftige Teufel. Er wollte in ihnen keine Mitmenschen anerkennen und meinte, daß sie den Tieren näher ständen als den Menschen. Ihre Sprache verdiene kaum den Namen artikuliert. Später stellte sich freilich heraus, daß sie über einen ganz bedeutenden Wortschatz verfügten. Als Darwin nach Jahren die Feuerländer wiedersah, war er erstaunt über die fast unglaubliche Umwandlung, die mit ihnen vorgegangen war. Er zögerte nicht, diesen Erfolg der christlichen Mission offen anzuerkennen und die „niedrige Undankbarkeit" der Reiseberichter, die das vergessen, ins gebührende Licht zu stellen. Fortan unterstützte er die Mission durch ein namhaftes jährliches Geldgeschenk (s. unten V, 2, 2). Wenn unsere heutigen Vertreter der Naturwissenschaft von ihrem Meister diese Ehrlichkeit auch gegenüber den Tatsachen des religiösen Lebens lernen wollten, dann wäre auch ein Schritt zur Versöhnung von Christentum und Naturwissenschaft getan und zwar ein recht bedeutsamer.

Auf der einen Seite also: volle freudige Anerkennung der Naturwissenschaft und ihrer Bedeutung für die Wohlfahrt des einzelnen wie der Völker; auf der andern Seite aber auch: volle Anerkennung des Christentums als der Erfüllung der in jedem Menschen angelegten Sehnsucht nach Gott. Ist man erst auf beiden Seiten zu einer derartigen gegenseitigen Wertschätzung durchdrungen, dann wird sich auch der zwischen beiden scheinbar obwaltende theoretische Gegensatz leichter lösen lassen.

---

## 3. Naturwissenschaft und Christentum keine Gegensätze![1])

**1. Beide verschieden nach Art des Gegenstandes.**

Ein solcher Gegensatz besteht zurzeit noch für viele unter den Gebildeten. Nicht bloß in sozialdemokratischen Blättern und Broschüren, sondern auch in Büchern und Zeitschriften, die auf eine gewisse Höhe geistigen Lebens Anspruch machen, kann man wieder und wieder der Behauptung begegnen, der Glaube sei durch die Wissenschaft überwunden. Entweder halte man am Glauben fest, dann müsse man vor der wissenschaftlichen Forschung die Augen verschließen, oder man nehme deren Resultate an, dann sei es mit dem Glauben vorbei. Welch ein Irrtum, so Wissenschaft und Glaube als unversöhnliche Gegensätze zu denken! Wer das tut, zeigt damit nur, daß er weder weiß, was Wissenschaft, noch was Glaube ist. Beide sind zwar grundverschieden, aber nicht entgegengesetzt. Heben wir die einzelnen Unterschiede kurz hervor. Die Naturwissenschaft hat es mit dem Sinnlichen, Erkennbaren, Unpersönlichen zu tun; die Re-

---

[1]) Vgl. Dennert, Christus und die Naturwissenschaft, 1 M Dennert, Weltbild und Weltanschauung, 1 M. Astronom Dr. Riem Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen. 1910 Hunzinger, Das Wunder. 1912. Pfennigsdorf, Persönlichkeit 6. Aufl. J. Schneider, Die Welt der Wahrnehmung und die Welt der Wirklichkeit. 1917. Prof. Dennert, Moderne Naturkunde. Eine vortreffliche Einführung in sämtliche Gebiete der Naturwissenschaft von Fachgelehrten. 1914.

ligion hingegen gerade mit dem Persönlichen, welches als solches unsichtbar und der Wissenschaft unfaßbar ist. Das Gebiet der Naturwissenschaft ist die äußere Welt der fünf Sinne, die Welt des Zähl-, Wäg- und Meßbaren. Das Christentum hingegen ist nicht von dieser Welt, sondern hat es mit einer unsichtbaren Geisteswelt zu tun, die hinter, über und in der sichtbaren Welt sich aufbaut. Wer auch nur von ferne mit Bibel und Christentum vertraut ist, muß wissen, daß der Glaube ein Nichtzweifeln ist an dem, was man nicht siehet. Und wenn Virchow einmal äußerte, er habe die Seele noch nicht mit dem Seziermesser gefunden, oder wenn ein Astronom erklärte, er habe den ganzen Himmel mit dem Fernrohr durchsucht und habe Gott nirgends entdecken können, — so hat das für den Christen gar nichts Beunruhigendes, sondern es ist ihm vom Standpunkt des Glaubens wie der Wissenschaft selbstverständlich. Unverständlich ist uns nur, daß so gelehrte Männer in dem ABC des Christentums so wenig Bescheid wissen, daß jeder geweckte Schulbube ihr Lehrer sein könnte. Wer behauptet denn, daß Gott oder Seele sichtbare Dinge sind unter sichtbaren Dingen? Die Heilige Schrift spricht deutlich genug davon, daß Gott Geist ist, unsichtbar und nur den reuigreinen Herzen sich offenbaren will. „Ein lang, breit, ausgereckt Wesen," — um einen drastischen Ausdruck Luthers zu gebrauchen —, wäre nicht der Gott, dem wir vertrauen könnten. Das Naturerkennen geht also auf das Diesseits, der christliche Glaube wendet sich dem Übersinnlichen zu. Ist denn das so schwer auseinanderzuhalten?

**2. Beide verschieden nach Art der Erkenntnis.**

Wie nach dem Gegenstande, so unterscheiden sich beide auch nach der Art der Erkenntnis. Der Naturforscher sucht vor allem nach den Ursachen eines Vorgangs innerhalb der Erscheinungswelt. Eine Erscheinung ist dann begriffen, wenn sie sich aus bekannten Erscheinungen womöglich durch das Experiment ableiten läßt. Der Christ weiß sich ergriffen von dem alles bedingenden Machtwillen Gottes, der ein Wille der Liebe ist, und er ist genötigt, nach dieser grundlegenden Erfahrung seines Lebens die Dinge dieser Welt zu deuten.

Das Hinausgehen über die räumlich-zeitliche Welt, das Sichgeborgenwissen im Ewigen, dem Grund und Ziel aller Dinge, ist hier das Charakteristische. Naturwissenschaftlich urteilen wir, wenn wir den kausalen Verknüpfungen der Erscheinungen nachgehen und ihre regelmäßige Abfolge womöglich auf gesetzmäßige Beziehungen zurückführen. Christlich urteilen wir, wenn wir auf Grund unseres Gottvertrauens uns selbst, unser Leben und die Welt mit Gott in Beziehung setzen. Der Naturforscher sucht etwa festzustellen, wie der Mensch entsteht, wie ein Entwicklungsstadium kausal mit dem anderen zusammenhängt. Der Christ sagt, über diese Zusammenhänge hinausgreifend: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat." Er kennt die kausalen Beziehungen und Zusammenhänge vielleicht auch. Aber er sieht in ihnen den Schöpferwillen Gottes sich durchsetzen und auswirken. Dieses Urteil ist ganz unabhängig von der naturwissenschaftlichen Arbeit. Und wenn es gelungen wäre, die Aufeinanderfolge der einzelnen Entwicklungsstadien des Menschen aus natürlichen Kräften restlos zu begreifen, so würde er doch an dem Urteil festhalten, daß Gott die natürlichen Kräfte zu jenem Erfolge geordnet habe. Er müßte es darum, weil ihm Gott als der Herr seines Lebens entgegengetreten ist. Darum sieht sich der Christ auch genötigt, über die kausale Betrachtung der Naturwissenschaft hinausgehend, überall nach dem Sinn und Zweck des Geschehens zu fragen. Wozu ist die Welt da, wozu ich selbst? Wozu leben, leiden und sterben wir? Wenn der Arzt bei einem Kinde die natürliche Todesursache festgestellt hat, dann ist er fertig, keineswegs fertig aber sind die trauernden Eltern, die ihren Liebling verloren haben. Sie stehen erschüttert vor dieser scheinbar unvernünftigen und zwecklosen Tatsache und fragen verzweifelnd: „Warum mußte uns das widerfahren; hat dieser Tod einen Sinn, oder ist er ein grausiger Zufall?" Solche Fragen kann die Wissenschaft nicht entscheiden. Denn der Zweck des Lebens bezw. Sterbens läßt sich naturwissenschaftlich nicht erkennen. Hier handelt es sich um unsichtbare, geistige Größen, die nur dem faßbar und verständlich werden, der in die unsichtbare Welt Gottes eingetreten ist. Der Christ ruht aber nicht, bis er Sinn

und Zweck wichtiger Erscheinungen für sein inneres Leben erschaut hat. Sein Denken und Leben ist fortwährend in intensiver geistiger Spannung. Während der glaubenslose Mensch von dem hohen Sinn seines Daseins wenig oder nichts gewahr wird, sieht der Christ in seinem Leben die göttlichen „Fügungen" und „Schickungen", und lebt auch in dunklen Stunden der Überzeugung: Gott hat mein Leben in seiner Hand; er bringt alles zu einem guten Ziel.

**3. Beide auf Tatsachen gegründet.**

Man wirft vielleicht ein: Die Religion hat es nur mit Illusionen, die Naturwissenschaft aber mit *Tatsachen* zu tun. Dieser Einwurf ist richtig, wenn man unter Tatsachen nur Vorgänge der sinnenfälligen Welt versteht. Wer aber gibt uns denn ein Recht dazu, den Begriff der Tatsache so einseitig zu verengen? Gibt es denn bloß materielle Tatsachen? Ist es nicht auch eine Tatsache, daß ich denke, fühle, fürchte und hoffe, will und handle? Diese geistigen Tatsachen sind ja mindestens ebenso gewiß wie die sogenannten materiellen. Weiß das Christentum nicht gerade von gewaltigen weltgeschichtlichen Tatsachen zu berichten? Das Leben Jesu, die Bibel, die Geschichte der Kirche, jedes einzelne Christenleben, jedes Gebet, jede Predigt, jedes Dulden und Handeln in Glaubenskraft, jede Schule, jede Kirche sind stumme und doch beredte Zeugen des christlichen Glaubens. Die größte Tatsache ist und bleibt aber für den einzelnen die Erneuerung des Herzens durch den Geist Christi. Daß eine von Gott gelöste und darum innerlich verlorene und hoffnungslose Menschenseele sich zu Gott findet und nun im steten Kampf wider sich selbst seiner Gnade und Treue froh wird, ist eine Tatsache, die auch das Denken des Menschen tiefgehend beeinflussen muß. Das Evangelium hat unzählige Trinker nüchtern, Diebe ehrlich, Lüstlinge keusch, Selbstsüchtige liebevoll gemacht. Das alles sind nicht zu leugnende Tatsachen. Auch hier heißt es: „Keine Wirkung ohne Ursache." Es gibt Tatsachen, die jeder erfahren kann, der gesunde Sinne hat, auch das Tier. Es gibt aber auch solche, welche eine höhere Entwicklung des geistig-sittlichen Lebens erfordern. Beide, die Natur-

wissenschaft wie die Religion, haben es mit Tatsachen zu tun, diese mit der Erfahrung und Deutung geistiger, jene mit der sinnenfälliger Tatsachen.

Wollte aber jemand im Ernst nur materielle Tatsachen gelten lassen, so verläßt er den Standpunkt wissenschaftlicher Besonnenheit zugunsten einer materialistischen Philosophie. Diese Weltanschauung, die jede tiefere, sittliche und religiöse Erfahrung ausschaltet, kam von jeher dem Geschmack der Masse entgegen und bietet auch heute wieder in allerlei Vermummungen unter hochtrabenden Ausdrücken als „Monismus" oder als „energetische" Weltanschauung ihre Plattheiten feil. Ihren Urhebern aber gilt noch heute das Spottwort Goethes:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht münzt, das meint ihr — gelte nicht!"

Diese Leute wollen alles natürlich erklären. Im Hochgefühl ihrer „wissenschaftlichen" Bildung leugnen sie die übersinnliche Welt schlankweg und beweisen damit doch nur ihre Geistesarmut. Denn

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!"[1])

---

## 4. Die Grenzen des Naturerkennens.

Eine gewisse Entschuldigung finden solche Versuche in der Zeitlage. Durch die großen Entdeckungen und Erfindungen unserer Zeit ist nämlich die Naturwissenschaft

[1]) Im Gegensatz zum Monistenbunde, der wie Haeckel fort und fort Wissenschaft und Glauben verwechselt, hat sich der Keplerbund die Aufgabe gestellt, zwischen beiden scharf zu scheiden und unserem Volke endlich einmal wirkliche Naturwissenschaft ohne den Zusatz materialistischer Dogmen zu geben. Der Keplerbund zählt etwa 7000 Mitglieder, darunter hervorragende Naturforscher und Ärzte. Er gibt außer anderen Schriften auch eine vortrefflich redigierte illustrierte Monatsschrift „Unsere Welt" zur Förderung der Naturerkenntnis heraus. Sitz, Auskunftsstelle und Verlag in Godesberg.

bei vielen in den Geruch einer schwarzen Kunst gekommen, die zuletzt auch die tiefsten Geheimnisse der Welt entschleiern und über das gesamte Dasein das sonnenklare Licht wissenschaftlicher Erkenntnis ausschütten werde. Diese Meinung ist aber trotz Haeckel und Ostwald irrig. Auch der Naturwissenschaft sind Grenzen, unübersteigliche Grenzen gesteckt. Schon der bekannte Naturforscher Du Bois Reymond hat auf dieselben nachdrücklich hingewiesen.[1]) Und man braucht nur die Beschränktheit der menschlichen Sinne und des menschlichen Verstandes, sowie die Unerschöpflichkeit der Welt ins Auge zu fassen, um diese Grenzen deutlich zu gewahren.

**1. Die Beschränktheit der Sinne.** Der Schauplatz der Naturwissenschaft ist die Erscheinungswelt. Schon Kant hat klar erwiesen, daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie etwa an sich, sondern wie sie für uns sind, oder wie sie unseren Sinnen erscheinen. Alles, was wir sehen, hören, riechen, schmecken oder tasten können, ist Gegenstand unserer Erkenntnis. Die fünf Sinne sind also die Mittel, um die Welt, die Natur und den Menschen zu ergründen. Und alle Mitwirkung des Mikroskops und Fernrohres, des Experiments und der Mathematik dient nur dazu, den Umkreis der Erscheinungen zu erweitern, die der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind.

Schon hieraus erhellt, daß wir sehr viele Dinge und Vorgänge in der Welt nicht wahrnehmen, weil unsere Sinnesorgane trotz der mechanischen Hilfsmittel nicht fein genug sind, sie zu erfassen. Die ultravioletten Farben z. B. sehen wir nicht. Lichtstrahlen umspielen, ja durchdringen uns, ohne daß wir sie wahrnehmen! Man denke nur an die Röntgenstrahlen! Ebenso hören wir auch bloß elf Oktaven, während uns die Physik belehrt, daß es Tausende geben muß. So sehen, hören, schmecken und riechen wir nur einen Teil der Schöpfung und sind für viele Manifestationen derselben blind, taub und unempfänglich. „Es ist anzunehmen," sagt der Philosoph und Naturforscher Fechner, „daß wir mit unseren

[1]) Vgl. dessen Vorträge „Die Grenzen des Naturerkennens" und „Die sieben Welträtsel".

Sinnen bloß einen schwachen Abglanz von der reichen Mannigfaltigkeit der Qualitäten der Außenwelt, einen Bruchteil nach Maßgabe und Feinheit unserer Sinne empfinden." Auch wissen wir nicht, ob es nicht viele, ja unzählige Sinne gibt. So besitzt die Wärme verschiedene Formen und Arten; wir empfinden aber nur eine Wärme, unterscheiden nur zwischen warm und wärmer, verhalten uns also der Wärme gegenüber wie ein gänzlich Farbenblinder gegenüber dem Licht, wenn er die Welt nur hell und dunkel sieht. Auch der Elektrizitätssinn fehlt uns, da wir nicht einmal zwischen positiver und negativer Elektrizität unterscheiden. Mit jedem neuen Sinn ginge uns eine neue ungekannte Welt auf, ebenso wie wir die wunderbare Welt der Farben nie kennen gelernt hätten, wenn uns der Gesichtssinn versagt worden wäre. Wir kennen und erforschen also nicht die Welt, sondern die Welt, wie sie die beschränkte Zahl und Art unserer Sinne uns widerspiegelt. Und es mag, wie Hamlet bemerkt, zwischen Himmel und Erde vieles existieren, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

**2. Die Grenzen des Verstandes.** Muß das schon den einsichtigen Forscher zur Selbstbescheidung einladen, wieviel mehr noch die klare Einsicht in die Grenzen des menschlichen Verstandes! Der erwähnte Naturforscher Du Bois Reymond weist darauf hin, daß der Naturforscher nur das zu erkennen vermag, was er mit den Sinnen wahrnimmt. Wir kennen einzelne Stoffe und einzelne Kräfte. Was wir hingegen Materie und Kraft, Substanz und Energie, Bewußtsein, Geist und Wille nennen, sind nur Allgemeinbegriffe, die wir aus den einzelnen Erscheinungen gewannen, indem wir das ihnen gemeinsame Merkmal festhielten. Es ist daher unmöglich, mit diesen Allgemeinbegriffen, die selbst erst aus der Erscheinungswelt genommen wurden, über diese hinauszugehen und aus ihnen die Welt erklären zu wollen. Dieses Verfahren hat doch eine fatale Ähnlichkeit mit Onkel Bräsigs Definition: Die Armut kommt von der Pauverté! Es ist ein Denkfehler, Begriffe, die man auf einem engeren Erfahrungsgebiet gefunden hat, über dieses hinaus zu Prinzipien der Welterklärung zu er-

weitern. Der Fehler ist derselbe, ob man dazu physikalische Begriffe, wie Kraft und Stoff, oder chemische, wie Atom und Verwandtschaft, oder biologische, wie Leben und Entwicklung, oder endlich psychologische, wie Wille und Bewußtsein benutzt. Immer gleicht das dabei angewandte Verfahren den scharfsinnigen Bemühungen eines Mannes, über den eigenen Schatten zu springen. Es ist und bleibt ein Widerspruch, Begriffe, die man durch Beobachtung eines Teiles der sinnlichen Erscheinungswelt gefunden hat, auf das Ganze, auf die hintersinnliche Welt der letzten Gründe zu übertragen.

**3. Die Unerschöpflichkeit der Welt.**

Aber diese Tatsache wird doch wohl durch die Unsumme der modernen Entdeckungen und Fortschritte mehr als aufgewogen? In der Tat ist unser Wissen unermeßlich in die Breite gewachsen. Trotzdem müssen wir heute wie ehedem bekennen: „Unser Wissen ist Stückwerk!“ Die immer neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft ändern daran nichts., ja sie bestätigen gerade die Wahrheit dieses apostolischen Wortes. Jede Entdeckung gibt zwar Antwort auf eine Frage, aber sie regt gleichzeitig an zu tausend neuen Fragen, so daß wir in gewisser Beziehung, wie der Kulturhistoriker Riehl einmal bemerkt, nicht nur wissender, sondern *zugleich auch unwissender werden*. Wie viele neue Probleme sind mit der Entdeckung der Elektrizität und des Magnetismus in die Welt getreten, Probleme, von denen frühere Generationen nichts ahnten! Oder man nehme beispielsweise die Röntgenstrahlen! Sicherlich ist uns mit ihrer Entdeckung ein neues Wissen aufgegangen, aber doch nur, damit wir sogleich des Stückwerks dieser Erkenntnis inne würden. Denn nun drängte sich dem Forscher sofort ein ganzes Heer neuer Fragen auf, wie z. B., welche Folgerungen sich von hier aus für die Chemie, die Physik, die Wärmetheorie ziehen lassen usw. Und so kann man bei jedem Punkt der sichtbaren Welt beginnen, man stößt allemal auf Unbekanntes, Unerklärtes, wie der Dichter sagt:

„Willst du in das Unendliche schreiten?
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!“

Frühere Zeiten konnten sich weit eher in dem Wahne wiegen, alles in der Welt erkannt zu haben, was wissenswert sei. Wir können es nicht mehr. Wir sind umringt von Geheimnissen. Mehr wie je durchdringt uns die Erkenntnis, daß unser Wissen Stückwerk ist, ja, daß es hienieden trotz aller Entdeckungen ewig Stückwerk bleibt. Sie erfüllt uns mit Ehrfurcht vor dem unerschöpflichen Reichtum der Schöpfung. Wie wunderbar ist diese Welt, die immer weitere Tiefen erschließt, je mehr man in sie hineindringt, die immer mehr Fragen stellt, je mehr man sie kennen lernt, die immer geheimnisvoller wird, je klarer man in sie hineinschaut! Und wiederum! Was wäre eine Welt, deren letztes und eigentliches Sein sich mit der Handlampe menschlicher Vernunft taghell beleuchten, oder deren Gehalt sich endlich wie ein altes Kohlenlager erschöpfen und in einzelne Binsenwahrheiten auseinanderlegen ließe? Gerade die Unerschöpflichkeit der Welt ist ein Zeichen ihrer göttlichen Herkunft. Ein Sonnenstrahl trifft mein Auge! Aber was wissen wir von dem Leben der Sonne, ihrem Alter, ihrer Zukunft, von ihrem Verhältnis zu anderen Sonnen, von ihrer Stellung im Weltenraum, wenn wir die bloßen Vermutungen abrechnen? Was wissen wir von dem Lichtstrahl, der zu uns dringt? Wohl, er ist die Folge von Ätherschwingungen, die mit ungeheurer Schnelligkeit durch den Weltraum sich fortpflanzen und unser Auge berühren. Aber warum erzeugt diese Schwingungszahl einen grünen, jene wieder einen roten Strahl? Was ist der Äther? Wie ist jene Fortpflanzung der Ätherschwingungen zu erklären, welche Kräfte vermitteln sie? Und endlich, wenn die Ätherschwingungen das Auge berührt haben, wer vermag den feinen Prozeß zu verfolgen, der sich nun in den Nervenenden und -bahnen abspielt, wer den Übergang von diesen körperlichen Bewegungen zu der geistigen Tatsache der Lichtwahrnehmung zu beschreiben, ohne überall Fragezeichen zu machen und das Eingeständnis seiner Unwissenheit abzulegen? Es ist darum ein tiefsinniges Wort, wenn der Philosoph Glogau in seinen Hauptlehren der Logik S. 149 sagt: „Das Staunen vor dem Wunder der Welt, das die Wissenschaft nicht fortschafft, sondern dessen Schleier sie nur leise lockert, indem sie feinere Züge des Daseins enthüllt: dies Staunen

ist der Anfang der Weisheit." Jene Keckheit aber, die sich anmaßt, mit „Kraft und Stoff" oder Substanz und Himmelsäther, mit Energie und ähnlichen unverstandenen Begriffen die Welträtsel zu lösen, ist sicherlich nicht der Anfang der Weisheit, sondern der Anfang von ganz etwas anderem. Diesen platten Geistern gilt der Zorn des großen uns Deutschen so nahestehenden Schotten: „Du willst kein Mysterium und keinen Mystizismus haben, du willst im Sonnenschein dessen, was du „Wahrheit" nennst, oder selbst mit der Handlampe dessen, was ich Advokatenlogik nenne, durch die Welt wandern und alles „erklären" und „begründen", aber nichts davon glauben. Ja, du willst sogar zu lachen versuchen; und jeder, der das unergründliche und alles durchdringende Reich des Geheimnisses, das überall unter seinen Füßen und seinen Händen liegt, anerkennt, dem das Weltall ein Orakel und Tempel sowohl als eine Küche und ein Viehstall ist, soll in deinen Augen ein wahnsinniger Mystiker sein; ihm willst du mit Nasenrümpfen und souveränem Mitleid deine Handlaterne anbieten und wie beleidigt aufschreien, wenn er sie mit dem Fuße fortstößt und zertritt? Armer Teufel! Wurdest du nicht geboren? Wirst du nicht sterben? Erkläre mir doch alles das! oder tue eins von zwei Dingen: Ziehe dich mit deinem törichten Gegacker an abgelegene Orte zurück, oder besser, gib es auf und weine: nicht darüber, daß die Herrschaft ehrfurchtsvollen Staunens vorüber und Gottes Welt ihrer Schönheit entkleidet und prosaisch geworden ist, sondern darüber, daß du bis jetzt ein Dilettant und blödsinniger Pedant gewesen bist."[1])

Je weiter die Wissenschaft vordringt, um so unabsehbarer breiten sich neue, noch nicht eroberte Wissensgebiete gerade vor den erleuchtetsten Köpfen aus. Die Wissenschaft wird nie fertig. Mögen darum andere sich an der blasierten Stimmung laben, wie herrlich weit wir's doch gebracht haben, wir halten es mit der Weisheit des weltgereiften Dichters, der tief genug in die Geheimnisse dieser Welt geschaut hatte, um auszurufen:

„Zum Erstaunen bin ich da!"

---

[1]) Vgl. Carlyle, Sartor resartus (Halle, Hendel), S. 57.

## 5. Wunder und Schöpfung.

1. Tägliche Wunder. Solange Naturwissenschaft und Christentum sich der Grenzen und Eigenart ihrer Erkenntnis bewußt bleiben, können sie nicht in Widerspruch geraten. Fühlt aber der Forscher sich berufen, über den letzten Grund und Zweck alles Daseins aufzuklären, so verläßt er das Gebiet der Wissenschaft, die sinnenfällige Welt, und begibt sich auf das des Glaubens. In diesem Falle steht nicht die Wissenschaft gegen den Glauben, sondern Glaube gegen Glauben, und zwar der Glaube an bloße Annahmen und unbewiese Hypothesen wider den Glauben an erfahrbare Realitäten. Fühlt sich der gläubige Mensch veranlaßt, dem Forscher auf seinem eigensten Gebiet in die Arme zu fallen und über die Vorgänge in der sinnenfälligen Welt, sei es auch in bester Absicht, seine eigene Meinung aufzudrängen, dann steht nicht der Glaube gegen die Wissenschaft, sondern die Beschränktheit oder der Aberglaube. Das müssen wir fest im Auge halten. Dann werden wir auch leicht die Fragen beantworten können, welche die Worte „Wunder" und „Schöpfung" an uns stellen.

Wunder sind solche Ereignisse, in denen wir das Wirken des lebendigen Gottes erkennen und verehren. Es gibt keinen Christen, der nicht irgendwie an Wunder glaubte. Wunderbar ist alles, was ihm die Macht oder Güte Gottes verkündigt. Ein Wunder ist ihm, wie einem Galilei, die ganze Welt, ein Wunder er selbst mit seinem Lieben und Hassen, seinem Erkennen und dunklen Sehnen nach Licht und Wahrheit. Jedes hervortretende Ereignis seines Lebens wird ihm zum Wunder, wenn er darin die erziehende Absicht Gottes schaut. Darum erlebt ein rechter Christ Wunder die Menge. Lessing hat ganz recht: Wunder, von denen wir nur historisch wissen, daß sie andere wollen gesehen und geprüft haben, können uns nicht dasselbe sein wie Wunder, die wir mit eigenen Augen sahen und zu prüfen Gelegenheit hatten. Darum ist aller rechter Wunderglaube zuerst Glaube an Wunder, die noch heute geschehen. Von der historischen Frage nach der Tatsächlichkeit erzählter Wunder ist dieser Glaube ganz unabhängig.

2. Wunder und Naturgesetz.

Ist denn aber der Wunderglaube nicht ein für allemal durch den Nachweis der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens aus der Welt geschafft? — Es ist das große Verdienst der Naturwissenschaft, daß sie die ursächliche Verkettung der Naturerscheinungen, den Zusammenhang der Natur, das Vorhandensein der Naturgesetze über allen Zweifel erhoben hat. Sie wird in der Erkenntnis des Kausalzusammenhanges der endlichen sichtbaren Dinge immer weiter schreiten und die Erscheinungen der anorganischen und organischen Welt immer mehr in das Netz einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit ziehen. Durch die Erkenntnis dieser in den Dingen waltenden Gesetze werden wir der Dinge mächtig, durch ihre Handhabung beherrschen wir die Natur. Das alles bestreitet niemand.

Aber was sind denn die Gesetze selbst? Sind sie etwa für sich bestehende Gewalten über oder hinter den wirklichen Dingen? Hören wir, wie einer der tiefsten Denker unseres Jahrhunderts, Lotze, als Naturforscher und Philosoph gleich hervorragend, den materialistischen Aberglauben an Naturgesetze als für sich bestehende Wesen ein für allemal vernichtet: Nicht die Gesetze „zwingen die Dinge, so zu wirken, wie sie es tun, sondern die Dinge wirken, und sie tun es so, daß unserem Nachdenken ihres Wirkens möglich ist, ein Gesetz zu finden, nach welchem wir, aus gegebenen Zuständen eine Folge voraussagend, mit der Wirklichkeit wieder zusammentreffen. Nachdem wir aber den Gedanken des Gesetzes ausgebildet, das im Grunde nur die konstante Natur des Wirklichen und seines Tuns selbst ist, wächst uns unter den Händen das Geschöpf unseres Denkens und erscheint uns leicht als eine an sich gültige Wahrheit, die dem Wirklichen voranginge, und nun dünkt es uns selbstverständlich, daß dem, was an sich wahr und notwendig sei, auch das Seiende gehorche" (Mikrokosmus III, S. 471). Die Naturgesetze sind also Denkformeln, in denen wir uns die Gleichförmigkeit des Naturgeschehens vergegenwärtigen. Sie sagen nicht, was sein soll, sondern was ist. Es ist daher einfach ein Denkfehler, wenn die Naturgesetze als Weltordner betrachtet und an die Stelle Gottes gesetzt werden. Es ist sicher

kein Zeichen von Geist, über dem Gesetz den Gesetzgeber und über der Ordnung den Ordner zu vergessen oder zu behaupten: Beides reime sich nicht zusammen!

Schon Schiller geißelt diese Gedankenlosigkeit, indem er sein anderes Ich, den Marquis Posa im Don Carlos, zum König Philipp sagen läßt:

> — — — — — — — — — — — „ihn,
> Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
> Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
> Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
> Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
> Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
> Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen."

Gerade die das Ganze der Welt durchwaltende Ordnung, Harmonie und Gesetzmäßigkeit war für einen Kepler, Newton, Galilei und viele andere Forscher ein überwältigender Beweis der göttlichen Weisheit und forderte ihren bewundernden Lobpreis heraus. Der vollkommene Mechanismus, — man denke nur an einen modernen Fabrikbetrieb —, schließt ja doch eine schöpferische Intelligenz als Ursache nicht aus, sondern erfordert sie vielmehr. Und so rief gerade die bis ins Kleinste reichende Gesetzmäßigkeit alles Geschehens bei jenen großen Forschern die Ahnung einer alles menschliche Denken weit übersteigenden Weisheit hervor und wurde ihnen, je mehr sie dieselbe betrachteten, ein unfaßliches, unbeschreibliches Wunder. Gesetzmäßigkeit und Wunderglaube schließen sich also keineswegs aus. Ein gläubiger Mensch wird auch durch die Erkenntnis, daß alles „natürlich" zugeht, d. h. bestimmte Ursachen hat, in dem Glauben an einen Gott, der alles regiert, nicht erschüttert. „Wunderglaube ist nichts anderes denn rechter, lebendiger Vorsehungsglaube." Von einem Widerspruch zwischen Glaube und Wissenschaft kann hier offenbar nicht die Rede sein.

**3. Die biblischen Wunder.**

Anders steht es scheinbar bei den biblischen Wundern. Gilt doch vielen hier das Wunder als eine „Tatsache, bei welcher Gott die Naturgesetze durchbricht und unmittelbar wirkt." Dieser widerspruchsvolle, ja wider-

wärtige Gedanke eines sein eigenes Gesetz nicht achtenden, also rein willkürlichen Weltherrschers würde freilich jeden Wunderbericht dem besonnenen Forscher verdächtig erscheinen lassen.

Indessen — muß es nicht zu denken geben, daß Naturforscher ersten Ranges den Wunderbegriff nicht entbehren können? Hat doch selbst Darwin zugestanden, daß der Urform organischer Wesen „das Leben zuerst vom Schöpfer müsse eingehaucht" worden sein. Und Joh. Müller betonte mit vollster Überzeugung, daß „nur ein Wunder den lebendigen Organismus aus der leblosen Materie bilden könne." Auch Fortpflanzung und Vererbung können, wie der Botaniker Reinke hervorhebt, für absehbare Zeit nur als wunderbare Tatsachen hingenommen werden. Selbst die enragiertesten Wunderleugner führen täglich eine Menge von Handlungen aus, die schlechthin wunderbar und aus den bekannten Naturgesetzen nicht abzuleiten sind. Ob wir eine Tür öffnen, einen Spaziergang machen oder eine Arbeit verrichten, immer setzen diese Tätigkeiten ein selbstbewußtes Wesen voraus, welches sich seinen Zweck setzt und die äußeren Dinge und Verhältnisse für diesen Zweck benutzt. Das selbstbewußte Ich aber und sein Zweck bleibt stets unsichtbar. Diese geistige Kraft kann in keiner Weise naturwissenschaftlich begriffen werden, und doch ist sie das eigentlich Wirkende; und doch wissen wir ganz genau, daß alle unsere Werke nur dann getan werden und vonstatten gehen, wenn wir sie ernstlich wollen. So ist im Gebiet des Personlebens jede Freiheitstat schlechterdings nicht aus bloßen Naturvorgängen erklärbar. Ohne die Natur zu zerstören oder ihre „Gesetze zu durchbrechen", ziehen wir sie in unsern Dienst und unterstellen sie unserm „Zweck", um ein relativ Neues im Gang der Geschichte zu „schaffen". Wir wissen aber, daß dasselbe ohne unsern Willen, bloß durch die blindwirkende Macht der Naturgesetze niemals entstanden wäre. Wieviel klarer wird das noch, wenn wir Taten des höheren menschlichen Geisteslebens ins Auge fassen!

Die geschickte Operation eines geistvollen Chirurgen, die rettende Tat eines vaterländischen Helden, eine Beethovensche Symphonie, eine Raffaelsche Madonna, ein

Shakespearesches Drama, ein Goethesches Gedicht, kurz, jede epochemachende Geistestat ist ein wunderbares Ereignis, indem wir es nimmer aus elementaren Naturvorgängen erklären können, sondern dazu die neuschaffende Macht des menschlichen Geistes herbeiziehen müssen.

Wie aber der Mensch nach dem Zwecke, den er sich gesetzt hat, die Mittel wählt und verwirklicht, so treten auch die Offenbarungswunder hinein in den großen Zusammenhang gottgewirkten Geschehens, dessen Ziel die Gründung eines Reiches persönlicher Geister ist. Damit verliert das Wunder seinen willkürlichen Charakter und wird selbst etwas Notwendiges in der göttlichen Heilsverwaltung. Das gilt vor allem von den Heilungswundern Jesu. Man beachte auch die schlichte, aller Ausmalung des Mirakulösen abholde Berichterstattung, die feinen unerfindlichen Züge historischer Echtheit, wie z. B. in der Erzählung vom Gichtbrüchigen (Mark. 2), und nicht zuletzt das Selbstbewußtsein Jesu, der, im ungebrochenen Lebenszusammenhang mit Gott stehend, sich im Besitz einzigartiger für seine Lebensaufgabe nötiger Kräfte wußte. Seine Wunder sind Offenbarungswunder, sind Taten der sich herablassenden Liebe Gottes an einer von Sünde und Leid beherrschten Welt und dienen der Gründung seines Reiches auf Erden. Das Wunder aller Wunder ist darum die Person Jesu Christi selbst, mit ihrer fleckenlosen Reinheit, ihrer alles tragenden, überwindenden Liebe und ihrer ungetrübten Gottesgemeinschaft. Sie kann nicht aus dem Zusammenhang dieser Menschheit abgeleitet werden, sondern muß als göttliche Gabe zu unserem Heil betrachtet werden. Die einzelnen Wundererzählungen unterliegen der geschichtlichen Beurteilung. Eine Anzahl von ihnen (z. B. Bileams Eselin, der Sonnenstillstand des Josua, Daniel in der Löwengrube, Jonas im Bauch des Fisches, das schwimmende Eisen des Elisa) sind offenbar keine geschichtlichen Tatsachen, sondern auf Dichtung oder Legende beruhende Einkleidungen. Mit solchem Zugeständnis wird die Bibel nicht herabgesetzt und Christi Kraft nicht geschmälert. Hat er doch selbst die wundersüchtigen Zeitgenossen von sich gewiesen und im Wunderglauben die Wegbahnung zum wahren Herzensglauben sehen lehren.

Es handelt sich also nicht darum, kritiklos alle uns erzählten Wunder anzunehmen, sondern zuerst die rechte persönliche Stellung zu Jesus als unserem Herrn zu gewinnen. Damit wird sich dann auch fortschreitend das Urteil über den Wert der biblischen Wunder klären (vgl. unten VI, 3).

**4. Gebetsheilung und Scientismus.**

Die Wunderfrage ist neuerdings durch das Auftreten des Scientismus für weite Kreise brennend geworden. Stifterin der Sekte ist M. B. Eddy, „Präsidentin des metaphysischen Kollegiums in Massachusetts". Ihr Buch „Wissenschaft und Gesundheit" mit einem Schlüssel zur Erkenntnis der Heiligen Schrift hat bereits über 150 Auflagen erlebt. Die Sekte hat sich mit großer Schnelligkeit von Amerika über die ganze christliche Welt verbreitet, hat sich auch in Deutschland Anhänger gerade in den höchsten Gesellschaftskreisen erworben und ist jetzt dabei, besondere Gemeinden zu bilden und eigene Gotteshäuser zu erbauen. Professoren öffnen den Scientisten ihre Kliniken, andere verklagen sie wegen Kurpfuscherei. Auf welche Seite sollen wir uns stellen?

Hören wir Frau Eddy selbst! „Offenbar nahe dem Ende meiner irdischen Laufbahn lernte ich folgende Wahrheiten der göttlichen Wissenschaft: daß alles wirkliche Sein im Geiste und in der Vorstellung Gottes existiert." „Gott ist seiner Natur nach gut und stellt sich nur in der Idee der Güte dar, während das Übel nur als unnatürlich angesehen werden sollte, weil es der Natur des Geistes Gottes widerspricht." Daraus ergibt sich für die Ausübung der neuen Heilkunst: „Du mußt klar darüber sein, daß Krankheit ebensowenig Wirklichkeit besitzt wie Sünde. Sprich Wahrheit im Gegensatz zu jeder Art von Irrtum. Geschwülste, Geschwüre, Tuberkeln, Schmerz, verkrümmte Wirbelsäule, alles sind Traumgebilde, schwarze Bilder sterblicher Einbildungskraft." Alle Krankheit ist Einbildung. Es gilt, diese Einbildung aus den Köpfen zu vertreiben, dann verschwindet das Übel von selber. Die medizinische Wissenschaft vermag die Krankheitsvorstellungen nur zu verstärken. „Abhandlungen über Anatomie, Physiologie und Gesundheit befördern Siechtum und

Krankheit ...“ — Und dieser Unsinn nennt sich „christliche Wissenschaft“, trotzdem er der Wissenschaft ebenso ins Gesicht schlägt wie dem Christentum. Unchristlich ist die Zurückführung von Krankheit und Sünde auf menschliche Einbildung, während die Bibel uns die Sünde überall in ihrer furchtbaren Realität und das Übel als ihre Folge zeigt. Unchristlich ist die völlige Verkennung der erziehenden, läuternden Macht des Leidens und die butterweiche Auffassung Gottes als Güte mit geflissentlicher Nichtachtung seiner Heiligkeit. Unchristlich ist der Mißbrauch des Gebetes, das nur benutzt wird, den Kranken von der Krankheitsvorstellung zu befreien, — das Gebet im Dienste der Suggestion! Das Kreuz Christi ist für den Scientisten überflüssig. Die Erlösung und Versöhnung kann für sie nur in der Aufhebung des Irrtums beruhen. Selbst die Persönlichkeit Gottes zerfließt in den unklaren Ergüssen der Frau Eddy. So werden hier die christlichen Grundbegriffe entleert und verzerrt. Das müßte auch den unfähigen Lesern des Buches klar werden, wenn die Verfasserin ihre metaphysischen Belehrungen nicht durch allerlei, meist der Bibel entnommene erbauliche Ermahnungen und Betrachtungen unterbräche. Miß Eddy selbst hat sich übrigens, ehe sie starb, in die Behandlung eines Spezialarztes begeben.

Undenkbar, daß die scientistischen Hirngespinste lange Zeit die Köpfe beherrschen sollten. In Amerika ist die Bewegung bereits im Abnehmen begriffen. Aber auch dann, wenn sie wieder verflogen ist, wird die Frage übrig bleiben, ob dem Gebet im Namen Jesu nicht die Kraft gegeben ist, auch Kranke zu heilen.

**5. Über unsere Kraft.**

Diese urchristliche Gnadengabe der Gebetsheilung hat Björnson in den Mittelpunkt seines gewaltigen Dramas „Über unsere Kraft“ (Reclam) gestellt und zum Kernpunkt des christlichen Glaubens gemacht: Der Wunderpastor Adolf Sang ist im ganzen Land berühmt, geehrt, gesucht wegen seines gewaltigen Glaubens, seiner sich selbst verzehrenden Liebe, seiner übermenschlichen Gebetswunder. Kommt er und betet aufrichtig mit gläubigen Kranken, so werden sie gesund. Aber die eigene Frau vermag er nicht zu

heilen. Während der Mann in blinder Weltvergessenheit alles andere hinwirft, kämpft sie gegen ihn den Kampf der Mutterliebe und Hausfrau, bis ihre Kraft erschöpft, bis sie körperlich und seelisch gebrochen ist. Sie teilt seinen Glauben nicht, ebensowenig die Kinder. Sang erkennt daraus Gottes Walten, daß er allein seine Frau heile. Er geht in die Kirche, um dort Schlaf und dann Heilung für seine Frau zu erbeten. Unter den Klängen der Gebetsglocke schläft seine Frau ein. Ja, als Sang zu ihr tritt, verläßt die Gelähmte das Bett, kommt ihm entgegen, aber nur, um im nächsten Augenblck tot zusammenzubrechen. Damit ist das Drama zu Ende. „Es will darstellen das Starke des Wunderglaubens. Die Entwicklung der dramatischen Idee führt zu dem Ergebnis: Es gibt keine Wunder. Was in menschlichen Krafttaten oder wunderbaren Naturereignissen dem Wunder ähnlich sieht, ist auf natürliche Ursachen oder auf das Spiel des Zufalles zurückzuführen. Das scheinbare Wunder ist ein Produkt magnetischer und suggestiver Kräfte. Das wirkliche Wunder geht über die Kraft." So groß der Kunstwert des Dramas ist, sein religiöser Gedankengehalt ist sehr anfechtbar.

Sehen wir zunächst den Glauben des Pfarrers an. Ist das wirklich neutestamentlicher Glaube? Der christliche Glaube geht immer von dem Schuldbewußtsein aus. Sein Ziel ist die göttliche Befreiung von der Schuld, der Friede des Menschen mit Gott. Bei Sang ist von Sünde und Schuld überhaupt nicht die Rede. Er setzt sich darüber hinweg, ebenso wie über das Elend, in welchem seine Familie allmählich verkommt. So stürmt er im Überschwang des Gefühls an den eigentlichen Aufgaben vorbei, die Glaube und Liebe ihm stellen, zu lauter Wagehalsigkeiten. Er lebt ganz und gar im Außergewöhnlichen und vergeudet die geistige Kraft, die ihm Gott gegeben, in wunderbaren Kraftproben, die niemanden bessern, sondern nur die nervöse Sensationslust befriedigen. Sang ist ein echter Schwärmer, sofern er die wirkliche Welt, in der nach Gottes Willen alle seine Aufgaben liegen, Gott allein überläßt, und dagegen das übernatürliche Gebiet, welches Gott sich vorbehalten hat, für sich als Gegenstand der tollsten Experimente in Anspruch

nimmt, — ein Schwärmer, kein Christ, am wenigsten der „einzig wahre“, wie ihn seine Kinder nennen. Das Drama ist darum auch nicht die Tragödie des Wunderglaubens, sondern die Tragödie der Schwärmerei.

Björnson nimmt an, daß der Glaube auf dem Wunder beruhe und läßt das durch den Pfarrer Bratt und das „Ja, ja!“ der im Hause versammelten Pastoren besonders aussprechen. Ist aber die Voraussetzung richtig, daß der Mensch das Wunder braucht, um glauben zu können? Nein — diese Anschauung ist gerade der Tod des Glaubens. Angenommen, der Pfarrer Sang hätte sein Weib nicht nur zum Verlassen des Krankenbettes genötigt, sondern auch dem Tode entrissen, alsdann wäre es freilich zu einer Art von Glauben bei den Anwesenden gekommen. Sie wären durch die Gewalt der Tatsache einfach zum Glauben gezwungen worden. Dieser Glaube aber wäre nicht auf sittliche Art, sondern durch den Augenschein, — durch Vergewaltigung des Gemütes entstanden. Es wäre ein Glaube gewesen, welchen Jesus mit dem Worte verurteilt: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht; ein Glaube, von dem Jakobus sagt: Die Teufel glauben auch und zittern.

Aber auch dieser Glaube würde nicht lange vorgehalten haben. Sobald der erste Eindruck vorübergewesen wäre, alsdann würde sich eine Reihe von Gedanken bei ihnen eingefunden haben, die alles für rein subjektiv und natürlich erklärten. Die Wunder helfen dem Unglauben nichts. Jener reiche Mann meinte auch, sein Unglaube sei durch Mangel an eklatanten Wundern verursacht; aber die bekannte Antwort lautet: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so würden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstände.“ Wohl hat auch Jesus mit seinen Aposteln Wunder getan, aber sie verfuhren dabei mit großer Zurückhaltung, stets bemüht, die verderbliche, alles demütige Gottvertrauen vernichtende Wundersucht niederzuhalten; und sie haben allezeit jeden Wunderglauben verabscheut, der nicht zugleich und in erster Linie Wortglaube war.

Also: Nicht erst das Wunder und dann der Glaube, sondern erst der Glaube und dann das Wunder. Der Glaube ist das Organ, mit dem wir das Wunder wahr-

nehmen in den Führungen unseres Lebens. Er allein wird uns auch sagen können, ob und bis zu welchem Grade wir ein besonderes wunderbares Eingreifen Gottes in schweren Lebenslagen erwarten und erbitten dürfen. Wir sollen dabei nie vergessen, daß unser Glaube auf der willigen Hingabe unseres Herrn ans Kreuz beruht und daß das schwerste, aber auch segensreichste Gebet lautet: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst."

**6. Die Schöpfung.** Auch die Schöpfung der Welt ist ein Wunder und kann, wie Kant gezeigt hat, durch den Verstand weder bewiesen noch geleugnet werden. Der biblische Schöpfungsbericht hat durchaus nicht den Zweck, das Dasein der Welt wissenschaftlich zu erklären. Er will uns keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse über Trias-, Lias-, Jura- und Kreideformation oder ähnliches mitteilen, sondern uns kundtun, wer das alles gemacht hat und wozu das alles da ist. Gott hat das alles geschaffen, er ist der Urheber und nicht etwa der blinde Zufall. Als vollkommener Geist ist er erhaben über den Stoff. Die Welt ist sein Werk und zugleich seine Offenbarung. Sie ist, wie das Neue Testament lehrt, auf die höchste persönliche Offenbarung in seinem Sohne Jesu Christo angelegt. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung und im tiefsten Lebensgrunde gottverwandt, „das Ebenbild Gottes". Das sind die ewig wahren religiösen Gedanken, durch welche die biblische Schöpfungsgeschichte über die Kosmogonien aller heidnischen Völker weit emporragt.

Dabei verschließen wir uns keineswegs der Erkenntnis, daß dem ganzen Schöpfungsbericht noch die ptolemäische Weltansicht zugrunde liegt. Die Erde steht fest, und der Himmel über ihr wird vorgestellt als eine „Feste", an der Sonne, Mond und Sterne befestigt sind, um daran hinzulaufen, wie von einem unsichtbaren Uhrwerk getrieben. Aber bleibt es nicht trotzdem wahr, daß die Sonne für uns Menschen „das große Licht ist, das den Tag regiere," und der Mond „das kleine Licht, das die Nacht regiere?" Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der biblischen Schriftsteller sind überholt, ebenso wie die Wissenschaft unserer Zeit einst veraltet sein wird, aber

die Art, wie hier ein vom Geiste Gottes erleuchteter Prophet in der Schöpfung der Welt überall das Walten des lebendigen Gottes schaut, wird ewig denkwürdig bleiben.

Schon Joh. Kepler, der große und fromme Astronom, hat die Schöpfungsgeschichte, diese „herrliche Initiale des großen Menschheitsbuches", richtig verstanden. Er schreibt (anno 1612) an einen Mathematiker: „Wenn Du Beweise dafür, daß die Erde stille stehe, aus der Heiligen Schrift herleiten willst, so mißbrauchst Du sie für naturwissenschaftliche Fragen; in ihr wird kein Kollegium über Optik, Physik, Astronomie gehalten, vielmehr die natürlichen Dinge nur in einem höheren, religiösen Sinne verwendet, damit wir Gottes Schöpfermacht schauen." Goldene Worte! Laßt sie uns beherzigen!

---

## 6. Darwin und die Darwinisten.[1])

Bereits auf dem ersten Blatt der Bibel begegnen wir dem tiefen Gedanken, daß Gott die Welt nicht mit einem Male, sondern stufenweise fortschreitend geschaffen habe. Dieser Gedanke hat eine Bestätigung und eine noch klarere Ausgestaltung durch die moderne Entwicklungslehre erfahren. Die Schöpfungstage sind für uns zu Schöpfungsperioden geworden. Im Laufe langer Zeiträume auf dem Wege einer fortschreitenden Entwicklung vom Niederen zum Höheren hat Gott die Welt geschaffen.

Dieser Entwicklungsgedanke ist nun aber nicht von heute. Man kann ihn zurückverfolgen bis auf Heraklit, den dunklen Philosophen von Ephesus. Lionardo da

[1]) Reinke, Naturw. Vorträge für Gebildete. 5 Bde. à 1 M. Ders., Grundzüge der Biologie. K. E. v. Bär, Reden und Aufsätze. 2 Bde. O. Hertwig, Zeit- und Streitfragen der Biologie. Dennert, Haeckels Weltanschauung naturw. und kritisch beleuchtet. 1,50 M. Ders., Die Wahrheit über H. nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet. 0,75 M. Paulsen, Haeckel als Philosoph in Philosophia militans. Adickes, Kant contra Haeckel. Loofs, Antihaeckel. Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. Die Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" herausgegeben von E. Pfennigsdorf, Jahrgang 1909 ff.

Vinci, Lamarck, Goethe, Hegel haben Beiträge zur Entwicklungslehre geliefert. Aber ihre nähere Begründung und Ausprägung hat sie erst durch die moderne Naturwissenschaft gewonnen. Zwei Richtungen stehen sich gegenüber, eine ältere und eine jüngere. Die ältere, an ihrer Spitze Professor Haeckel in Jena, behauptet, daß die Entwicklung „von selbst“ vor sich gegangen sei. Die jüngere behauptet dagegen, daß eine Entwicklung ohne geistige, zielsetzende Kräfte nicht möglich, nicht denkbar sei. Ihr gehören Forscher wie K. E. v. Bär, Reinke, Romanes, Wallace, Bunge, Wolf, Driesch und viele Jüngere an.

1. Darwin, der Entwicklungslehrer.

Der englische Naturforscher Darwin hat das Verdienst, zuerst den Versuch gemacht zu haben, die wunderbare Fülle der lebendigen Wesen, ohne die Schöpfermacht Gottes heranzuziehen, aus natürlichen Kräften zu erklären. So wie der Gärtner durch Kreuzung von Rosen, Primeln usw. ganz besonders schöne Abarten dieser Blumen hervorbringe, oder wie der Landwirt durch Kreuzung edler Pferderassen immer wertvollere Tiere dieser Gattung erziele — ebenso habe die Natur mit Hilfe der „natürlichen Zuchtwahl“ immer vollkommenere Pflanzen und Tiere von der einfachsten Mikrobe an bis hinauf zum Menschen im Laufe von Jahrmillionen geschaffen. Jedes organische Wesen habe die Fähigkeit, alle seine Organe zu verändern (Variabilität). Im Kampfe ums Dasein aber würden diejenigen Wesen allein sich behaupten, die ihrer Umgebung am meisten sich angepaßt hätten. Diese bevorzugten Individuen nun vererbten ihre besseren Eigenschaften ihren Nachkommen. Und so sei es gekommen, daß im Laufe der Zeit immer vollkommenere Arten entstanden.

Die Darwinsche Theorie macht also den Versuch, die Entwicklung der organischen Welt aus rein natürlichen, mechanisch wirkenden Ursachen zu erklären ohne Zuhilfenahme geistiger Kräfte. Dieser Versuch war — wissenschaftlich betrachtet, vgl. oben S. 32 f. — durchaus berechtigt und bedeutete für die exakte Forschung eine ungeheure Erweiterung ihres Gebiets. Denn Gegenstand

der Naturwissenschaft ist das ganze sinnenfällige Dasein, ist alles, was man sehen, hören, tasten, messen, zählen und wägen kann. Die Geisteswelt liegt jenseits dieser Grenzen. Der Naturforscher kann sie mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht erfassen, aber auch nicht leugnen. Das ist der Standpunkt, den Darwin selbst, allerdings von Schwankungen abgesehen, eingenommen hat. Er hat zeitlebens ein mehr oder weniger klares Bewußtsein davon gehabt, daß die Erfahrungen des Glaubens über das Gebiet der Sinnenwelt hinausführen, wiewohl er in religiösen Dingen nicht zu einer festen Überzeugung gekommen ist.

Er sagt aber: „Die Frage, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existiere, ist von den größten Geistern, welche je gelebt haben, bejahend beantwortet worden." In seiner von seinem Sohne herausgegebenen Biographie findet sich eine Bemerkung Darwins, in welcher er selbst darauf hinweist, daß die Unmöglichkeit, das grenzenlose und wunderbare Universum als das Ergebnis des blinden Zufalls anzusehen, ihn zur Annahme der Existenz Gottes nötige. Er sagt dort wörtlich: „Ich verdiene, ein Theist genannt zu werden." Was halfen aber dem ausgezeichneten Forscher derartige Erklärungen? Den deutschen Materialisten, die mit Kraft und Stoff so ziemlich abgewirtschaftet hatten, kam der Entwicklungsgedanke gerade recht. Sie nahmen Darwin für sich in Anspruch und posaunten im Widerspruch mit seinen eigenen Worten in die Welt hinaus, daß Darwin den Gottes- und Schöpfungsglauben vernichtet habe. Namentlich war es Professor Haeckel in Jena, der die Lehre des Meisters mit Feuereifer ergriff, ihr eine Art philosophischer Begründung gab und den Bund zwischen Entwicklungslehre und Atheismus besiegelte, der auf Jahrzehnte hinaus jene unheilvolle Entzweiung zwischen Glaube und Wissenschaft heraufbeschwor, an der wir heute noch kranken.

Wenn diese „Darwinisten" auf das Christentum zu sprechen kommen, so geschieht es meist im Tone unverhohlener Geringschätzung. Man hält es für einen überwundenen Standpunkt, für ein rückständiges Produkt der Entwicklung, höchstens geeignet, die große Masse des ungebildeten Volkes zu gängeln. Darwin selbst war

ehrlich genug, die gewaltigen Erfolge der christlichen Mission unter den Feuerländern anzuerkennen, und freimütig genug, seiner Bewunderung öffentlich Ausdruck zu geben (vgl. V, 2, 2). Aber diese unbedingte Ehrlichkeit gegenüber den Tatsachen auch auf religiösem Gebiete sucht man bei den meisten seiner Jünger vergebens.

**2. Haeckel, der Entwicklungsfanatiker.**

Ein besonderes Beispiel hierfür bietet Professor Haeckel in Jena mit seinem Buch „Die Welträtsel". Er stützt sich hier auf das Buch eines Engländers Saladin. Und dieses nach Haeckel „ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen Theologen" stellt sich heraus als das gemeine Machwerk eines unwissenden Journalisten! Haeckel will die Unglaubwürdigkeit der kanonischen Evangelien beweisen und zitiert zum Beweise völlig kritiklos eine jüdische Schmähschrift aus dem Mittelalter (!), welche die Geburtsgeschichte Jesu in den Schmutz gemeiner Verdächtigung hinabzieht. Wer sich des näheren von der unglaublichen Leichtfertigkeit und Ignoranz Haeckels auf diesem Gebiete überzeugen will, der lese Professor Loofs Schrift „Antihaeckel", und er wird ihm recht geben müssen, daß dem Professor Haeckel für die Erörterung der höchsten Fragen „das nötige Wissen, der nötige Takt und die nötige Gewissenhaftigkeit fehlen."

Schon früher hatte sich Haeckel schwere Vergehungen gegen die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit zuschulden kommen lassen. Um zu beweisen, daß Mensch, Hund und Affe auf der ersten keimartigen Entwicklungsstufe sich bereits gleichen, läßt er in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", 1. Aufl., S. 242, dreimal denselben Holzschnitt nebeneinander abdrucken, um ihn erst vom Menschen, dann vom Affen und drittens vom Hunde auszugeben. Der Erfolg war natürlich eine frappierende Ähnlichkeit dieser drei Geschöpfe! Nicht genug damit! Dasselbe Manöver wird noch ein zweites Mal gemacht — wieder mit glänzendem Erfolge. Aber noch nicht genug damit. Um zu zeigen, daß auch die frühesten Entwicklungsstufen übereinstimmen, bildet Haeckel einen Urkeim des Menschen in Gestalt einer Schuhsohle ab, „obgleich weder er noch irgend jemand dieses Stadium je

gesehen hatte." Außerdem wies ihm der Kieler Physiologe Hensen noch Veränderungen an Abbildungen menschlicher Embryonen nach, die Haeckel „so umzeichnete und in ihren einzelnen Teilen veränderte, daß sie entgegen der Wahrheit tierischen möglichst ähnlich wurden."

Dies alles ist ein Beleg dafür, daß es auch Entwicklungsfanatiker gibt, denen jedes Mittel zum Beweis ihres Dogmas recht ist.

Glücklicherweise fanden sich jedoch Männer, die die Ehre der deutschen Gelehrtenwelt retteten; so der erwähnte Hensen, dann His, den Haeckel selbst „einen unserer ersten Anatomen und Embryologen" nennt. Er sagt: „Nach meinem Urteil hat er (Haeckel) durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher als Ebenbürtiger mitzuzählen." [1])

**3. Der Monismus und sein Weltbild.** Haeckel nennt seine Weltanschauung „Monismus" (Einheitslehre), weil er den Gegensatz von Natur und Geist verwirft und das Weltgeschehen einzig und allein aus natürlichen, d. h. materiellen Ursachen herleiten will.[2]) Versuchen wir es denn, das Weltbild des Monismus mit einigen Strichen zu umgrenzen:

Die Welt ist nicht geschaffen. Sie ist ewig, unermeßlich nach Raum und Zeit. Nichts in ihr geht verloren, nichts vermag völlig neu zu entstehen. Nur die Form der Dinge ist wandelbar. Die Summe von Stoff und Kraft im Weltall bleibt immer dieselbe. Die gesamte Natur ist ein ununterbrochenes Werden und Vergehen, ein unaufhörlicher Entwicklungs- und Abwicklungsprozeß. Das gilt zunächst von der Entstehung der Sternenwelt, welche sich aus einer ungeheuren gasförmigen Kugel,

---

[1]) Vgl. die weiteren Belege in Prof. Dennerts Schrift „Die Wahrheit über Haeckel nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet."

[2]) Ostwald will den Haeckelschen Monismus dadurch fortbilden, daß er bei Haeckel noch vorhandenen Dualismus zwischen Kraft und Stoff durch den Begriff der „Energie" zu überwinden sucht. Da aber Haeckels Weltansicht weitaus populärer geworden ist, beschränken wir uns hier auf sie.

welche von rechts nach links zu rotieren begann, durch Abschleuderung gebildet hat. Der Urstoff oder die Materie besteht aus Atomen, die beseelt zu denken sind. Was wir organisches Leben nennen, ist nichts anderes als eine höhere, kompliziertere Art des Lebens der Atome. In der primitiven Form des winzigen Protoplasmaklümpchens trat es zuerst auf. Allmählich gewannen diese Körperchen innere Struktur, bildeten sich Zellen mit Hülle und Kern und mit der Fähigkeit, sich zu komplizierten Systemen zusammenzuordnen. So entstanden die einfachsten Pflanzen und Tiere. Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, Vererbung erworbener Eigenschaften und das Überleben des Tüchtigsten im Kampf ums Dasein lassen die verschiedenen Arten entstehen, bis endlich als Endprodukt der Entwicklung der Mensch erscheint, der von einer Reihe affenartiger Säugetiere abstammt und im Laufe vieler Jahrtausende zu seiner gegenwärtigen Höhe sich erhoben hat.

**4. Wissenschaft oder Phantasie?**

Das ist in kurzen Zügen der Abriß der monistischen Weltanschauung, auf den ersten Blick ein geschlossenes, einheitliches Ganzes von scheinbar blendender Konsequenz des Denkens. Das Bleibende und Wahre daran ist, um das gleich herauszuheben, der Entwicklungsgedanke, die Behauptung einer aufsteigenden Entwicklung von der unorganischen bis zur geistigen Welt. Aber dieser Gedanke wird bei Haeckel sofort um seinen Sinn gebracht durch die Behauptung einer r e i n m e c h a n i s c h e n Entwicklung. Sieht man tiefer hinein in den Monismus, so erschrickt man geradezu vor der Oberflächlichkeit, mit der hier die gewichtigsten Fragen abgetan werden. Bewiesenes und Unbeweisbares, wissenschaftliche Ergebnisse und materialistische Glaubenssätze werden hier mit großer Geschicklichkeit zusammengerührt und dem bildungsdurstigen Volke mit Applomb als das „Ergebnis moderner Wissenschaft“ dargereicht, während sich doch — um mit dem Physiologen Hensen zu sprechen — etwas „Unfruchtbareres und Öderes als dieser Monismus kaum denken läßt.“ Man braucht dieses Gedankengebäude nur mit dem Feuer der Kritik in Berührung zu bringen, um es in Rauch auf-

gehen und seine stolzen Mauern zusammenstürzen zu sehen.

Prüfen wir nun einmal Haeckels Behauptungen auf ihre Wissenschaftlichkeit. Also: Die Welt soll von selbst aus dem Urstoff entstanden sein. Woher weiß Haeckel das? Aus der Erfahrung kann er es nicht wissen. Die Erfahrung lehrt nur, daß der Stoff nach unserem Wissen unzerstörbar ist. Daraus folgt aber nicht, daß er ewig ist. Alles in der Welt ist entstanden. Auch die Erde und die Himmelskörper sind entstanden. Liegt es da nicht nahe, daß auch Stoff und Kraft einen Anfang haben? Jedenfalls ist die Behauptung, daß sie ewig seien, — eine bloße Behauptung, ein Glaubenssatz. — Aus den Atomen habe sich das Leben bis zum Menschen hinauf von selbst entwickelt, meint Haeckel. Zugegeben, daß eine allmähliche Entwicklung von den niedrigsten bis zu den höchsten Lebewesen vor sich gegangen ist. Die Annahme muß wenigstens als die wissenschaftlich wahrscheinliche angesehen werden. Aber woher weiß Haeckel, daß diese Entwicklung „von selbst" vor sich gegangen? Warum ist die Entwicklung überhaupt vorwärts gegangen und nicht in den Anfängen, etwa auf der Stufe der Würmer, stecken geblieben? Sehen wir uns nicht genötigt, eine Entwicklung, die einem hohen Ziele zustrebt, als von einer vernünftigen Macht geleitet zu denken? Mindestens wird man zugeben müssen, daß hier Glaube wider Glaube steht. Also ist auch die Behauptung, daß die Entwicklung „von selbst" vor sich gegangen, ein Glaubenssatz. Endlich: Woher weiß denn Haeckel, daß Gott nicht existiert, daß die Gesetze und Eigenschaften des Stoffes, von denen er ausgeht, nicht von ihm in die Welt hineingelegt sind? Eine wissenschaftliche Antwort darauf ist nicht möglich, weil es ja die Wissenschaft nur mit der sichtbaren Welt zu tun hat. Haeckel versucht auch nirgends einen Beweis für seinen Atheismus zu geben. Haeckels Atheismus — ein Glaubenssatz!

So ist das Welträtselbuch voll von Glaubenssätzen oder Dogmen. Der naive Leser merkt es nur nicht, weil Haeckel seine Glaubenslehre mit großer Zuversicht vorträgt, wissenschaftliche Ergebnisse und bloße Vermutungen untereinander mischt und seine eigene Kritiklosigkeit sich

und anderen durch einen gewaltigen wissenschaftlich klingenden Phrasenschwall verschleiert. — Man möchte sich von Haeckel so gern die Welt erklären und alle ihre Rätsel „wissenschaftlich" lösen lassen; und er beginnt damit, daß er Glauben fordert, den Glauben an die Ewigkeit von Stoff und Kraft, den Glauben an beseelte Atome, den Glauben an den Zufall, der alles so herrlich regieret, den Glauben an eine zwecklose Entwicklung, den Glauben, daß kein Gott sei, daß dagegen Haeckel selbst imstande sei, alle Rätsel dieser Welt spielend zu lösen. Dieser Glaube steht nicht nur mit allen sittlichen und religiösen Werten der Menschheit in Widerspruch, er ist auch, logisch und wissenschaftlich betrachtet, völlig haltlos. Sofern der Monismus Haeckels auf diesem Glauben ruht, ist er Phantasie, Begriffsdichtung.

---

## 7. Darwinismus und Christentum.

Vor eine Frage aber ist heutzutage jede Weltanschauung gestellt, vor die Frage: Wie verhält sie sich zu den Tatsachen? Gründet sie sich auf dieselben, erklärt sie dieselben, oder steht sie mit denselben im Widerspruch? Ich behaupte nun: der Haeckelsche Monismus widerspricht den fundamentalen Tatsachen der Natur und des Geisteslebens.

**1. Die Entstehung der Sternenwelt.**

Richten wir unser Augenmerk zuerst auf die Entstehung der Sternenwelt! Kopernikus hat uns belehrt, daß nicht unsere Erde, sondern die Sonne den Mittelpunkt unseres Planetensystems bildet. Die Erde steht nicht still, sondern stürmt in rasender Eile um die Sonne! Das war eine gewaltige Entdeckung. Andere Astronomen, namentlich Kepler und Newton, haben dann unserem Blick noch größere Tiefen der Sternenwelt erschlossen. Wie ist nun diese Sternenwelt entstanden? Da die Planeten immer in bestimmten Bahnen um die Sonne kreisen, lag es nahe, sie durch Abschleuderung glutflüssiger Massen von einem rotierenden Zentralkörper entstanden zu denken und diese

Annahme dann auf das gesamte All zu erweitern. Diese Theorie wird nach ihren Erfindern, dem deutschen Philosophen Kant und dem französischen Astronomen Laplace, die unabhängig und etwa gleichzeitig auf denselben Gedanken kamen, die Kant-Laplacesche Weltanschauung genannt. Sie behauptet, daß sich die gesamte Sternenwelt durch Abschleuderung aus einer ungeheuren, gasförmigen Kugel, die von rechts nach links zu rotieren begann, gebildet habe.

Ohne Frage ein kühner und scharfsinniger Versuch des menschlichen Geistes, sich die Entstehung des Weltalls einheitlich und natürlich zu erklären.

Möglicherweise ist es beim Hergang der Weltentstehung so oder ähnlich zugegangen, möglicherweise aber auch anders. Neuere Forscher machen gegen die Kant-Laplacesche Theorie gewichtige Bedenken geltend. Gasförmige Stoffe haben das Streben, sich gleichmäßig nach allen Seiten auszudehnen. Wie sollen sie dazu gekommen sein, sich in einer Kugel zusammenzuziehen? Woher der erste Anstoß zur Bewegung? Für Haeckel bestehen solche Fragen freilich nicht. Für ihn ist diese Theorie zu einem Dogma geworden, dem er blind vertraut, und das er mit Vorliebe gegen den christlichen Gottesglauben ins Feld führt. Die Welt, so unermeßlich groß, die Erde so klein, der Mensch so winzig! Ist es nicht „Größenwahn", wenn der Mensch es wagt, sich als Gegenstand der göttlichen Vorsehung zu betrachten? Angesichts des Sternenheeres scheint uns die Frage nur zu berechtigt: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest?"

Nun hat unlängst der Darwinist Wallace ein Buch über „die Stellung des Menschen im Weltall" veröffentlicht, in welchem er nach eingehenden astronomischen Untersuchungen zu dem Resultat kommt, daß (vielleicht allein) auf unserer Erde die außerordentlich komplizierten Bedingungen für das Entstehen organisch-geistigen Lebens zu finden seien. Damit würde dann unsere Erde trotz ihrer Kleinheit einen gewaltigen geistigen Wert im Weltall erhalten und doch wieder in den Mittelpunkt der Schöpfung treten, ebenso etwa wie Berlin das geistige Zentrum des Deutschen Reiches bildet. Ja, die großen astro-

nomischen Entdeckungen zwingen uns gerade, mit unserem Christenglauben ganzen Ernst zu machen. Wir sind genötigt, von Gottes Macht und Weisheit größer und würdiger zu denken. Wir können Gott nicht mehr als ein körperliches Einzelwesen vorstellen, das irgendwo auf einem Stern thront, sondern müssen ihn denken als den ewigen Geist, der „Himmel und Erde füllet" (Jer. 23, 23) und nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns. So haben ihn bereits die Propheten des Alten Bundes als den allgegenwärtigen Gott, dessen Macht sie in Gewissenstiefen erfuhren, kundgemacht, zuletzt dann Jesus Christus selbst in dem Wort: „Gott ist Geist." Wenn aber die astronomischen Fortschritte uns zwingen, mit dieser wahrhaft christlichen Auffassung Gottes Ernst zu machen, wie kann man dann sagen, daß durch sie der christliche Gottesglaube erschüttert oder überwunden sei? Die großen Astronomen sind denn auch fast ohne Ausnahme gläubige Männer gewesen und haben hinter dem gewaltigen Mechanismus der Welt mit ehrfürchtigem Staunen den Weltmechanikus geschaut, dessen letzte Ziele freilich über alle mechanischen Zusammenhänge in der Körperwelt weit hinausliegen. (Vgl. unten II, Nr. 8.)

**2. Die Entstehung des Lebens.** Auch die Entstehung des Lebens ist ein Rätsel, dessen Lösung bisher noch nicht gelungen ist. Haeckel will das organische Leben aus unorganischen Verbindungen erklären. Soweit aber unsere Erfahrung reicht, ist nirgends die Entstehung des Lebens aus der unorganischen Materie nachweisbar. Die epochemachenden Experimente Pasteurs haben das bewiesen. Die Erfahrung kennt bloß eine Entstehung aus Keimen (Nägeli).

Haeckel hatte versucht, eine Art Gegenbeweis zu führen. Er warf sich auf ein armes, aus Meerestiefen heraufgezogenes Schleimwesen, das man ihm zu Ehren Bathybius Haeckeli nannte. Dieses sollte das gesuchte Bindeglied zwischen organischer und anorganischer Welt sein; es stellte sich aber bei näherer Betrachtung als — Gips heraus. Darwin selbst hatte das Problem

„wie das Leben seinen Anfang nahm" „eine hoffnungslose Untersuchung" genannt. Und der Biologe Professor Hertwig-Berlin, eine der berühmtesten Autoritäten auf dem bezüglichen Gebiete, erklärte auf der 72. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Aachen, Sept. 1900: „Überhaupt kann man sagen, ist trotz aller Fortschritte der Wissenschaft die Kluft zwischen belebter und unbelebter Natur, anstatt allmählich ausgefüllt zu werden, weit eher tiefer und weiter geworden." Als Lord Kelvin gelegentlich eines Spazierganges Liebig, den größten deutschen Chemiker, fragte, ob er glaube, daß Gras und Blumen durch bloße chemische Kräfte wüchsen, erwiderte dieser: „Nein, so wenig ich glaube, daß ein botanisches Lehrbuch, das sie beschreibt, aus bloßen chemischen Kräften entstehen kann." Natürlich ist auch das Leben auf Erden entstanden. Aber ob wir uns diesen Vorgang als einen nur physikalischen denken dürfen, das ist eben die Frage. Nach der Ansicht des Botanikers Reinke ist „die spontane Urzeugung rettungslos verloren. Die mechanischen und chemischen Kräfte reichen unter keinen Umständen aus, ein lebendiges Wesen hervorzubringen." (Reinke, Welt als Tat, S. 315.) Haeckels Ableitung des Lebens „aus anorganischen Kohlenstoffverbindungen" ist also nichts als eine der Erfahrung widersprechende Behauptung.

**3. Erklären Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein die aufwärts steigende Entwicklung?**

Haeckel behauptet nun weiter: Aus diesen ersten Lebensanfängen hätte sich dann, wie Darwin uns gezeigt habe, durch Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein die organische Welt der Pflanzen und Tiere gebildet ohne die Mitwirkung geistiger Kräfte. Im Kampf ums Dasein hätten nämlich jedesmal die Arten und Einzelwesen mehr Aussicht, die andern zu überleben, die sich ihren Lebensbedingungen am besten anzupassen verständen. Diese so überlebenden stärkeren und besser angepaßten Arten hätten dann die Fähigkeit, ihre erworbenen Vorzüge auf ihre Nachkommen zu vererben. So sei die Entstehung der heutigen Arten durch das Überleben der Tüchtigsten zu erklären. Sehen wir uns

denn die treibenden Kräfte dieser Entwicklung einmal genauer an.

Zunächst das Vermögen der Anpassung. Es ist nicht zu leugnen, daß in der organischen Welt die Fähigkeit der Anpassung eine hervorragende Rolle spielt. So sind die Tiere in den Eisregionen mit dichten Pelzen bekleidet; andere, die in der Erde leben, verlieren allmählich ihr Sehvermögen. Organe, die viel gebraucht werden, entwickeln sich kräftig, solche, die nicht gebraucht werden, verkümmern. Es steht also fest, daß die äußeren Lebensbedingungen einen Einfluß auf die Entwicklung einzelner Organe haben. Aber die Anpassungsfähigkeit ist nicht unbegrenzt. Das beweisen die vielen ausgestorbenen Arten der Tiere und Pflanzen. Findet eine Art nicht mehr die zu ihrer Existenz nötigen Bedingungen, so muß sie schließlich untergehen. Ja, die Fähigkeit, sich anzupassen, kann gar nicht durch Anpassung erworben sein, da sie ja die Voraussetzung aller Anpassungen ist. Sie ist eine Mitgift des organischen Lebens und mit diesem zugleich ins Dasein getreten. Dann aber erhebt sich die Frage: Woher haben die Organismen diese wunderbare Fähigkeit der Anpassung? Hier liegt ein Welträtsel.

Wie steht es nun mit der Vererbung? Auch sie findet im weitesten Umfang statt. Wir finden, daß die Sprößlinge den Eltern gleichen, daß Art nicht von Art läßt. Aus einer Eichel wird immer wieder eine Eiche, aus dem Ei eines Sperlings wieder ein Sperling. Die Vererbung beweist also zunächst gerade die Festigkeit der bestehenden Arten. Würde aus einer Eichel unter bestimmten Einflüssen auch einmal ein palmenähnliches Gewächs entstehen, dann gäbe es bald einen Mischmasch und keine bestimmten Arten. Gewiß kommt es vor, daß einzelne Lebewesen auch gewisse Vorzüge vererben (man denke an die Pferdezucht), aber soweit wir sehen, sind es immer nur einzelne Organe, die dadurch abgeändert werden, niemals aber die Art. Die Natur selbst setzt der Vererbung ihre ganz bestimmten Grenzen, indem sie die Artbastarde (z. B. Maulesel) unfruchtbar, d. h. vererbungsunfähig macht. Die Vererbung erklärt also die Mannigfaltigkeit der Arten nicht. Auch

hier müssen wir wieder fragen: Woher die Fähigkeit des Organismus, durch Fortpflanzung seine Art auf einen anderen zu übertragen? Wieder ein Welträtsel!

Aber der „Kampf ums Dasein?" wendet man ein. Bringt er nicht die erwünschte Lösung? Wir sehen doch, daß die starken Geschöpfe die Aussicht haben, die schwächeren zu verdrängen. Der Kampf ums Dasein sorgt also dafür, daß die lebensunfähigen, schlecht angepaßten Arten verschwinden und nur die gut angepaßten übrig bleiben. Das ist richtig! Es folgt daraus, daß der Kampf ums Dasein eine reinigende Wirkung in der organischen Welt übt. Er verrichtet, wie der Botaniker Reinke sich ausdrückt, eine Art von polizeilichem Nachtwächterdienst, „der mit dem rückständigen und weniger brauchbaren Gerümpel unter den Organismen aufräumt." Es ist daher nur komisch, wenn Haeckel diesen Nachtwächter als den großen Wundermann preist und ihm eine Art von göttlicher Verehrung darbringt.

Wir leugnen also nicht den Einfluß jener von Darwin geltend gemachten Faktoren auf die organische Welt. Aber wir leugnen ihre schöpferische Kraft. Lebensbedingungen sind noch lange nicht erzeugende Kräfte des Lebens. Wäre die Natur auf sie allein angewiesen, so wäre keine einzige neue Art entstanden. Diese äußeren Einflüsse können nur als mitwirkende Mittel angesehen werden, um bestimmte in den Organismen ruhende zielstrebige Lebenskräfte zur Entwicklung zu bringen.

Ebenso wie eine Eichel einen ganz bestimmten Bildungstrieb in sich trägt, so muß auch der Schöpfer in die ersten Organismen solche Bildungstriebe hineingelegt haben, die ihnen das Ziel ihrer Entwicklung vorschrieben. Nehmen wir an, daß das Leben auf Erden zuerst in der Form winziger Lebewesen erschienen ist. Wie ist es dann zu erklären, daß sich das eine bis zur Spinne, das andere bis zum Schmetterling, das dritte bis zum Löwen entwickelte, während andere auf der Stufe des Bazillus oder Infusoriums stehen blieben? Ohne die Annahme innerer, bildender Kräfte, die die Entwicklung nach einer bestimmten Richtung vorwärts trieben, kommt man da nicht aus. Wir müssen die Entwicklung der organischen Welt nach dem Ausdruck des

großen deutschen Naturforschers K. E. v. Bär als „zielstrebig“ auffassen, gerichtet auf die Verwirklichung eines göttlichen Schöpfungsplanes.

Jede höhere Stufe des Lebens bedarf eines besonderen schöpferischen Wirkens Gottes, damit sie ins Dasein trete: „Und Gott sprach!“ Ganz besonders gilt das von der Entstehung des Menschen.

**4. Die Abstammung des Menschen.**

Nach den uns vorliegenden paläontologischen Urkunden ist der Mensch von Anfang an als Mensch aufgetreten. Nach den Resten der Versteinerungen unterscheidet man heute zwei ganz verschiedene Arten des Urmenschen, eine dem Westaustralier und eine dem heutigen Kultureuropäer nahestehende. Da aber beide gleichzeitig existiert haben müssen, kann man kaum annehmen, daß die zweite aus der ersteren sich entwickelt habe. Wie der Mensch, naturwissenschaftlich betrachtet, entstanden ist, ob aus einer besonderen Urzelle, die schnell durch die verschiedenen Stadien der Lebewelt hindurch sich zum Menschen erhob, oder durch Abzweigung von der Tierwelt oder durch sog. heterogene Zeugung, d. h. durch innere Umwandlung in der Keimanlage eines anderen Geschöpfes — darüber gehen die Meinungen auseinander. Als sicher aber kann ausgesprochen werden, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt. Eine Ansicht, die von Vogt, dann aber besonders von Haeckel verbreitet ist. Schon in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ hatte er den Stammbaum des Menschen bis in die Tierwelt hinabgeleitet; aber Virchow bemerkte spöttisch: Haeckel wittere eben überall Affenluft, und Du Bois Reymond meinte, Haeckels Stammbäume seien gerade soviel wert, „wie die Stammbäume der Homerischen Helden“. Wie wenig sich Haeckel auch in diesem Punkte belehren ließ, das zeigt die tragikomische Geschichte vom Pithecanthropus erectus. Im Jahre 1894 hatte Eugen Dubois, ein holländischer Militärarzt, auf Java versteinerte Überreste eines affenähnlichen Geschöpfes aufgefunden. Haeckel bestimmte sie sofort als das „fehlende Glied“ zwischen Mensch und Affe, und taufte das arme Wesen mit dem hochtrabenden Namen Pithecanthropus erectus, d. h. aufrechtgehender

Affenmensch. Auch in den „Welträtseln“ spielt „der versteinerte Affenmensch von Java“ eine große Rolle. Woraus besteht nun eigentlich dieser vielgerühmte Affenmensch? Niemand vermag es zu erraten, und auch Haeckel hielt es für zweckmäßig, es seinen gläubigen Lesern zu verheimlichen. Er besteht — man höre und staune! — aus einem Schädeldach, einem Oberschenkelknochen und einem Backzahn, — alles andere ist Haeckels Phantasie! Ja, diese Phantasie erscheint in etwas eigentümlichem Lichte, wenn man erfährt, was Haeckel wieder in den „Welträtseln“ verschweigt, daß jene drei Knochen in einem Umkreis von 15 Metern gefunden wurden. Die Strafe sollte nicht ausbleiben. Zuerst bestritt man die Zusammengehörigkeit jener drei Knochen. Dabei kam der Affenmensch schon bedenklich ins Wanken. Dann kam Virchow und entriß ihm das Schädeldach, indem er es für das eines richtigen Affen erklärte, und der berühmte Anthropologe Ranke schloß sich dem Urteil Virchows an. Endlich stellte eine genaue Untersuchung der Fundstätte fest, daß zur Zeit des Pithekanthropus schon wirkliche Menschen vorhanden gewesen sein müssen. Hatte der Affenmensch schon vorher auf recht schwachen Füßen gestanden — nach dieser wissenschaftlichen Enthauptung klappte er zusammen wie ein Kartenhaus. In den Kreisen der strengen Forscher, wie z. B. Virchow, Pagenstecher, Bischoff, Ranke, selbst im Lager der Darwinisten ist man sich längst darüber klar, daß alle Behauptungen über die Abstammung des Menschen zunächst und vielleicht für immer nichts sind als phantastische Spekulationen.

Haeckel meint zwar, daß der Mensch vom Tier nicht wesentlich verschieden sei. Und die Annahme des göttlichen Ebenbildes gilt ihm als „Größenwahn“. Aber auch er und alle seine Anhänger können nicht leugnen, daß zwischen Mensch und Tier eine unübersteigliche Kluft befestigt ist. Der Mensch allein ist zur Sprache, Wissenschaft, Kunst und Religion befähigt. Während das Tier an seine Naturtriebe gebunden ist, weiß der Mensch allein sich verantwortlich für sein Leben und vermag sein Leben nach den Forderungen des Wahren, Guten und Schönen zu regieren. Der Mensch kann vertieren, aber das Tier kann nicht Mensch werden!

Gewiß besteht zwischen Mensch und Tier nach der leiblichen Seite eine weitgehende Verwandtschaft. Der Blutumlauf, die Organe des Menschen, die Lebensbedingungen sind denen eines höher entwickelten Säugetieres ganz ähnlich. Auch die Bibel betont diese irdische Seite des Menschen mit dem „Erdenkloß", aus dem Gott den Menschen gebildet habe. Man darf diesen Ausdruck nicht pressen. Wenn man will, mag man sich darunter „organische Materie" oder „tierische Substanz" vorstellen. Wahr bleibt es deshalb immer, daß der Mensch nach der einen Seite seines Wesens „Erde von Erde", nach der andern aber Geist aus Gott ist. Denn nur ihm ist es gegeben, sein Auge zu den Sternen zu erheben, die großen Fragen des Lebens auf sich zu nehmen, Gott zu danken und nach Herzensreinheit zu ringen. Wallace, der Schüler und Freund Darwins, ein eifriger Vertreter der Entwicklungslehre, erklärt darum, „daß eine überlegene Intelligenz die Entwicklung des Menschen nach einer bestimmten Richtung hin und zu einem bestimmten Zwecke geleitet hat, gerade so, wie der Mensch die Entwicklung vieler Tier- und Pflanzenformen leitet." Dasselbe lehrt uns die Bibel: Es bedurfte eines besonderen, göttlichen Eingreifens, um den Menschen entstehen zu lassen. Er ist, als Träger des Geistes, die Krone der Schöpfung. Das eigentliche Menschliche ist also nicht das Tierische, das Irdische, sondern das Geistige, Ewige, Göttliche. Das Ebenbild Gottes, der Geist ist, besteht darum auch nicht in der leiblichen Form oder Substanz, sondern in der Geistesnatur des Menschen.

**5. Die Entwicklungslehre weist auf den Gottesglauben hin.**

Und nun frage man sich einmal: Was ist wohl vernünftiger, anzunehmen, daß der Mensch, der Träger des geistigen sittlichen Lebens und aller Kultur auf Erden, einmal von selbst, durch zufällige Umstände veranlaßt, entstanden ist, oder daß er sein Dasein dem Walten einer allmächtigen Weisheit verdankt? Darwin selbst bekennt: Die Unmöglichkeit, das wunderbare Universum, insbesondere den Menschen mit der Gabe, vorwärts in die Zukunft und rückwärts in die Vergangenheit zu schauen, aus dem blinden Zufall

abzuleiten, nötige ihn zur Annahme eines Gottes. Ob nicht jeder unverbildete Menschenverstand ebenso urteilen muß?

Wenn wir irgendwo drei übereinandergeschichtete Steine sehen, so schließen wir daraus schon auf eine intelligente Tätigkeit als Ursache. Mit Recht; denn von sich aus, „von selbst" würden die Steine nie in jene Lage gekommen sein. Wer uns gar im Ernst zumuten wollte, wir sollten glauben, ein Haus oder eine Uhr könne zur Not auch von selbst durch bloß mechanische Kräfte entstehen, den würden wir als einen albernen Schwätzer von uns weisen. Und nun sollten wir annehmen, daß die Organismen, Kunstwerke, die alles menschliche Können übersteigen, von selbst entstanden seien? Ja, wir sollen annehmen, daß diese wunderbare Welt mit der Ordnung ihrer Gesetze und der Fülle ihrer Erscheinungen das Werk eines blinden Zufalls sei? Wird uns damit nicht eine Narrheit zugemutet, weit größer, als wenn wir glauben sollten, der Kölner Dom sei einmal vor mehreren hundert Jahren durch einen Wirbelwind zusammengeweht? Gewiß sind es natürliche Ursachen, mechanische Kräfte, durch welche alle sichtbaren Bildungen zustande kommen, so auch ein Haus oder eine Uhr, aber wir sind gewiß, daß die mechanischen Ursachen nur dann zu einem Kunstwerk oder Organismus führen, wenn sie irgendwie durch eine intelligente Kraft regiert und nach einem bestimmten Ziele geleitet werden. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." (Schiller.)

Dieser Gedanke gewinnt noch an Überzeugungskraft, wenn wir die aufwärtssteigende Entwicklung in der Pflanzen- und Tierwelt betrachten. Würde die Entwicklung die umgekehrte Richtung genommen und von höheren Geschöpfen zu immer niedrigeren geführt haben, so würde es uns schwer fallen, an eine leitende schöpferische Weisheit zu glauben. Nun aber hat ja die Entwicklung von niederen zu immer höher organisierten Arten geführt. Diese von Stufe zu Stufe fortschreitende, zu immer feineren und komplizierteren Bildungen aufsteigende Entwicklung macht es uns geradezu unmöglich, sie für ein Spiel des

blinden Zufalls zu halten. Man stelle sich vor, die heutigen Verächter des Gottesglaubens wären Zeugen der ersten Lebensanfänge gewesen. Es wäre ihnen dann in Bildern die heutige Fauna und Flora gezeigt mit dem Bemerken: Aus diesen unscheinbaren Zellen wird Gott im Laufe der Zeit solche Moose, Kiefern, Eichen, Blumen, Spinnen, Schmetterlinge, Krokodile entstehen lassen. Sie würden gewiß eine solche Behauptung für überspannt erklärt haben. Hätte man fortgefahren: Aus diesen Zellen wird schließlich auch der Adler, der Elefant und am Ende der Mensch geschaffen werden, — sie würden Stein und Bein geschworen haben: das sei unmöglich, das könne man anderen weismachen. Und nun ist das Unglaubliche wirklich geschehen. Aus kleinsten Anfängen ist diese wunderbare Welt des Lebens erwachsen. Konnte das die blinde Unvernunft, der Zufall zustande bringen? Wer ernsthaft dieser Frage nachdenkt, wird sich sagen müssen, daß es doch wohl weit wahrscheinlicher und vernünftiger ist, anzunehmen, Gott hat diese Lebewelt nach seinem Plan geschaffen, indem er sie aus kleinsten Anfängen heraus sich gestalten ließ, als mit Haeckel, Ostwald usw. den Schöpfer zu leugnen.

Es gibt unter den jüngeren Naturforschern bereits eine noch immer wachsende Richtung, die das einsieht und gegen die Haeckelschen Plattheiten Front macht. Ich nenne Männer wie Driesch, Fleischmann, G. Wolf, Kassowitz, Wasmann, Reinke, Romanes, die zum Teil von Darwin ausgingen, dann aber sich von der Unhaltbarkeit einer vom Zufall geleiteten Entwicklung überzeugten. Und so wird es noch dahin kommen, daß der Entwicklungsgedanke für viele ein Führer zum Gottesglauben wird. Wir nehmen also den Entwicklungsgedanken an. Aber wir leugnen den Darwinismus in Haeckelscher materialistischer Prägung, als ob die Entwicklung von selbst vor sich gegangen sei, und sehen eben in dieser Entwicklung die schöpferische Weisheit Gottes sich bezeugen.

Dem Weltgeschehen liegt ein göttlicher Plan zugrunde! Wer diesen Wunderbau der Welt, dessen Zweckmäßigkeit und unergründliche Tiefen Gelehrte und Ungelehrte immer aufs neue mit Staunen erfüllen, als ein

Produkt des blinden Zufalls erklärt, der beweist damit nichts anderes als die Armseligkeit seines eigenen Geistes, und man kann nur lächeln, wenn er sich einbildet, mit solcher Unvernunft sich auf der Höhe der Bildung unserer Zeit zu befinden. „Die Schöpfung für ein Spiel des Zufalls zu erklären ist ebenso einfältig, als wenn man eine Symphonie Beethovens aus zufällig auf das Papier gekommenen Punkten erklären wollte." (Heer.)

Wie schon im Gebiet der organischen Welt jede höhere Stufe des Lebens eines besondern schöpferischen Wirkens Gottes bedarf, so gilt das noch mehr in der geschichtlichen Welt. Die großen Persönlichkeiten sind als die Werkzeuge der göttlichen Vorsehung die Bahnbrecher des Fortschritts. Der Begriff einer allmählich sich vollziehenden Entwicklung wird den geschichtlichen Tatsachen gegenüber unmöglich. Die geschichtliche Bewegung trägt etwas Sprunghaftes, Katastrophales an sich. Plötzlich sind die großen Persönlichkeiten da und mit ihnen neue ganze Völker mitreißende, ganze Zeiten bestimmende Impulse und Ideen. Die Anknüpfung an das Vergangene fehlt natürlich nicht, aber das Vergangene kann nicht als der zureichende Grund dieser neuen Lebensmächte angesehen werden. Ranke, der Altmeister deutscher Geschichtsschreibung, veranschaulicht das in bemerkenswerter Weise am Christentum: „Das Christentum ist eine plötzliche göttliche Erfahrung, wie denn überhaupt die Produktionen des Genies den Charakter des unmittelbar Erleuchteten an sich tragen." Gott wirkt in der Geschichte wie er in der Natur wirkt. Aber er geht in diesem Wirken nicht auf. Er bleibt dabei der über Natur und Geschichte erhabene Herr, der, wo es der Gang der Entwicklung erfordert, neue Lebenskräfte spendet, in gewaltigen Persönlichkeiten schöpferisch wirkt, um seine Menschheit weiterzubringen.

**6. Der christliche Glaube vollendet die Entwicklungslehre.**

Die Gewißheit dieses Glaubens aber erwächst uns allein auf dem Boden der christlichen Offenbarung. Es ist dem Christen selbstverständlich, daß der Gott, der sich als ein heiliger Gott an unserem Gewissen bezeugt und uns in der Person des Weltheilands seine Liebe zuwendet, der Schöpfer und

Herr Himmels und der Erden ist. Die materielle Welt ist also kein Letztes und Höchstes, sondern ein Mittel, geschaffen zu einer Bildungsstätte persönlichen Geisteslebens. Das Geistesleben ist das Höchste, das Endziel der Erdentwicklung. Erst von diesem ihrem Höhepunkt aus läßt sich die Gesamtentwicklung richtig deuten. Der Mensch und die Menschheitsgeschichte ist der Gipfel, dem sie von Anfang an zustrebt. Hier erst, nicht in der Qualle oder im Rosenstrauch, kann sich uns Gottes tiefstes Wesen erschließen; denn „Gott ist Geist". In den großen prophetischen Persönlichkeiten, zuhöchst in der Person Jesu Christi, hat sich Gott uns Menschen offenbart. In der Menschengeschichte, ihren Aufgaben, Erschütterungen, Fortschritten und Gerichten ist darum vor allem die Stätte seines schöpferischen Wirkens zu suchen. Der einzelne kein Zufallswesen, sondern berufen zum Kinde Gottes, soll wachsen von Klarkeit zu Klarheit. Das Endziel aller Wege Gottes auf Erden ist das Reich Gottes, ein Reich, in dem es niemals stille steht, sondern das die Fülle gottgeheiligten Personenlebens umschließt und das als Ganzes und in den einzelnen wächst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das ist das letzte Weltziel, das der christliche Glaube den Anhängern der Entwiklungslehre entgegenhält. Hier wird wirklich Ernst mit der „Entwicklung" gemacht. Er läßt sie nicht im Tode abbrechen, sondern führt sie über den Tod hinaus zur Vollendung des einzelnen und des Ganzen. Der christliche Glaube vollendet die Entwicklungslehre.

---

## 8. Naturforscher als Gotteszeugen.[1])

Der weitverbreiteten Ansicht, daß Naturwissenschaft und Christentum unvereinbare Dinge seien, wird vielleicht durch nichts so wirksam begegnet als durch den Nachweis, daß die größten aller Naturforscher gottesgläubige Männer gewesen sind.

[1]) Vgl. besonders Zöckler, Gotteszeugen im Reich der Natur. 2 Bände. Dennert, Die Religion der Naturforscher. 50 Pf.

Der Begründer des modernen Weltsystems war Kopernikus, der fromme Domherr von Frauenburg († 1534). Das älteste Bild von ihm, nicht sein Grab, trägt die Inschrift:

„Nicht die Gnade, die Paulus empfangen, begehr' ich,
Noch die Huld, mit der Du dem Petrus verziehen;
Die nur, die Du dem Schächer gewährt hast,
Die nur erfleh' ich."

Bako von Verulam († 1626) brachte der Naturwissenschaft ihre induktive Methode und wies die Forscher darauf hin, daß man von einzelnen Beobachtungen und Versuchen ausgehen müsse, um allgemeine Gesetze zu finden. Dieser bahnbrechende Denker sagt einmal: „Nur eine oberflächliche Kenntnis der Natur vermag uns von Gott abzuführen, eine tiefere und gründlichere dagegen führt zu ihm zurück." Galilei († 1642) übersetzt Bakos Methode in die Praxis und reformiert dadurch die Physik. Als Astronom Anhänger des Kopernikus, wird er von der Kirche zum Widerruf gezwungen; trotzdem war und blieb er ein gläubiger Christ. Kepler († 1630), dessen Gesetze mit denen Newtons die Basis unserer Astronomie bilden, war gläubiger Protestant. Er sagt einmal: „In der Schöpfung greife ich Gott gleichsam mit Händen." Sein bedeutendstes Werk, von der Harmonie der Welten, schließt er mit den schönen Worten: „Ich danke dir, Schöpfer und Herr, daß du mir diese Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kund getan, soweit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, was deiner unwürdig ist, oder nachgetrachtet haben sollte der eigenen Ehre, das vergib mir gnädiglich!" Der große Newton († 1727), Entdecker des Gravitationsgesetzes, bekanntlich ein eifriger und demütiger Leser der Bibel, der Gott nicht nannte, ohne das Haupt zu entblößen, sagt: „Wir haben Moses, die Propheten und Apostel, ja, Jesu Wort selbst. Wollen wir ihnen nicht beistimmen, so sind wir ebensowenig zu entschuldigen, wie die Juden."

Boyle († 1691), der die hergebrachte Ansicht von den vier Elementen zerstörte und als Vater der modernen

Chemie bezeichnet werden kann, war ein strenggläubiger Mann. Von ihm rührt der Ausspruch her: „Der echte Naturforscher kann nirgends vordringen in die Erkenntnis der Geheimnisse der Schöpfung, ohne den Finger Gottes wahrzunehmen.“ Leibniz († 1716), der Erfinder der Differential- und Integralrechnung, dieser gewaltige Denker dichtet das Lied: „Jesu, dessen Tod und Leiden unsre Freud' und Leben ist.“ Tief religiös waren Bérand, Lacaille, Bernoulli, Lambert und Euler, welchen der Aufschwung der neueren Mathematik vor allem mit zu danken ist. Namentlich gilt das von Euler, „diesem unsterblichen Physiker, Optiker und Mathematiker,“ wie ihn Mädler nennt. Er verteidigte sogar den Glauben in apologetischen Schriften. Theisten waren auch die hervorragenden Physiker Oerstedt († 1851), der kindlich fromme Ampère († 1836), Ohm († 1854), Schweigger († 1857) und die großen Mathematiker Gauß († 1855) und Cauchy († 1857). Linné († 1778), den Professor Fraas den anerkannt größten Naturforscher aller Zeiten, den Schöpfer der Naturgeschichte als Wissenschaft nennt (Vor der Sintflut, S. 401), rief bei der Entdeckung der Blattstellung jauchzend aus: „Ich habe die Fußstapfen Gottes gesehen!“ Er ließ seinem botanischen Hauptwerk die Worte des 111. Psalms vordrucken: „Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“ Der bibelgläubige Cuvier, der Begründer der Paläontologie, nach Professor Quenstedt der größte Zoologe zweier Jahrhunderte, zugleich ein rechtschaffener, pflichtgetreuer, furchtloser Charakter auf politischem Gebiet, ist in seiner streng-reformierten Frömmigkeit stets fest geblieben. — Unter den neueren Zoologen sind als gottesgläubig zu nennen Joh. Müller († 1858), Ehrenberg, der große Erforscher der Infusorienwelt († 1876), R. Wagner, der K. Vogt gegenüber das Recht der Seele vertrat († 1865), der ausgezeichnete Fischforscher Agassiz, der seine Wissenschaft „eine Übersetzung der Gedanken des Schöpfers in die menschliche Sprache“ nannte, und vor allem K. E. von Bär, einer der größten Naturforscher aller Zeiten. Von ihm haben wir das Wort: „Die Harmonie der Naturkräfte führt uns zu einem gemeinsamen Urgrunde, und dieser Urgrund

kann nicht verschieden sein von dem erhabenen Wesen, nach welchem das religiöse Bedürfnis der Menschheit hinweist.“ Ähnlich Fechner, der Begründer der Psychophysik, welcher ein Parallelgehen seelischer und körperlicher Vorgänge im Menschen nachweist, ein Naturforscher, der Gott mit derselben Hingebung suchte, wie er den Naturgesetzen nachforschte. Er hat Lieder gedichtet von wunderbarer Innigkeit des Glaubens.

Von den neueren Geologen nenne ich nur den großen Tübinger Quenstedt, besonders aber Heer und Lyell. Quenstedt († 1889) sagt u. a.: „Dieses Buch (der Bericht der Genesis) hat so viel Wahres, daß wir mit Rücksicht auf den uralten Standpunkt noch heute behaupten dürfen: Moses war der größte Geologe aller Zeiten.“ Heer († 1883), ein Forscher ersten Ranges, läßt sich so vernehmen: „Je tiefer wir eindringen in die Erkenntnis der Natur, desto inniger wird auch unsere Überzeugung, daß nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer die Rätsel der Natur, wie des menschlichen Lebens zu lösen vermag.“ Und Lyell (†1875) sagt einmal: „In welcher Richtung wir immer unsere Nachforschungen anstellen mögen, überall entdecken wir die klarsten Beweise einer schöpferischen Intelligenz oder ihrer Vorsehung, Macht und Weisheit.“

Lavoisier († 1794) legte mit seiner Entdeckung des Sauerstoffes und der Oxydation den Grundstein der Chemie. Er schreibt in seinem Traité de chimie, I, S. 20: „Mit dem Lichte goß Gott über die Erde auch das Prinzip des Organischen, des Fühlens und des Denkens aus.“ Liebig sagt (Chemische Briefe, S. 6): „Seit der Entdeckung des Sauerstoffs hat die zivilisierte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren.“ Dieser Liebig selbst, „der Fürst der deutschen Chemiker“, bekennt in seinen Chemischen Briefen offen und freudig seinen Gottesglauben und schreibt: „Darin liegt eben der hohe Wert und die Erhabenheit der Naturerkenntnis, daß sie das wahre Christentum vermittelt“ (Chemische Briefe S. 41).

Pasteur, der berühmte Chemiker und Physiologe († 1895), läßt sich so aus: „Die Nachwelt wird noch eines Tages lachen über die Dummheit unserer heutigen

modernen materialistischen Philosophie. Je mehr ich die Natur studiere, desto mehr stehe ich erstaunt und bewundernd vor den Werken des Schöpfers. Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium."

W. Herschel († 1822), wohl der genialste aller Astronomen, sagt: „Je mehr das Feld der Wissenschaft sich erweitert, desto zahlreicher und unverwerflicher werden die Beweise für die ewige Existenz einer schöpferischen und allmächtigen Weisheit." — Ähnlich der bedeutende und tieffromme Astronom Secchi und auch Mädler, dessen Astronomie als Motto die Worte trägt: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!" und welcher schrieb: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein; Naturgesetz und göttliches Gesetz ist eines und dasselbe." — Ritter, der Begründer der neuen geographischen Wissenschaft, schreibt: „Die Welt ist überall erfüllt von der Herrlichkeit des Schöpfers." Der große Elektriker Faraday hielt Bibelstunden. Er war vielleicht der größte Experimentator, der je gelebt hat; seine größte Entdeckung ist die der Induktionselektrizität.

Und wie steht es mit den Entwicklungslehrern? Darwin, obwohl in religiösen Dingen schwankend, wollte sich doch als Christen angesehen wissen (s. oben!). In einem seiner Briefe schreibt er: „In den äußersten Zuständen des Schwankens bin ich niemals ein Atheist in dem Sinne gewesen, daß ich die Existenz eines Gottes geleugnet hätte." Ebensowenig sind seine Vorgänger, Lamarck und Saint-Hilaire, welche als die ersten bewußten Anhänger der Deszendenz- oder Abstammungslehre zu betrachten sind, gewillt, die Entwicklung der Welt einem blinden Zufall zu übergeben. Saint-Hilaire schließt eines seiner Werke mit dem Rufe: „Gott allein die Ehre!" Und als er im Alter erblindete, schrieb er an eine Frau mit wundervoller Ergebenheit: „Gott hat diesen Schmerz gewollt, um das Übermaß des Glückes auszugleichen, seien wir ihm dankbar für die Gnade der Vorsehung." Von den Anhängern Darwins sei besonders der Biologe Romanes, dem der Meister sterbend seine Manuskripte übergeben hat, genannt. Nachdem er lange Jahre mit Haeckel Schulter an Schulter gemeint hatte, der Welt ihre „liebenswerte Seele" austreiben zu müssen,

legt er zuletzt seinen Gelehrtenmantel zu Christi Füßen nieder, der eine Umwälzung ohnegleichen im Leben der Menschheit hervorgerufen und nie ein Wort gesprochen habe, das von der später wachsenden Erkenntnis hätte entwertet werden können. „Nur einem Menschen, der jeder geistigen Empfindung völlig bar ist, kann das Christentum nicht als die großartigste, je auf unserer Erde erfaßte Darstellung des Schönen, des Erhabenen und alles dessen erscheinen, was sich an unsere geistliche Natur wendet." So Darwins treuester Schüler![1]) Der 1876 verstorbene Professor der Botanik Wigand, Darwins Gegner, sagte kurz vor seinem Tode: „Gott, der mich erlöset hat, den ergreife ich; nach dem dürstet meine Seele." Auf seinem Grabstein steht die Inschrift: „Auf dich, Herr, hab ich gehoffet, zuschanden werde ich nicht in Ewigkeit." — Professor v. Bergmann, lange Zeit „Deutschlands erster Arzt", bekannte im Herrenhause: „Religion ist das beste, das wir aus unserer Kindheit ins Leben mitnehmen, auch wenn wir später im Mannesalter oft einen schweren inneren Kampf ausfechten müssen." — Vor seinem Tode in Wiesbaden sprach er: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt." Als eine zweite Operation nötig wurde, von der er wohl ahnte, daß sie zum Tode führte, betete er: „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich."

Und wie viele Männer der Wissenschaft ließen sich noch anführen, die gottesfürchtige Männer und überzeugte Christen waren; so zum Schluß Robert Mayer, der Entdecker der Einheit der Kraft, der größten wissenschaftlichen Tatsache des vorigen Jahrhunderts, der in Innsbruck Naturforschern zurief: „Aus vollem, ganzen Herzen rufe ich es aus: Eine richtige Philosophie darf und kann nichts anderes sein als eine Propädeutik für die christliche Religion!" („Die Mechanik der Wärme" von J. R. Mayer, zweite Auflage 1873, S. 318.) Das Bekenntnis so vieler großer Naturforscher zu dem Glauben

[1]) R.'s „Gedanken über Religion" (deutsch von Dennert) geben einen überraschenden Einblick in das Innerste eines modernen Naturforschers und stellen seine allmähliche, stufenweis-fortschreitende, sich selbst rechtfertigende Wendung zum Glauben dar.

an Gott läßt den Historiker Ranke ausrufen: „Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion in unauflöslichem Gegensatz zueinander zu denken!" (Weltgeschichte I, S. 30.)

Forscher ersten Ranges sind Christen, und solche zweiten, dritten und zehnten Grades dünken sich zu gescheit, um es zu sein! Man wird behaupten dürfen, daß auch bei ihnen nicht Gründe des Verstandes, sondern, vielleicht ihnen selbst unbewußt, Gründe des Herzens und Willens es sind, welche sie zur Ablehnung des Christentums bestimmen. Ohne Erkenntnis seiner Schwachheit und Sünde, ohne Sehnsucht nach dem Frieden und der Gemeinschaft Gottes, ohne innere Beugung vor der Person Jesu Christi kommt freilich auch der gelehrteste Professor nicht zum Glauben. Ist das ein Mangel? Ich meine, es ist gerade ein Vorzug des christlichen Glaubens und ein Beweis göttlicher Gerechtigkeit, daß die höchsten Lebensgüter dem Gelehrten nicht leichter zuteil werden als dem Ungelehrten.

---

## 9. Christus und die Philosophen.[1])

1. Plato. Der größte Philosoph aller Zeiten ist der „göttliche" Plato, wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten. Er ist ein Lehrmeister in Logik, Arithmetik, Schönheitssinn, Dichtung, Sprachen, Rhetorik, Ontologie, in sittlicher und praktischer Wissenschaft. Er ist ein allumfassendes Genie, ein Künstler der Vernunft, der mit einer erhabenen Phantasie den Sinn für die Tatsachen verband. Sein Einfluß reicht über die Jahr-

---

[1]) Anfängern können empfohlen werden: Külpe, Einleitung in die Philosophie; Schwegler, Geschichte der Philosophie, bei Reclam; R. Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie, mit einer sehr instruktiven Erklärung der philosophischen Fachausdrücke. Besonders auch: Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Ders., Wert und Sinn des Lebens und Hunzinger, Brennende Fragen im Lichte der Ewigkeit. Ders., Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Dunkmann, Idealismus oder Christentum? 1914. Pfennigsdorf, Persönlichkeit, christliche Lebensphilosophie für moderne Menschen. 6. Auflage.

tausende. Boëthius, Rabelais, Erasmus, Bruno, Locke, Rousseau, Alfieri, Coleridge sind Leser Platos und übersetzen dessen Schönheiten nur geistreich in ihre eigene Sprache. Augustin, Kopernikus, Newton, Böhme, Swedenborg, Goethe, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, sie alle sind seine Schuldner. Durch seinen verständlicheren, aber auch weniger tiefen Schüler Aristoteles beherrschte Plato das Mittelalter. Seine neuaufgefundenen Schriften halfen das Zeitalter der Renaissance heraufführen, in dem sich ein wahrer Kultus seiner Philosophie bildete, namentlich in Florenz an dem Hofe der Medici. Aber auch heute noch übt er auf unser Geistesleben tiefgreifenden Einfluß. Denn er ist der Vater jener allgemeinen Denkrichtung, die man im Gegensatz zu dem Materialismus als Idealismus bezeichnet. Ihr gehören die größten Denker aller Zeiten an. Der Platoniker sagt, nicht die Materie, sondern die „Idee" ist das wahrhaft Seiende. Die ewigen, göttlichen Ideen sind das Bleibende in allem Wechsel der Dinge. Sie scheinen durch die sichtbare Welt hindurch und geben ihr Bestand und Wesen. Die oberste Idee ist die des Guten. „Alle Dinge sind um des Guten willen da, und es ist die Ursache alles Schönen." — Diese fast christlich klingende Lehre belebt Platos Philosophie. Nur wird die Persönlichkeit Gottes nicht sicher gefaßt, sie verschwindet hinter den „göttlichen Ideen". Ähnlich beim Menschen. Die Ideen machen auch das Wesen des menschlichen Geistes aus. Bilde darum deinen Verstand, deine Vernunft; das ist der Weg zur Vollkommenheit. Durch Erkennen zur Seligkeit, zur Erfassung des höchsten Gutes! Die Überschätzung des menschlichen Erkennens ist die Gefahr dieser Geistesrichtung.

Trotzdem steht dieser Idealismus unendlich höher als der Materialismus, der die ganze Welt auf Druck und Stoß materieller Teilchen zurückführt und sich nicht scheut, das Leben aus dem Tode, die Vernunft aus dem unvernünftigen Stoff herzuleiten und den ganzen Wunderbau der Schöpfung als ein Spiel des blinden Zufalls zu betrachten. Der Geist wird hier zu einer Wirkung der Materie degradiert, so daß die Gedanken selbst etwas Materielles, also dick oder dünn, rund oder eckig sein müßten, entgegen der jedem bekannten Erfahrung, daß

seine Gedanken an Zeit und Raum nicht gebunden sind. Das Gehirn wird nicht als ein Mittel oder eine Mitursache, sondern als die einzige Ursache des Denkens angesehen. Der Idealismus überschätzt das Denken, der Materialismus verleugnet es.

Der einzig gewisse Ausgangspunkt für jede Philosophie bleibt das eigene Selbstbewußtsein. Auch alle Dinge der äußeren Welt habe und kenne ich nur als meine Vorstellungen. Deshalb wird man die Welt nicht als „bloße Vorstellung" erklären, aber man wird den Anteil nicht übersehen, den das eigne Denken an dem Aufbau der Welt und ihrer Ordnung hat. Der Geist erscheint hier in einer nachschöpferischen Tätigkeit; würde er es vermögen, diese Welt in seinen Vorstellungen und Begriffen zu fassen, wenn sie nicht aus einem urschöpferischen Geiste entsprungen wäre? Das ist der Gedanke, in dem alle wahrhaft großen Philosophen zusammenstimmen, wie man sieht, ein Gedanke, der in seiner Konsequenz zur christlichen Auffassung hindrängt, wenn man nur den Begriff des Geistes nicht einseitig als Verstand, sondern im Sinne der vernünftigen sittlichen, gottbestimmten Persönlichkeit auffaßt.

**2. Das Christentum und die neueren Philosophen.**

Betrachten wir nun die Stellung der Philosophen zum Christentume, so machen wir auch hier eine eigentümliche Bemerkung. Wie nämlich auf seiten der Naturwissenschaft die wahrhaft großen Forscher gottesgläubig waren, so auch hier. Auch hier haben die Materialisten nichts Bahnbrechendes geleistet. Alle wahrhaft produktiven Philosophen waren Christen oder standen doch dem Christentume sehr nahe.

Descartes, der Begründer der neueren Philosophie, war katholischer Christ. Er macht das Selbstbewußtsein zum Ausgangspunkt aller Gewißheit und schließt von der Idee eines vollkommensten Wesens, die er in sich findet, auf Gott, als den einzig denkbaren Urheber derselben. Körper und Geist sind für ihn gänzlich verschieden, da der Körper nichts vom Denken, der Geist nichts von Ausdehnung an sich hat. Diesen Gegensatz von Materie und Geist (Dualismus) sucht Spinoza

durch seine eine, unendliche Gott-Substanz, die er sowohl als Denken wie als Ausdehnung aufgefaßt wissen will, zu überbrücken, — ein widerspruchsvoller Gedanke, der zu einer Materialisierung Gottes führte. Sein Herz war tiefer wie sein Gottesbegriff. Von der Synagoge ausgestoßen, verkehrte er gern mit frommen Christen. Die Erkenntnis Gottes hielt er für die höchste Tugend und eignete sich das Wort des Apostels an: „In ihm leben, weben und sind wir". Leibniz, als Denker vielseitiger, gewaltiger, kühner als der trockene Spinoza, schaut die Welt als ein System von Monaden (Seelen) an, die von Gott zu einer zweckmäßigen Harmonie zusammengeordnet sind. Gott ist einheitlich und persönlich. Daß das Übel seiner Existenz nicht widerstreitet, sucht er in seiner Theodicee zu erweisen (Reclam). Seine christliche Gesinnung steht über allem Zweifel. Berkeley leugnet die Materie gänzlich. Die Dinge existieren nur in unserer Vorstellung. Ihre Bilder erhalten wir von einem uns überlegenen Geiste, von Gott. Wolf, Leibniz' Schüler, redet deutsch und baut die Philosophie systematisch aus. Den Gottesglauben will er auf Verstandesbeweise gründen, und wird so der Vater des Rationalismus. Kant macht diese Verstandesbeweise zunichte und begründet den Glauben auf das Gewissen. In seiner „Praktischen Philosophie" wollte er eine philosophische Erklärung des Christentums geben, die ihm jedoch mißlang, weil er keinen Blick für die geschichtliche Seite desselben hatte. Vor dem Evangelium hatte er die größte Hochachtung. So schreibt er z. B. an Jung-Stilling: „Sie tun wohl, daß Sie Ihre einzige Beruhigung im Evangelium suchen, denn es ist die unversiegbare Quelle aller Wahrheiten, die, wenn die Vernunft ihr ganzes Feld ausgemessen hat, nirgends anders zu finden sind." So spricht der größte Philosoph der neueren Zeit! Jacobi vertritt Kant gegenüber die unmittelbare Erkenntnis des Gefühls, welche uns allein den überweltlichen Gott, den Urquell aller endlichen Dinge erschließt. Der Schluß von unserer eigenen geistig-sittlichen Persönlichkeit auf Gott ist erlaubt. Wir dürfen ungescheut in der Gotteserkenntnis unser menschliches Wesen vergöttlichen, weil Gott, da er den Menschen schuf, sein göttliches Wesen vermenschlichte.

Fichte begeistert sich an der Kantschen Pflichtenlehre, eifert für die „sittliche Weltordnung" gegen jede Religionsansicht, welche die erhabene und heilige Lehre des Christentums „in eine entnervende Glückseligkeitslehre verwandelt", hält 1810 seine flammenden Reden an die deutsche Nation, wird später innerlicher und vertieft sich namentlich in das Johannesevangelium. Er ist überzeugt, „daß alle diejenigen, die seit Jesus zur Vereinigung mit Gott gekommen, nur durch ihn dazu gekommen sind". Ein grundehrlicher Charakter, ein glühender Patriot, ein gewaltiger Redner starb er an den Folgen eines Nervenfiebers, das er sich aus dem Lazarett geholt hatte, in dem er und seine Frau bei der Pflege der Verwundeten mit aufopfernder Hingabe halfen. Sein Grabmal trägt die schönen Bibelworte: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich" (Dan. 12, 3). Schelling, wie J. Böhme ein phantasievoller Denker, endigt sein Lebenswerk mit der „Philosophie der Offenbarung", in der er das Christentum als das Ziel der gesamten Menschheitsentwicklung nachweist und den unendlichen Wert des Opfertodes Jesu dartut. Die Kirche der Zukunft sieht er in dem Apostel Johannes repräsentiert. Auch Hegel preist die christliche Religion als die höchste. Über die „tierische Unwissenheit von Gott" kann er nicht hart genug urteilen. Ohne die Gotteserkenntnis ist ihm auch die Philosophie „ein tönend Erz und eine klingende Schelle" (Werke 1835, Bd. 17, S. 302). Infolge der Überschätzung des begrifflichen Denkens hat er jedoch das Christentum zu einer „Lehre" verflüchtigt, während es ein neues Leben ist, das durch die Begriffe nicht erschöpft werden kann.

In Schopenhauer und E. v. Hartmann irrt das philosophische Denken in die Abgründe des „Unbewußten" ab und versteigt sich zu der blasphemischen Behauptung: Nicht der Mensch müsse durch Gott, sondern Gott (der blinde unbewußt-tierische Wille) müsse durch den Menschen (die Vernunft) erlöst, d. h. verneint werden. Von hier bis zu dem unglückseligen Nietzsche, der „Gott tötet" und sich selbst auf den Weltenthron setzt, ist's nur ein Schritt. Doch lenkt das moderne Denken unverkenn-

bar wieder in erfreulichere und gesundere Bahnen. Lotze, dieser Aristoteles unter den neueren Denkern, kann sich den durchgehenden Kausalzusammenhang in der Natur nur erklären, wenn ein allumfassendes höchstes Wesen existiert, welches die regelmäßige Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung gewährleistet. Er glaubt an den persönlichen Gott. Denn „der Sehnsucht des Gemütes, das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins als die der Persönlichkeit genügen oder nur in Frage kommen". „Vollkommene Persönlichkeit ist nur in Gott, allen endlichen Geistern nur eine schwache Nachahmung derselben beschieden" (Mikrok. III, 4. Auflage, S. 563, 580). Herbert Spencer, der große englische Soziologe und Entwicklungsphilosoph, lehrt, daß die hinter allen Erscheinungen vorhandene Realität der Wissenschaft stets unbekannt bleibt (Agnostizismus). Stuart Mill hält die Erfahrung für die einzige Quelle aller Erkenntnis (Positivismus), setzt sein ganzes Leben an den Kampf gegen die sogen. religiösen, metaphysischen und historischen Vorurteile, erkennt aber später — zur tiefen Verstimmung seiner meist atheistischen Anhänger — den Wert der Religion und redet von Christus mit Ausdrücken bewundernder Hochachtung. Was immer die Vernunftkritik am Christentum zerstören mag, „Christus", ruft Mill aus, „bleibt uns: eine einzig dastehende Gestalt, seinen Vorgängern so unähnlich, wie allen seinen Nachfolgern". Professor Paulsen-Berlin, eine edle, gewinnende Persönlichkeit, ein hervorragender Pädagoge und Ethiker, legte auf dem 10. Evangelisch-sozialen Kongreß das freimütige Bekenntnis ab: „Es sind uns in den letzten Jahren allerhand Erzieher empfohlen worden: Schopenhauer, Rembrandt u. a. Ich würde sagen: Nein, es kann nur heißen: Jesus als Erzieher unseres Volkes und der Menschheit". Das pietätvolle Andenken an seine Mutter hat ihn nie verlassen. Selbst in seiner Sterbestunde hatte er Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi bei sich. Der frühere Dorpater Philosoph Teichmüller erkennt in dem Christentum die „Offenbarung einer neuen religiösen Gesinnung von ewiger Bedeutung". (Religionsphilosophie, Einleitung.) Der aus-

gezeichnete schweizerische Denker Sekretain saß an jedem Sonntag zu den Füßen eines evangelischen Predigers, um der christlichen Verkündigung zu lauschen. Eine tiefgehende Würdigung des Christentums finden wir vor allem bei dem Jenenser Eucken. In seinen „Lebensanschauungen der großen Denker" bezeugt er die unvergleichliche Bedeutung Christi, der tatsächlich ein neues Leben gebracht habe. Die ganze Geistesbewegung befindet sich für ihn in einer Entwicklung auf christliche Vertiefung und Verinnerlichung des Daseins. In seinem „Kampf um einen geistigen Inhalt" fordert er das Sichlösen von jeder Weltauffassung, die der sittlichen Tat nicht gerecht wird. Bekehrung würde es das Neue Testament nennen. Jedoch kommt der Glaube an Christus als den Erlöser bei ihm nicht zu seinem Rechte, ebensowenig wie bei Wundt, der trotz seiner eingehenden religionspsychologischen Arbeiten in einer einseitig rationalen Auffassung des Christentums befangen bleibt. Der Tübinger Spitta verehrt Jesus als den Tröster in aller Erdennot, als den einzigen Menschen, in dem Gottes Größe uns sichtbar nahe gekommen ist (in seinem Buch „Mein Recht auf Leben" 1900). Auch sein Kollege Sigwart, der größte Logiker unserer Zeit, macht aus seinem christlichen Theismus kein Hehl.

Der Philosoph wird infolge einseitiger Verstandstätigkeit meist in Gefahr sein, die ganze Welt als ein System von Gedanken vorzustellen und darüber den Wert des Handelns, der sich sittlich betätigenden, gläubig vertrauenden Persönlichkeit (idealistisch!) zu übersehen.

**3. Kant.** Einem deutschen Philosophen, Kant (Werke bei Reclam), war es vorbehalten, die Einseitigkeit dieses die Jahrhunderte beherrschenden Grundsatzes aufzudecken und neben der Vernunft den Willen, und zwar den sittlichen Willen, für immer zur Geltung zu bringen. Nicht dem Erkennen, sondern dem sittlichen Handeln muß der erste Platz eingeräumt werden. Kant hat einen Grundgedanken der Reformation zum philosophischen Prinzip erhoben und verdient darum, der „Philosoph des Protestantismus" zu heißen: Nicht die Spekulation, sondern das sittliche Wollen und

Handeln führt zur Erkenntnis Gottes. Alle Theorien, die dem sittlichen Willen nicht gerecht werden, seine Kraft lähmen, das Gefühl der Verantwortung untergraben, sind sittlich verwerflich. Auch das Denken ist eine Gewissenssache! Darum achtet Kant das Denken nicht etwa geringe. Er war selbst ein gewaltiger Meister des Gedankens und würdigte das Erkennen als das Mittel, die Welt der Tatsachen oder Erscheinungen wissenschaftlich zu begreifen. Zum letzten Grunde aller Erscheinungen aber vermag das bloße Denken nicht vorzudringen. Dazu ist nur die sittliche Persönlichkeit, deren Inhalt nicht das verstandesmäßige Erkennen, sondern der gute Wille ist, imstande. Nur wo das Gewissen als höchste Instanz anerkannt wird, ist man fähig, zum Glauben an Gott als dem höchsten Gut sich zu erheben.

So führt uns Kant an die Schwelle des christlichen Glaubens. Denn auch der Glaube weist dem sittlichen Gehorsam den Platz über dem Erkennen und Wissen an. Darum sagt Jesus: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" Erst das reine Herz, der geheiligte Wille, befähigt zur Erkenntnis des Höchsten. Der erwähnte Naturforscher R. Mayer hat darum recht, wenn er fordert: „Eine richtige Philosophie kann und darf nichts anderes sein als eine Propädeutik (Vorschule) für die christliche Religion."

**4. Wissen und Glauben.** Glaube und Wissen sind keine Gegensätze. Selbst im natürlichen Leben beruht alle unsere Erkenntnis auf einem Glauben. Wir erkennen, wie Kant erwiesen hat, alle sichtbaren Dinge nur durch die Anschauungen von Raum und Zeit, welche in uns liegen. Auch nehmen wir nicht das Wesen der Dinge selbst wahr, sondern haben nur Eindrücke von ihnen, Eindrücke, die von der Beschaffenheit unserer Sinne durchaus abhängig sind. Die Farben des Regenbogens z. B. sitzen nicht wirklich am Himmel, sondern sind nur eine Spiegelung in unserem Auge, und jeder Mensch sieht einen anderen Regenbogen. Niemand kann beweisen, daß die sichtbaren Dinge so vorhanden sind, wie ich sie sehe. Jeder muß vielmehr glauben, daß seine Sinne ihm die Dinge im wesentlichen richtig

zeigen. Es darf daher behauptet werden, daß alles Wissen auf ein Glauben zurückgeht, daß es ohne Glauben überhaupt kein Wissen gibt. Wer etwa von Jugend auf keinem Lehrer und keinem Buche etwas glauben wollte, ehe er nicht mit eigenen Augen gesehen und selbst untersucht hätte, der würde sich damit zu absoluter Torheit verurteilen. Er würde nicht einmal das Abc lernen, weil die Identität des Tones A mit dem Buchstaben A geglaubt werden muß. Wieviel weniger würde er von der Weltgeschichte etwas lernen, wenn er glaubwürdigen Berichterstattern nicht vertrauen wollte!

Noch klarer wird die Bedeutung des Glaubens für die Erkenntnis auf sittlichem Gebiet. Die Erkenntnis, daß Mord, Lüge, Haß Unrecht sind, beruht auf dem unsichtbaren Zeugnis des Gewissens, dem man glauben muß. Fehlt dieser Glaube, so kann ich niemandem beweisen, daß z. B. Stehlen Sünde ist.

Wer demnach sagen wollte: „Ich glaube nur, was mir bewiesen wird", der ahnt nicht, welche Torheit er damit ausspricht. Schopenhauer, der doch gewiß nicht gering von der menschlichen Erkenntnis, namentlich von seiner eigenen dachte, redet einmal von dem „alten Irrtum, daß nur das Bewiesene vollkommen wahr sei und jede Wahrheit eines Beweises bedürfe; da vielmehr jeder Beweis einer unbewiesenen Wahrheit bedarf, die zuletzt ihn oder auch wieder seine Beweise stützt; daher eine unmittelbar begründete (geglaubte!) Wahrheit der durch einen Beweis begründeten so vorzuziehen ist, wie Wasser aus der Quelle dem aus dem Aquädukt." Ohne ein Glauben gäbe es kein Erkennen. Jede Erfahrungswissenschaft gründet sich zuletzt auf Offenbarungen der Sinne und Operationen der menschlichen Vernunft, die Mathematik auf Grundsätze oder Axiome, deren Richtigkeit nicht weiter bewiesen werden kann, sondern einfach angenommen werden muß.

Noch viel mehr ist die Philosophie auf Glauben angewiesen. Denn jede Weltanschauung geht zuletzt darauf aus, den Sinn in den Dingen aufzuzeigen. Dieser Sinn ist aber, weil unsichtbar, immer eine Sache des Glaubens. Auch der Naturalist und fanatische Sozialist glaubt an den Sieg der guten Sache, an die Übermacht

6*

der Vernunft, der Wahrheit, des Rechts. Auch der Pessimist glaubt zuletzt an den Sieg des Bessern, sofern er, wie E. v. Hartmann, an die Erlösung vom Übel glaubt. Leugnet aber jemand Gott oder die Unsterblichkeit oder sonst etwas Übersinnliches, so spricht er auch damit seinen Glauben aus. Nur daß dieser Glaube weder die sittliche noch die religiöse Erfahrung für sich hat. So finden wir Glauben auch bei denen, die prinzipiell allen Glauben verwerfen und nur das Erkennen wollen gelten lassen.

Es ist demnach unvernünftig, schlechtweg von einem Gegensatz zwischen Wissen und Glauben zu sprechen. Wer da meint, daß der Gottesglaube durch die Wissenschaft überwunden sei, der behauptet: Was ich nicht mit meiner Vernunft begreifen kann, das existiert auch nicht. Ist das richtig? Sehr vieles, selbst in der sichtbaren Welt, ist unbegreiflich und existiert doch. Wir können nicht begreifen, was Raum und Zeit, Kraft und Stoff, was Sein und Werden, Wille und Selbstbewußtsein, Seele und Gewissen, was Elektrizität, Licht, Leben, Vererbung, Organismus usw. ist. Die Philosophen und Naturforscher mühen sich bis heute an der Lösung dieser Fragen, ein Beweis, daß sie noch nicht gefunden ist. Aber dennoch sind es Tatsachen, mit denen wir rechnen, und die wir erfahren. Wer im Ernst sagen wollte: „Was ich nicht begreifen kann, das ist auch unmöglich", der müßte folgerichtig auch das Dasein der Natur leugnen; denn diese ist auch nicht zu begreifen; ja er müßte sich selbst die Existenz absprechen und von Rechts wegen samt seiner Narrheit verschwinden. Denn wer hat das Rätsel des Menschendaseins gelöst, wer kann auch nur sagen, wie unser bewußter Wille den Arm bewegt oder unsere Seele einen Gedanken faßt?

Wenn wir also selbst über die nächsten und alltäglichsten Dinge nichts ohne Glauben wissen können, dann müssen wir entweder resigniert aufhören zu denken, oder einsehen, daß ein Mensch, der vernünftig bleiben will, des Glaubens auf Grund der Erfahrung nicht entbehren kann.

Das gilt aber besonders von den höheren Erfahrungen geistigen Lebens auf sittlichem und religiösem Gebiet.

Wer der Stimme seines Gewissens nicht glaubt, der wird in sittlichen Dingen nie vernünftig denken und handeln, sondern sich als ein „Tor“ beweisen, der dem Verderben anheimfällt. Darum sagt Geibel mit Recht:

„Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen.
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.“

5. Gibt es Gottesbeweise?

Wie lange haben sich Philosophie und Theologie mit den sogenannten Beweisen für das Dasein Gottes abgeplagt! Jetzt werden wir erkennen, warum diese Bemühungen fruchtlos bleiben mußten.

Sagt mir jemand: „Beweise, daß eine Sonne am Himmel steht!“ — so antworte ich: „Das kann ich nicht; das muß ich wahrnehmen und glauben.“ Sagt jemand: „Beweise, daß es einen Unterschied gibt zwischen gut und böse!“ — so antworte ich wieder: „Das kann und brauche ich nicht zu beweisen, das muß ich im Gewissen erleben und im Vertrauen darauf annehmen.“ Eine solche Erfahrung ist mehr wert als alle nur möglichen Beweise.

So muß man auch die Wahrheit des christlichen Glaubens im Gewissen erfahren; beweisen kann man sie niemand, der eine Abneigung gegen sie hat. Es wäre verlorene Liebesmüh, ihre Existenz jemandem beweisen zu wollen, der ihrer erleuchtenden und erwärmenden Kraft nicht unmittelbar inne wird. Noch mehr! Es wäre für den christlichen Glauben verhängnisvoll, wenn es solche Beweise für die christliche Wahrheit oder für das Dasein Gottes gäbe. Denn den gebildeten Menschen würde damit ein ungeheurer Vorteil zugesprochen vor den ungebildeten. Es gäbe dann eine Gemeinde der Wissenden und eine Gemeinde der Glaubenden. Wie stimmt aber damit der Lobpreis Jesu: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret!“ (Matth. 11, 25.) — Zweitens würde der Glaube durch solche Beweise gerade seine Sicherheit verlieren. Denn unser Wissen ist nie abgeschlossen. Was heute gewiß ist, kann morgen infolge neuer Entdeckungen

oder Erfahrungen wieder ungewiß werden. Wenn der Glaube ein beweisbares Wissen von Gott ist, dann muß er vor jedem Gegenbeweis zittern und kann seiner Gewißheit niemals froh werden. Endlich darf es einen mathematischen Beweis für die Wahrheit des Glaubens nicht geben, weil damit seine Würde dahinfiele. Könnte Gottes Dasein, Gerechtigkeit und Güte, wie Schopenhauer verlangt, so bewiesen werden, wie der mathematische Lehrsatz, daß die drei Winkel eines Dreiecks immer zwei rechten gleich sind, so wäre damit die freie Hingabe an ihn unmöglich gemacht. Die Menschen würden anfangen, aus Furcht und Zwang oder — noch schlimmer! — um des lieben Vorteils willen zu glauben. Damit aber hätte der Glaube allen sittlichen Wert verloren; denn er wäre erzwungen und nicht mehr freie Tat der Persönlichkeit. Mußte also Gott nicht den Menschen die Möglichkeit lassen, mit dem Herzen für oder wider ihn sich zu entscheiden?

Darum freuen wir uns, daß es keinen Beweis für das Dasein Gottes gibt. Es kann, es darf und soll ihn nicht geben. Der christliche Glaube will aber auch gar nicht beweisbar sein. Denn er nimmt in Anspruch, auf göttlicher Offenbarung zu ruhen. Was beweisbar ist, bedarf keiner Offenbarung. Wer einen Beweis für den christlichen Glauben fordert, der fordert damit, daß er seinen Ursprung verleugne. Darum verzichtet auch die Heilige Schrift darauf, die Existenz Gottes zu demonstrieren. Gleichwohl gibt es einen Gottesbeweis, aber nicht für den Kopf, sondern für das Gewissen, für den Menschen, der weiß, was gut und böse ist, der wirklich von Herzen nach Gott fragt. Dagegen für den Menschen, der im Grunde seines Herzens dem Gottesgedanken feind ist, gibt es keinen Gottesbeweis, er mag so klug und gescheit sein wie er will.

**6. Der einzige Gottesbeweis.** Es gibt nur einen Gottesbeweis. Mag die Weltgeschichte dem suchenden Menschen immer wieder als das Weltgericht, mag die Schöpfung ihm als die Offenbarung seiner „ewigen Macht und Gottheit" erscheinen — der Blick in die Natur, in die Geschichte und das eigene Leben wird

uns Gott immer nur zeigen als den großen Unbekannten, umgeben von undurchdringlichen Geheimnissen, mehr ein Gegenstand der Furcht als des Vertrauens. Die ewige Liebe und Gnade aber offenbart uns allein der Vater unseres Herrn Jesu Christi. Christus hat sich selbst ausschließlich die Kraft zugeschrieben, uns zu Gott zu führen, wenn er spricht: „Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren" (Matth. 11, 27; vgl. Joh. 1, 18; 12, 45; 14, 6—11; 14, 22 f.). Er allein stellt uns unter die Wirkung Gottes und seines Wesens. Nicht durch seine Lehre, nicht durch sein Vorbild allein, nein, durch seine Reinheit und Liebe, seine Wahrheit und Freiheit, sein Dienen und Kämpfen, sein Leiden, Sterben und Auferstehen, kurz durch seine ganze Persönlichkeit verbürgt er uns das Dasein Gottes, offenbart er uns sein Wesen als heilige Liebe: „Christi Werk — Gottes Werk, Christi Wohltat — Gottes Wohltat, Christi Liebe — Gottes Liebe. In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig". „Ich und der Vater sind eins!"

Diese Person in ihrer göttlichen Lebensfülle ist das „Licht der Welt". Sie ist das Bleibende, während die Lehren über Christus wechseln, sich „zersetzen", würde E. von Hartmann sagen. Seit dieser Christus versucht, verfolgt, gekreuzigt und verherrlicht ist, gibt es einen Sieg im Unterliegen, ein Leben, ob einer gleich stürbe, eine ewige, unverwüstliche Herrschaft des Guten, gibt es einen Gott. Will einer zur gleichen Gewißheit hindurchdringen, wir können ihn nur unter das Kreuz Christi führen. Der gekreuzigte Christus auf Golgatha mit seinem Frieden in Todesqual, mit seinem Gebet für die Todfeinde, mit seiner Liebe ohne Ende und seiner vollendeten Hingabe in die Hände seines himmlischen Vaters, er ergreift uns unmittelbar als höchste Offenbarung Gottes an uns, die uns zugleich richtet und aufrichtet, straft und tröstet. Denn durch seinen Kreuzestod deckt Jesus die Art des natürlichen Menschenherzens auf und zwingt zum schonungslosen Selbstgericht. Durch seine freie Hingabe in diesen Tod um der Menschen willen beweist er zugleich eine Liebe, die jedem gehört, der ihn im Glauben ergreift.

Dieser Christus für uns, der ein Heiland ist der Gelehrten und Ungelehrten, dessen Gestalt vor unsern Augen immer mehr Kraft und Leben gewinnt, je mehr man sie anschaut: Er ist der beste, der einzige Gottesbeweis. Durch ihn allein machen wir die Erfahrung von der seligmachenden Gotteskraft des Evangeliums, — wir machen sie kraft der uns verliehenen religiösen Anschauung, die ebenso hoch über dem Intellekt steht, wie die Sittlichkeit über der Sinnlichkeit. Diese Erfahrung aber ist das einzig gewisse Fundament unseres Glaubens. Was man erfahren hat, weiß man sicher und genau. „Das Christentum ist" — mit Pestalozzi zu reden — „die allervollkommenste Erfahrungstatsache, die jemals auf die Erde gekommen ist". Werden die Axiome oder Grundsätze der Wissenschaft durch Anschauung erkannt, so muß auch das Dasein Gottes, dieser allererste aller Hauptgrundsätze, durch Anschauung erkennbar sein und nicht durch Vernunftschlüsse. (Romanes.) So sah es auch Christus selbst an, wenn er spricht: „So jemand will des (Gottes) Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede" (Joh. 7, 17).

---

## 10. Warum die Wissenschaft des Glaubens bedarf.

So führt die rechtverstandene Philosophie den denkenden Menschen an die Pforte des Glaubens. Der Glaube bedarf aber weder der Philosophie noch der Wissenschaft. Ein schlichter Arbeiter kann den gelehrtesten Professor durch die Innigkeit und Kraft seines Gottvertrauens beschämen. Luther stand an Wissen dem gelehrten Erasmus weit nach, und doch überragte er den glänzenden Humanisten durch die unmittelbare Gewalt seines Glaubens und die felsenfeste Gewißheit seiner christlichen Überzeugung. Der Glaube bedarf darum keiner wissenschaftlichen Stützen. Die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes haben nur geringen Wert. Gott will sich nicht den Klugen und Weisen demonstrieren lassen, sondern er will sich den heilsbedürftigen Seelen offenbaren.

Der Glaube ist wie das Licht, welches die christliche Offenbarung entzündet. Das Licht leuchtet. Es gibt nichts im menschlichen Geistesleben, welches durch dieses Licht nicht einen neuen Glanz und eine höhere Würde erhielte. Das gilt auch von der menschlichen Wissenschaft. Der Glaube bedarf ihrer nicht, sie aber bedarf des Glaubens. Er allein vermag es, ihren bleibenden Wert ins Licht zu setzen und ihr einen höheren als bloß irdischmenschlichen Zweck zu verbürgen.

**1. Die Wissenschaft bedarf des Glaubens ihrer Würde wegen.**

Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt der modernen Entwicklungslehre! Dann ist das vernunftgemäße Denken mit den niedrigsten Formen des Nervenreizes durch Anpassung, Vererbung usw. erzeugt worden. Es ist das Resultat von blindwirkenden Kräften, die mit der Vernunft nichts zu tun haben, sondern allein der Erhaltung des Lebens im Kampf ums Dasein dienen. Damit wird die Vernunft erniedrigt zu einem Notbehelf unter anderen Notbehelfen des Lebens. Die Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit ist dann Unsinn; diejenigen Wissenszweige allein, die der Förderung des physischen Lebens dienen, hätten ein Recht auf Anerkennung. Alle die Männer, die sich um Erkenntnis der Wahrheit abmühten ohne irgendeinen praktischen Zweck, wären verbohrte Narren gewesen. Kurz: eine Rechtfertigung des Wahrheitsdurstes, eine Anerkennung der erhabenen Würde des denkenden Geistes kann von dieser Seite nicht geboten werden. Wer sich den Verhältnissen am meisten „angepaßt" hat, also der gedanken- und ideenarme Bierphilister, der Egoist, der stets nur seinen Vorteil im Auge behält, er ist das Ideal des vernünftigen Menschen!

Wie beschämt doch das klassische Altertum diese Ausgeburten des modernen Heidentums! Plato und Sokrates schon hielten die menschliche Vernunft für etwas wahrhaft Göttliches im Menschen. So schreibt Plato in seinem „Timäus": „Über die wichtigste Seite unserer Seele müssen wir so denken, daß sie der Gott einem jeden als seinen Dämon gegeben hat, die, wovon wir sagen, daß sie in dem höchsten Teile unseres Körpers wohnt

und uns von der Erde zu der himmlischen Gemeinschaft erhebt, als seien wir kein irdisches, sondern ein himmlisches Gewächs!" Hier ist schon ahnend ausgesprochen, was das Christentum uns lehrt: Die Vernunft eine wahre Gottesgabe des gottebenbildlichen Menschen! Sollte ein Forscher, getragen von dem Bewußtsein, in seiner Vernunft ein göttliches Pfund erhalten zu haben, nicht um so gewissenhafter, freudiger und eifriger sich seiner Arbeit hingeben? Was ist denn die Wissenschaft, wenn die Vernunft nur ein gesteigerter Nervenreiz und der Mensch nur ein vollkommeneres Tier ist? Sie ist das Spinnen eines Fadens, der endlich abreißt und in finsterer Nacht verloren geht. Wenn die Gletscher wieder die erkaltete Erde überziehen, dann wird auch alles Denken „so gut sein, als wäre es nicht gewesen." Im schweigenden Raum kreist die entseelte Erde, und nichts verrät, daß hier einmal Menschen forschten und dachten und sogar kühn genug waren, ihren Geist dem reinen Licht der Wahrheit zuzuwenden. Alles hinweggewischt! „Vorbei und reines Nichts, vollkommenes Einerlei!"

Nur der Glaube kann die Wissenschaft aus dieser trostlosen Lage befreien. Er läßt sie uns als eine Gehilfin im Weltplan Gottes erkennen. Ihre Entdeckungen müssen der Erhaltung seiner Kinder dienen. Die Maschine, die Elektrizität, die Eisenbahn — alles „dienstbare Geister", des Höchsten, ausgesandt um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit.

So vermag der christliche Glaube allein die Wissenschaft in den Plan göttlicher Weltregierung einzuordnen und damit als ein sinnvolles Glied des gesamten Alls zu erweisen. Aber er vermag auch allein das menschliche Wissen zu einer befriedigenden Weltanschauung zu ergänzen und abzurunden. Denn die Wissenschaft führt den redlichen Forscher in die unergründlichen Tiefen der Welt und zeigt, wie hinter allen Entdeckungen neue und größere Geheimnisse verborgen liegen, so daß den Menschengeist ein ehrfürchtiges Staunen erfaßt über dem unfaßbaren Wunder der Welt.

**2. Die Weltanschauung eine Frucht des Glaubens.**

Aber wir können uns mit dem Staunen vor dem Unerforschlichen nicht begnügen. Denn wir sind Menschen und leben in einer Welt, deren Ereignisse uns nicht gleichgültig sein können. Die Geheimnisse, die uns umringen, haben für das menschliche Bewußtsein zunächst etwas Beängstigendes und Niederdrückendes, vor allem, wenn schwere Schickungen über uns kommen und sich die furchtbare Frage auf unsere Seele legt: Hat dein Dasein überhaupt einen Sinn, oder bist du ein Spielball roher, unvernünftiger Gewalten? In solchen Stunden lernt dann der Mensch begreifen, daß ihm doch nichts näher ist als sein eigenes Innere, und daß der Gewinn der ganzen Welt und aller Bildung dieser Welt keinen Ersatz bietet für die Schädigung der eigenen Seele.

Hier kommt uns nun der christliche Glaube zu Hilfe. Nicht als ob er an die Stelle der Wissenschaft treten und das leisten wollte, was allein die Erfahrung und das Denken leisten kann. Seine Hilfe ist ganz anderer Art. Er vergrößert nicht den Kreis unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse, aber er bringt Sinne und Ordnung hinein, indem er uns in großen, klaren Zügen den Zweck des Lebens und der Welt offenbart: die Stiftung eines Reiches persönlicher Geister. Damit erhalten die Tatsachen des geistig-sittlichen Lebens erst ihren vollen Sinn und Wert. Sie stehen nun nicht mehr neben denen der Naturwelt wie ein zufälliger, unerklärlicher Nebenerfolg der natürlichen Entwicklung, sondern sie erscheinen als der eigentliche Zweck des Daseins. Der mechanische Zusammenhang der Natur wird darum nicht übersehen; aber er wird als das erkannt, was er ist, als „ein Faktor von gänzlich untergeordneter Bedeutung", wie Lotze sagt, als ein bloßes Mittel zur Erreichung höherer geistiger Zwecke. Überallhin fällt das Licht des Gottesglaubens, der Mensch sieht mit anderen Augen in die Welt, weil er selbst anders geworden ist. Es wird licht, wo es vorher dunkel war. Man sieht Gottes Finger in seinen Werken und lernt es immer tiefer verstehen! „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge".

Wohl bleiben auch so noch Fragen und Unbegreiflich-

keiten genug, aber sie beängstigen uns nicht mehr. Wir dürfen der Überzeugung leben, daß sie alle eine Lösung finden werden, welche unsere leisesten Zweifel beschämen muß.

Wer in eine große Fabrik hineintritt, den befällt zuerst ein Gefühl der Beklemmung. Eisenkolben schießen hin und her und arbeiten scheinbar gegeneinander, große und kleine Räder drehen sich in sinnverwirrender Eile, Treibriemen laufen die Kreuz und Quer, dazu das Stampfen der Maschinen und der Lärm des ganzen Getriebes! Sobald wir aber den Zweck des Ganzen kennen, lernen wir auch den Sinn der einzelnen Einrichtungen mehr und mehr verstehen, bis endlich auch die wunderlichsten Bewegungen in ihrer Bedeutung offenbar werden. Wem aber der Zweck des Ganzen verborgen bleibt, der mag an den einzelnen Rädern und Eisenstangen studieren, so viel er will, er bleibt doch wie ein Blinder, der die das ganze Werk durchwaltende Vernunft nicht zu erkennen vermag. Man übertrage das auf unser Verhältnis zur Welt! Wer den Zweck des Ganzen nicht kennt, schaut in ein dunkles Rätsel. Gerade diese letzten und höchsten Fragen, aus welchem Grunde z. B. wir selbst und die Welt entstanden und zu welchem Zweck und Ziel wir selbst und die Welt vorhanden sind, vermögen wir heute genau so vollständig und überzeugend wissenschaftlich zu beantworten, wie vor Jahrtausenden, das heißt — gar nicht.

Darum eben schaut der Christ weit tiefer und klarer in die Welt hinein als jeder andere. Der Forscher hält sich an das einzelne und kommt durch Beobachtung günstigenfalls dahin, aus den gleichförmigen Bewegungen des Räderwerks gewisse Bewegungsgesetze abzuleiten. Er weiß aber niemals zu sagen, warum das so ist. Der das Ganze durchwaltende Plan bleibt ihm verborgen. Dagegen schaut und erfaßt der Glaube, der die Erfahrung des Heils gemacht hat, überall in der Natur die Weisheit und Güte Gottes: „Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Sterne“. Die sichtbare Welt wird mehr und mehr zu einem Symbol des göttlichen Geistes, zu einer Verkörperung unsichtbarer Gottesgedanken. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Alles wird sinnreich und

bedeutungsvoll. Kein Stäublein, das nicht in dienender Beziehung zum Ganzen stände. Kein Gesetz, das er nicht gesetzt hätte. So geht der Glaube immer aufs Ganze und fügt alles einzelne zusammen zur Einheit des schöngeordneten Kosmos. Von der Herrlichkeit dieses christlichen Glaubens erfüllt, ruft der Botaniker Heer aus:

„Wer oberflächlich die Natur betrachtet,
Im grenzenlosen All sich leicht verliert;
Doch wer auf ihre Wunder tiefer achtet,
Wird stets zu Gott, dem Herrn der Welt, geführt."

Und der Heros der modernen Bildung, Goethe, faßt die Weisheit seines reichen Lebens in dem Wort zusammen: „Mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, werden sie nicht hinauskommen."

Denn der Christ steht in der Welt, wie das Kind im Hause des Vaters, erfüllt von dem Verlangen, alles kennen zu lernen und alles zu verstehen, durchdrungen von staunender Bewunderung, wo die Größe, Schönheit und Vernunft des Ganzen seinem Auge aufgeht, umfangen von Schauern der Ehrfurcht, wo er in die unerforschlichen, geheimnisvollen Tiefen der Welt hineinschaut. Anbetende Ehrfurcht vor dem Ganzen, liebende Versenkung in das einzelne, und dem Unerforschlichen, Geheimnisvollen gegenüber die Hoffnung, daß es einst offenbar werde — das ist christliche Weltbetrachtung. Sie regt den Verstand an und beflügelt die Phantasie; sie befriedigt zugleich Vernunft und Gemüt und ist darum auch unserem Wesen am angemessensten. Wer wollte etwas Besseres an ihre Stelle setzen? „Das Universum" — sagt Carlyle — „ist das verwirklichte Denken Gottes; und es ist ein verlorenes Leben, wenn wir anders leben als in dieser Erkenntnis."

---

# III. Christus und die Künstler.[1])

## 1. Die Kunst eine Gottesgabe.

Wenn der blitzende, leuchtende Tautropfen am Wege uns entzückt, daß wir stille stehen; wenn beim Schlag der Nachtigallen eine ziellose Sehnsucht uns überkommt, wenn die blauen Fernen uns winken und grüßen; wenn der glühende Sonnenball wie ein scheidender Held in schimmernden Wolkenpalästen versinkt, — dann redet Gott zu uns als Künstler der Welt, und unter dem Anhauchen seines Geistes erwacht der Künstler in unserer Seele.

„Alle Kunst ist der Freude gewidmet," sagt Schiller in seiner Vorrede zur Braut von Messina, „der Freude am Schönen." Darum wendet sich die Kunst zuerst auch immer der heiteren Seite des Lebens zu. Sie sucht das Schöne und Strahlende in der Natur, das Blühende, Frische, Kraftvolle, Edle und Begeisternde im Menschen, um es durch ihren Glanz zu erhöhen und zu verklären. Mit welcher genußreichen Behaglichkeit verweilt der alte Homer bei seinen Göttern und Helden! Wie er einen Achilleus vor unser Auge hinmalt als das Ideal helle-

---

[1]) Vgl. zum Folgenden: Biese, Deutsche Literaturgeschichte, 3 Bde. Leixner, Deutsche Literaturgeschichte. v. Bröcker, Kunstgeschichte im Umriß. Wychgram, Schillers Leben. Kühnemann, Schiller (treffliche Einführung in sein geistiges Leben). Bielschowsky, Goethe. Sell, Die Religion unserer Klassiker. M. Schian, Der deutsche Roman seit Goethe. 1905. Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes. Weber, Kunst und Religion. 1911. Graf Vitzthum, Christliche Kunst im Bilde. Koch, Christliches Kunstblatt (Keutel, Stuttgart). Avenarius, Kunstwart und die von ihm herausgegebenen Bildermappen. Pfennigsdorf, Der Geisteskampf der Gegenwart, 1909 ff., wo das Verhältnis von Christentum und moderner Literatur in verschiedenen Aufsätzen beleuchtet wird. Pfennigsdorf, Persönlichkeit, 6. Aufl. (Schwerin, Bahn.)

nischer Kraft und Schönheit oder einen Odysseus schildert als den Typus eines gereiften, welterfahrenen Helden! So preist auch das Nibelungenlied begeistert die jugendliche Heldenkraft Siegfrieds und weiß selbst über den Tod des Hochgemuten poetischen Zauber auszugießen:

„Da sank er in die Blumen, Kriemhildens starker Mann.
Das Blut aus seinen Wunden vor ihren Augen rann" usw.

Lust und Leid, Leben und Sterben, alles Menschliche vermag der Dichter poetisch zu gestalten; und er verklärt selbst das Furchtbare durch die Tiefe des poetischen Empfindens.

„Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz.
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle. (Schiller.)

Darin also besteht der Genuß und die „Freude", welche die Kunst schafft, daß sie die Kräfte des Gemütes in Bewegung setzt, daß sie den Reichtum der „dunklen Gefühle" hervorzaubert, „die im Herzen wunderbar schliefen."

Darum ist die Kunst eine Gottesgabe, die dem Erdgeborenen so manche Stunde versüßen, Freude und Schmerz weihen und selbst über Versuchungen hinweghelfen kann. Gedanken und Gefühle, deren wir uns nicht fähig hielten, wachen auf; eine festliche, heitere Stimmung breitet sich wie ein Frühlingsmorgen mit tausend Blüten und Knospen über die Seele aus. Wir fühlen uns dem bleiernen Gang des Alltagslebens entzogen und wie auf unsichtbaren Flügeln in das Reich der Phantasie entführt. Schönheit ist Gottes Handschrift, ein Klang aus dem Paradiese. Sie grüßt dich in jeder schönen Blume, in jedem lieblichen Antlitz, im klaren Himmel wie im Brausen des Meeres. Danke ihm dafür, ihm, der die Quelle aller Schönheit ist; genieße sie ruhig und ernsthaft mit all deinen Sinnen; sie ist ein Zaubertrank, ein Becher des Segens.

---

## 2. Die Religion der Schönheit.

1. Der Kunstsinn der Hellenen.

Nie wieder hat sich ein Volk zu solcher Höhe künstlerischer Bildung emporgeschwungen, wie das hellenische. Schon die Sprache spiegelt den vollendeten Schönheitssinn des Volkes in unvergleichlicher Weise wider. Vokale und Konsonanten stehen hier in einem harmonischen Verhältnis. Die Deklinations- und Konjugationsendungen sind biegsam, kraftvoll und klingend, alle unschönen Bildungen sind durch den Sprachgeist überwunden und ausgemerzt. Die ganze Sprache ist einem lebendigen Kunstwerk gleich, einer Leier, deren goldene Saiten nur berührt zu werden brauchen, um von herrlicher Melodie und von mannigfaltigstem Wohllaut zu erklingen. „Die feierliche Grandezza des Spaniers, die feine Süßigkeit des Italieners, des Franzosen geläufige Anmut, des Engländers pathetische Kraft, des Deutschen unergründlicher Reichtum, ja selbst die Würde der römischen Senatorensprache: hier sind sie vereinigt, sind geläutert im Feuer des Geistes und zum edelsten Erze zusammengeschmolzen. In dieser Sprache sind die Drommetentöne des Pindar und die Flötenspiele des Anakreon, sind die gaukelnden Scherze des Aristophanes und die Erinnyenchöre des Äschylos gedichtet." (Roscher, Thukydides, S. 67.)

So bewußt und ausgebildet war das Gefühl für die Schönheit und Sprache, daß ein einziger Fehler in der Wortbetonung genügte, um eine ganze Versammlung zu empören und den Redner unmöglich zu machen.

Und welch ein Auge hatte man hier für die Harmonie der Linien und Maße! Diese Tempel, diese Säulenhallen, diese Statuen! So hat man nie wieder verstanden, den spröden Stoff den Gesetzen der Schönheit zu unterwerfen und dem Marmor Leben einzuhauchen. Noch heute stehen unsere Künstler staunend vor diesen Wunderwerken, und ein Rauch wagt es nicht, einer antiken Statue auch nur einen Fuß oder eine Hand zu ergänzen. Dazu war die Kunst Volkssache; die Errichtung einer Bildsäule, eines Tempels war eine nationale Angelegenheit. Der Künstler wurde bei seiner Arbeit von der Teilnahme einer gleichgestimmten Umgebung gehoben und gefördert.

Kein Wunder, daß künstlerisch empfindende Geister noch immer von einer mächtigen Sehnsucht nach jener Zeit erfüllt werden. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend," zieht ein Echo des alten Sophokleischen Sehnsuchtsliedes auch durch ihre Seele:

„O könnt ich hin,
Wo waldig des Berges Haupt,
Von Meereswogen umspült, sich hebt:
Unter Sunions hohem Fels
Heilige Stadt Athenas,
Dir Grüße zu senden!"

**2. Die Götter Griechenlands.** Von solchen Empfindungen war Schiller beseelt, als er „Die Götter Griechenlands" schrieb. Es ist die schwermütige Klage eines Künstlers, den das Heimweh nach jener schönen Zeit befällt, da die Poesie noch Natur und Leben verklärte und selbst dem Tode seine Schrecken nahm. „Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur!" Wir blicken in die eigene Seele des Dichters, wenn er wehmütig singt:

„Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem (der Götter) heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot."

Ein „heitrer Dienst", ein Kult der Schönheit wird hier gefordert; und in seinem großen Lehrgedicht „Die Künstler" sucht Schiller diese Forderung näher zu begründen. Erkenntnis, Glaube, Sittlichkeit, das ganze höhere Geistesleben des Menschen sucht er hier aus dem Gefühl für das Schöne herzuleiten. Die Kunst ist der Gipfel menschlicher Bildung. Ihr gebührt die höchste Ehre:

„Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild ließ uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt,
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?"

Das künstlerische Empfinden ist die lebendige Quelle, aus der alle anderen Offenbarungen menschlichen Geisteslebens hervorbrechen; die Kunst ist aber auch das Ziel, dem sie alle dienen müssen. Wissenschaft, Glaube, Gesetz und Recht sind nur da, um die heilige Flamme der Kunst zu nähren, z. B.:

„Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch (die Künstler).
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein."

Das höchste Gebot lautet darum hier nicht: Werde gut, werde fromm, werde weise! sondern: Werde ein Künstler! Denn damit ist alles gegeben und das höchste Ziel erreicht.

Mit euch (den Künstlern), des Frühlings erster Pflanze,
Begann die Seelen bildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendete Natur!"

Die einzige Erziehung, die dem Kunstenthusiasten erlaubt scheint, ist „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", d. h. die Ausübung der Künste und der Genuß der Kunstwerke. Die Schulen müssen durch Lehrstätten der Kunst, die Kirchen durch Theater ersetzt werden.

So ist Schiller zum Propheten einer Religion der Schönheit geworden, wiewohl er selbst nicht ein einseitiger Anhänger derselben geblieben ist. Auch Goethe steht dieser Lebensauffassung zuzeiten nahe. Jeder künstlerisch beanlagte Mensch hat Stunden, wo er, von dem Glanz der Schönheit hingenommen, in der Kunst glaubt das Höchste

erblicken zu müssen. Es ist darum keine Spielerei, wenn wir von einer „Religion der Schönheit" sprechen.

**3. Gab es je eine Religion der Schönheit?**

Dieser Kultus hat sich jedoch stets nur in den Köpfen einiger künstlerisch hoch beanlagter Individuen herausgebildet. Er ist aus einer gewissen Einseitigkeit der Begabung zu erklären. Unter den geschichtlichen Religionen aber hat es niemals eine solche der Schönheit gegeben. Schiller fällt seiner Phantasie zum Opfer, wenn er dem Griechenvolke eine solche andichtet. Die „Götter Griechenlands" sehen tatsächlich ganz anders aus, als sie der deutsche Idealist uns schildert, namentlich die eigentlichen Kultgötter, wie z. B. der vom Himmel gefallene Pallasklotz.

Auch waren die Griechen selbst mit ihren Göttern zerfallen und erkannten deren sittliche Schwächen wohl. Wie wäre sonst der Witz des Euripides im Jon (V. 442) möglich: „Wenn ihr Götter für jede Notzucht Buße gäbet den Sterblichen, du Phöbus, wie Poseidon oder Zeus, des Himmels Herr, so müßtet ihr, um euer Unrecht zu bezahlen, die Schätze eurer Tempel ausleeren." An einer anderen Stelle weist er sehr deutlich auf die traurige Lage hin, in der sich der fromme Grieche befand, der keine göttlichen Gebote vom Sinai erhalten hatte: „Schlimm, daß ein Gott den Menschen nicht, wie's billig ist, und nicht in weisheitsvollem Sinn Gesetze gab" (V. 1290).

Bei Homer werden uns zwar die Götter durch die Poesie als menschlich schön dargestellt, wie später in der Bildhauerkunst; die Vorstellungen von den Göttern blieben aber noch viele Jahrhunderte so roh, daß die Seele der Götter mit allen Leidenschaften und Verbrechen beladen wurde, wie bei den verworfensten Menschen, und daß die Zauberei im Kultus immer eine große Rolle spielte. Die Götter sind bestechlich und neidisch, untereinander feindselig, zu Betrug geneigt und gegen die Menschen unzuverlässig. Was wir an Adel der Gesinnung, an Ehrwürdigkeit von Gesetz und Recht, an Weisheit und Schönheit bei der griechischen Götterlehre anerkennen, das stammt größtenteils aus der Dichtung und der Philosophie.

Man muß daher die abenteuerliche Bewunderung der „Götter Griechenlands" aufgeben. Was Schiller zu seinem wehmütigen Gesange begeisterte, waren auch gar nicht die Götter, wie sie in dem Bewußtsein des Volkes lebten, sondern es war die griechische Poesie und Kunst, welche sich dieser Gestalten bemächtigte und ihr zum Teil recht häßliches Inneres durch den Mantel der Schönheit verhüllte; es war die Macht der Phantasie, welche Bach und Strom, Wiese und Hain belebte und beseelte; es war der feine, anmutige Schwung des Lebens, in dem alles Finstere, Trübe, Verdrießliche der menschlichen Natur aufgelöst erscheint in leichter Harmonie. Kurz: der Künstler liebte auch hier die Kunst und nichts weiter. Die Kunst ist das Höchste, Göttliche, Alleinzuverehrende.

**4. Die Vergötterung des Schönen und ihre Folgen.**

Die Folgen einer solchen Vergötterung des Schönen liegen auf der Hand. Wo sie herrscht, wird die Sittlichkeit der subjektiven Willkür preisgegeben. Denn die Stimme, welche in der Kunst allein gehört wird, ist die Stimme des Gefühls. „Gefühl ist alles!" Ein bloßes Empfindungsleben ist das Ende dieser Religion, ein Gefühlsrausch, für den es schließlich gleichgültig bleibt, ob er einer Gottheit gilt oder einem unpersönlichen All und seinen unerforschlichen Geheimnissen:

„Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
„Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles!"

Der Faust aber, der hier so schwärmerisch zu reden versteht und in hohen Worten die ästhetische Religion verkündigt, ist derselbe, der Gretchen alsbald verführt, den Bruder mordet und das Glück einer ganzen Familie vernichtet. Für sein Willensleben ist der Ertrag seiner Religion gleich Null. Heilige Gebote gibt es nicht. Auch hier ist höchster Grundsatz: Gefühl ist alles. „Erlaubt ist, was gefällt." „Nichts heilig als das Schöne!"

Zu welchen Konsequenzen diese Religion der Schönheit führt, haben die Griechen längst gezeigt. Das ganze sittliche Leben wird dem Griechen zum künstlerischen Spiele.

Er glaubt das Gute schon ergriffen zu haben und eines Kampfes um dasselbe nicht mehr zu bedürfen, glaubt in seinen natürlichen Neigungen schon das Rechte zu besitzen und eine Erlösung von der sündhaften Natürlichkeit nicht nötig zu haben. Das ist der Grundirrtum. Er hat so die Neigung, sich gehen zu lassen; selbst ausschweifende Lüste gelten für erlaubt, wenn sie nur unter der Form des Schönen auftreten. Die Schönheit der Erscheinung beschönigt die Sünde, und Aphroditens Kult gewährt der Sinnlichkeit selbst eine religiöse Stütze. Griechische Weichlichkeit und Üppigkeit, nur von den Spartanern gehaßt, wurde bei den Römern zum Sprichwort. Der hohe Sinn für Schönheit erhebt zwar auch das sittliche Bewußtsein zu höherer harmonischer Erfassung des Bildes sittlicher Schönheit, und die Dichter zeichnen sittliche Ideale mit Meisterhand; aber diese Ideale sind mehr für den ästhetischen Genuß als für die sittliche Nachahmung. „Für das praktische Leben waren die Anforderungen des sittlichen Bewußtseins andere als für die Poesie; dasselbe Volk, welches weibliche Ideale, wie die Penelope, Antigone, Elektra, mit Begeisterung im Gesange hörte, stellte im wirklichen Leben die Weiblichkeit, die Ehe und das Familienleben überhaupt viel niedriger als die Chinesen und Germanen; und nicht bloß in der bescholtenen Unsitte der liederlichen Welt, sondern auch in der sittlichen Anschauung der Höchstgebildeten galten, besonders seit des Perikles berüchtigter, auch von Sokrates verehrter Aspasia, Hetären höher als die Hausfrauen und wurden die eigentlichen Vertreter weiblicher Bildung und die Ideale weiblicher Anmut" (Wuttke). Die Verirrung des sittlichen Bewußtseins bekundet sich am unzweideutigsten in der auch von Philosophen beschönigten widernatürlichen Unzucht (Röm. 1, 27). Selbst bei Plato findet sich eine unzweideutige Verurteilung des ihm bekannten Lasters nicht.

Das düstere Gemälde, welches Paulus von dem sittlichen Bewußtsein der Griechen und ihrer Sittlichkeit Röm. 1, 21 ff. entwirft, wird durch die geschichtliche Wirklichkeit vollkommen bestätigt. Diese Tatsachen muß man im Auge behalten, wenn man den Wunsch hegt, eine Religion der Schönheit einzuführen oder die christliche Weltanschauung durch die „klassische" zu verklären.

**5. Die Stellung unserer Klassiker zum Christentum.** Wenn bei unseren Klassikern die üblen Folgen des Schönheitskultus weniger sichtbar werden, so verdanken sie dies den sittlichen Kräften, die ihnen durch Erziehung und Umgebung von Kind auf zugeführt wurden. Schiller, Goethe, Lessing waren die Söhne ehrenfester Eltern. Sie brachten aus ihrer Familie schon ein Kapital fester, christlich-sittlicher Grundsätze mit. Schiller war zudem ein Schüler Kants geworden und hatte die vom christlichen Geist durchwehte Moralphilosophie des großen Königsberger Philosophen in sich aufgenommen. Daß sie kein tieferes Verhältnis zum Christusglauben gewannen, liegt vor allem in den Zeitumständen begründet. Sicher hat die geschmacklose Art, in der zu ihrer Zeit das Christentum öffentlich gelehrt und verkündigt wurde, mehr abstoßend als anziehend auf sie gewirkt. Damals wurde ja von den Kanzeln über Stallfütterung und ähnliche „nützliche" Dinge zur Aufklärung des Volkes gepredigt. Das Christentum wurde von den Philosophen in einige Vernunftwahrheiten aufgelöst. Die Begriffe „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" traten an die Stelle des erlösenden Christusglaubens. Christus selbst wurde zu einem „Weisen von Nazareth", einem Vernunftslehrer degradiert und Gott in das „Jenseits" „hoch überm Sternenzelt" versetzt (Deismus). Kann man sich wundern, wenn sich lebendige Geister von diesem dürren Rationalismus abgestoßen und unbefriedigt fühlten und „aus Religion" sich zu keiner Religion bekennen mochten? Wenn Schiller über die Entgötterung der Natur seufzt, so ist das bloß ein Widerhall des toten Gottesglaubens seiner Zeit, der die Welt als eine seelenlose Maschine vorstellte. Man dachte sich den lieben Gott wie einen Uhrmacher, nicht aber als denjenigen, in dem alles lebt und webt und ist, dessen Nähe uns umweht im Abendwind, dessen Güte wir schmecken im Duft der Blumen, und dessen Kraft uns umgibt in den Mächten der Natur, die er allgegenwärtig durchwaltet.

Also nicht gegen den lebensvollen Christenglauben, sondern gegen dessen geistlose Verknöcherung richtet sich der Protest des Poeten. Schiller war von Haus aus eine tieffromme Natur. Der Zug zu Gott war in ihm durch seine gottesfürchtige Mutter geweckt, die den Kindern das

Evangelium zu erklären pflegte und manchmal mit ihnen unter freiem Himmel niederkniete und betete — für den gereiften Mann noch unvergeßliche Augenblicke. Die Lieblingslektüre des Jünglings bilden die Propheten des Alten Bundes. An ihnen hat er nicht nur seine Sprache, sondern auch seine sittliche Geschichtsauffassung gebildet. Man denke an die „Räuber"! Seine „Jungfrau von Orleans" ist eine klare Absage an den platten Vernunftglauben, der das Gebet verachtet und sich alles Wunderbare als mystisch und abergläubisch verbittet. Wenn er in dem Lied „an die Freude" ausruft:

„Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen," —

so kennt er doch auch einen „Rächer über den Sternen". „Ein Gott und ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche schwanke" — das war seine Grundüberzeugung, die durch sein Dichten und Denken immer wieder hindurchklingt. Wie erschütternd weiß er die Macht der in Gott ruhenden Weltordnung zu verkündigen. Frau von Staël hat recht, wenn sie sagt: „Seine Muse ist das Gewissen." Man prüfe darauf seine Dramen.

Wie er über die Schöpfung denkt, spricht er in einem seiner Jugendgedichte aus:

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Im „Kampf mit dem Drachen" verherrlicht er die christlichen Tugenden des Gehorsams und der sich selbst bezwingenden Demut. Wird man nicht unwillkürlich an die Mahnung des Herrn, wie die Kinder zu werden, erinnert, wenn der geist- und phantasiereiche Dichter das Lob des kindlichen Gemüts singt:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt?"

Wie sehr er aber von der sittlichen Kraft des Christentums durchdrungen war, läßt er den „Johanniter" aussprechen:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!"

In die tieferen Geheimnisse des christlichen Glaubens ist Schiller nicht eingedrungen. Daß unser Glaube vor allem Erlösung von den Mächten der Sünde und des Todes bringt, blieb ihm verborgen. Darin litt er unter der Schranke seiner Zeit. Aber er hat einem leichtherzigen Geschlechte mit gewaltigem Ernste die Heiligkeit des sittlichen Gesetzes gepredigt und ist dadurch für viele zu einem „Zuchtmeister auf Christum" geworden und kann es noch werden.

Ähnlich ist Goethes religiöse Entwicklung durch den Gegensatz zu der seichten Aufklärung auf der einen und einem engherzigen pietistischen Gefühlschristentum auf der anderen Seite bestimmt. In seiner Jugend fühlt er sich durch die herzinnige Frömmigkeit des Fräuleins v. Klettenberg angezogen, der er dann später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein unvergängliches Denkmal stiftete. Auch mit Jung-Stilling und Lavater verkehrte er; aber auf die Dauer konnte ihm diese etwas engherzige, süßliche und schwächliche Art der Frömmigkeit nicht behagen. Er bedurfte stärkerer Nahrung und glaubte sie eine Zeitlang in der Antike finden zu können. Aber schon bei der ersten französischen Kampagne kam er unter dem Eindruck des Elendes, das ihn umgab, zu der Einsicht, daß es unmöglich sei, „mit der Leier im Arm durchs Leben zu gehen." Mit der Schlacht bei Jena ist der Goethe-Schillersche Traum einer ästhetischen Weltverklärung vollends vorbei. Und wenn Goethe in dieser Zeit seine wilde Ehe sühnt, so ist das nur ein Zeichen des tieferen sittlich-religiösen Lebensernstes, der von da an dauernd bei ihm hervortritt. Welch ein Abstand zwischen der leichtfertigen Lebensauffassung im Wilhelm Meister und den nun gedichteten Wahlverwandtschaften, die, weit entfernt schlüpfrig zu sein, nach des Dichters eigenem Zeugnis das Wort Christi ins Licht stellen sollen: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen."

Zudem bohrte das Faustproblem mächtig in seiner Seele. Wie ist der schuldbeladene Faust zum Seelenfrieden und zur Erlösung zu führen? Die Antwort gibt der

Schluß der Dichtung. Faust findet seine Erlösung im christlichen Himmel. Die Engel entführen Faustens Unsterbliches, und die Stimme von oben ertönt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Aber erlösungsfähig ist noch nicht erlöst. Die Gnade kann ihm nur von oben zuteil werden. Und darum folgen die Worte:

„Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Die christliche Lösung des Dramas hätte aber von Rechts wegen schon viel eher erfolgen müssen. Denn am Ende des ersten Teils finden wir Faust schuldbeladen und zerschlagenen Gewissens. Und am Anfang des zweiten Teils läßt ihn Goethe seine Schuld — verschlafen. Das ist der schwächste Punkt in der gewaltigen Dichtung, mag er auch mit poetischen Gründen entschuldigt werden; denn er unterbricht die psychologische Entwicklung. Seine Schuld verschläft man nicht; und wer es fertig brächte, wäre entweder ein Teufel oder ein Narr, am allerwenigsten ein Faust, ein tragischer Held, ein trotz aller Verirrungen nach Licht und Wahrheit ringendes Menschenkind. Hätte Goethe die Entwicklung des Faust da aufgenommen, wo sie am Schluß des ersten Teils angelangt war, dann wäre er mit innerer Notwendigkeit dazu gedrängt, sich mit dem Schuldproblem schon hier auseinanderzusetzen. Der reuevolle Faust mußte entweder durch Gottes Gnade Vergebung und damit den Anfang eines neuen Lebens finden, oder mußte sich gegen die Gewissensstimme verhärten und dann mit furchtbarer Notwendigkeit dem sittlichen Untergang entgegentreiben.

Immerhin ist es beachtenswert, daß die Fausttragödie in den christlichen Erlösungsglauben ausklingt. Darf man dasselbe nicht auch von dem Leben des Dichters annehmen? Die Selbstbekenntnisse in „Wahrheit und Dichtung" mit ihren vielfachen religiösen Erörterungen und die Gespräche mit Eckermann (bei Reclam) beweisen unwiderleglich, daß

der reife Goethe ein weit innigeres Verhältnis zum Christentum hat als der jugendliche Kunstenthusiast. Bei aller Demut, mit der er an der unbegreiflichen Erhabenheit Gottes festhält, ist ihm die persönliche, die christliche Gottesidee nicht zweifelhaft. Gott ist ihm „der Verstand, die Vernunft selbst,“ „die absolute Liebe.“ „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen“ — ein frommes Wort aus den „Wanderjahren“. Was er von der Bibel hielt, sagt er in „Wahrheit und Dichtung“: „Ich für meinen Teil halte sie lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig!“ Dann später: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. einsieht und anschaut, daß jedes Wort, welches wir allgemein auffassen, nach gewissen Umständen einen besonderen, unmittelbaren, individuellen Sinn gehabt hat“ (Sprüche in Prosa). Klingt es nicht wie ein Bekenntnis zur Reformation, wenn er sagt: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu erfassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“ Mit besonderer Ehrfurcht erfüllt ihn die Person Christi: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so antworte ich: Durchaus!“ . . . „Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petrus oder Paulus zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!“[1]) Klingt das heidnisch, klingt das katholisch? Wo Goethe und Schiller in ihren Dichtungen scheinbar der katholischen Konfession den Vorzug geben, da tun sie es aus künstlerischem Wohlgefallen an der reichen Phantasiewelt des katholischen Kultus. In ihrem Herzen und Leben aber bleiben sie gute Protestanten. Denn die innere Freiheit der Persönlichkeit ging ihnen

---

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe. Reclam III, S. 263 ff.

über alles. Das „selbständige Gewissen“ war Sonne ihrem Sittentag. Undenkbar, daß sie sich unter die Fessel irgendeiner Tradition blind gebeugt und ihre bessere Überzeugung dem Machtspruch eines unfehlbaren Papstes sollten geopfert haben! Wer sich aber die Mühe nehmen und dem Leben dieser großen Geister nachgehen will, der wird Züge genug finden, welche die verklärende Macht der christlichen Weltanschauung verkünden. Das Leben Schillers vor allem, sein Ringen nach den höchsten Zielen trotz aller Schwierigkeiten und Entbehrungen, sein stetiges Vorwärtsdrängen zu geistiger und sittlicher Vollendung, endlich sein tragisches Leiden und Dulden — dieses Leben, verzehrt im unermüdlichen Streben nach dem vorschwebenden Ideal, scheint es nicht wie erfüllt und geleitet von dem Worte des Apostels: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe; ich jage ihm aber nach?“

Wollte Gott, alle diejenigen, welche sich mit ihrem Unglauben auf unsere Klassiker berufen, hätten so viel Glauben, so viel Ehrfurcht vor dem Heiligen, so viel Verständnis für Bibel und Christentum, wie wir bei jenen finden! Und ist denn mit diesen wenigen die Reihe der deutschen Dichter erschöpft?

Gleich zu Anfang unserer neueren Literatur steht der „Messias“. Klopstock singt das Lied des leidenden und sterbenden Erlösers. Dann weist Hamann, der Magus des Nordens, in oft dunkler prophetischer Rede hin auf das eine, was not ist. Dem Wandsbeker Boten M. Claudius quellen aus frommer Seele innige Lieder und ein unversiegbarer Humor, diese köstliche Gottesgabe, die unsern Klassikern versagt blieb. Begeistert von der Erhabenheit hebräischer Poesie lenkt Herder die Blicke seiner Zeitgenossen auf die Schönheiten der Bibel. Ernst Moritz Arndt richtet in schwerer Zeit das deutsche Volk auf durch seine glaubensstarken Gesänge. Nur im vorübergehen sei erinnert an einen Novalis, Chamisso, Eichendorff, Körner, Schenkendorf, Rückert, Uhland, Kerner, Mörike und wie sie sonst heißen mögen, der Neueren und Neuesten nicht zu gedenken. Gewiß eine stattliche Reihe, die allein schon genügen würde, den Vorwurf, daß das Christentum eine künstlerisch unfruchtbare Religion sei, schlagend zu widerlegen. Wir gehen aber noch weiter und sagen:

## 3. Die Kunst bedarf des Glaubens.

**1. Der Glaube an das Ideal.** Sie kann ohne den Glauben an eine höhere Welt gar nicht atmen, sondern welkt hin und stirbt ab, wie eine Blume, der das Sonnenlicht fehlt. Behaupten wir auch nicht zuviel? Man hört z. B. oft die Ansicht äußern, die Kunst habe keinen andern Zweck als die Natur nachzuahmen, eine Welt des Scheines hervorzuzaubern und den Menschen durch die Vorspiegelung einer schöneren Wirklichkeit zu täuschen. Diese Auffassung wird aber der Würde der Kunst in keiner Weise gerecht.

Fragen wir die großen Künstler, die doch das Wesen der Kunst wohl am tiefsten erfaßt haben, so erhalten wir einen ganz anderen Bescheid. „Phantastische Gebilde willkürlich aneinanderreihen" — sagt Schiller in seiner Einleitung zur „Braut von Messina" — „heißt nicht ins Ideale gehen, und die Wirklichkeit nachahmend wiederbringen heißt nicht die Natur darstellen." Eine höhere ideale Wirklichkeit soll die Kunst erschauen lassen. Der Maler Conti in Lessings „Emilia Galotti" drückt diese Ansicht in den Worten aus: „Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur, wenn es eine gibt, das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne den Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft." In des echten Künstlers Busen lebt das Ideal einer überirdischen göttlichen Schönheit, dem er sein Werk anzunähern sucht.

Das ideal Geschaute natürlich darzustellen — das macht den Meister. Daher ist nicht der Realismus, d. h. möglichst getreue Nachbildung der wirklichen Welt, das Erstrebenswerte; aber auch der Idealismus, d. h. die Darstellung von Ideen, darf nicht ohne weiteres als die wahre Kunstrichtung angesehen werden. Vielmehr soll die Kunst das ideal Geschaute so darzustellen suchen, daß es real oder wirklich erscheint. Um aber die Welt seiner schönen Seele auszudrücken, muß man eine schöne Seele haben; um ideal Geschautes abzubilden, muß man an Ideale glauben.

Darum ist es eine sehr wahre Bemerkung Goethes,

daß Zeiten des Glaubens immer produktiv, auch auf künstlerischem Gebiete, Zeiten des Unglaubens dagegen unfruchtbar und öde seien. Denn der Künstler bedarf des Glaubens an den Wert und die Wahrheit seines Ideals. Er muß wissen, daß er den Menschen etwas zu sagen und zu offenbaren hat. Viele der heutigen Künstler haben diesen Glauben nicht, und darum fehlt auch ihren Werken die Würde und der Eindruck der Notwendigkeit ihrer Existenz. Sie erscheinen wie die zum vorübergehenden Vergnügen der Leute in die Luft gesetzten schillernden Seifenblasen, denen ihre Verfertiger selbst keinen dauernden Wert beizulegen vermögen. Man macht die Kunstwerke und hat nicht selten die Einsicht verloren, daß jedes ernste Kunstwerk nicht ein Erzeugnis der witzelnden oder phantasierenden Willkür ist, sondern das Produkt einer höheren Notwendigkeit, einer Begeisterung, einer gläubigen Hingabe an das geoffenbarte Ideal.

**2. Die künstlerische Inspiration.**

Jeder große Künstler weiß, daß er nichts schaffen kann, wenn es ihm nicht „gegeben" wird. Das gilt sowohl von der „Idee" des Gegenstandes, wie von der „Stimmung", die zur Ausführung erforderlich ist. Schiller und Goethe haben sie stets als eine Gottesgabe dankbar hingenommen. „Jede Produktivität" — sagt Goethe — „jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat" (Eckermann III, S. 166). Wie wahr das ist, das wußten schon die Griechen, die alles höhere Denken und Wirken auf eine Begeisterung durch den Eros, die Musen oder Apoll zurückführten. Und wer müßte nicht aus eigener Erfahrung bestätigen, daß unsere besten Gedanken in uns aufleuchten wie Lichter in der Nacht, und daß große Impulse, rettende Gedanken, künstlerische Anschauungen wie ein Blitz in die Seele fallen, so daß wir überrascht und verwundert über die Eindringlinge vor uns selbst erstaunen!

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

**3. Der Wert der Kunst.** So ist also auch der Künstler, recht verstanden, auf Inspiration und Offenbarung angewiesen. Solche Erfahrungen verlangen aber ein Offenstehen des Gemütes für eine höhere Welt, eine Erhebung des Herzens über das Gebiet der bloßen Sinnlichkeit. Unsere Klassiker konnten die Welt ihrer Ideale als die „höhere", allein wahre erklären und wurden darin von einer empfindungsseligen Zeit getragen, der Gott, Freiheit, Unsterblichkeit vernünftige und für jedermann offenkundige Wahrheiten waren. Um wieviel schwerer haben's doch die Künstler unserer Zeit! Sie können sich nicht mehr in einer so freundlichen Täuschung wiegen. Jenes rationale „Wissen" um eine Welt der Ideale hat die Vernunftkritik zerstört, und einen Ersatz dafür haben die meisten nicht gefunden. Der Materialismus zehrt an ihrer Schaffenskraft. Wenn die Welt nichts ist als ein Haufe von Atomen, und der Mensch nichts als der zufällige Erfolg einer unbewußten Entwicklung, dann kann freilich die Kunst nichts weiter sein als die große Täuscherin, welche über die Misere des Lebens auf einige Stunden durch ihren Zauber hinweghilft. Damit aber ist die Würde der Kunst vernichtet. Der Künstler hat im letzten Grunde keinen höheren Zweck, als der Clown in einem Zirkus. Bei einer solchen Weltansicht ist ein begeistertes, hingebendes, beglückendes Schaffen unmöglich. Darum frißt auch so vielen modernen Künstlern pessimistische Verzagtheit an der Seele trotz alles Stark- und Großtuns.

**4. Moderner Titanismus.** Wir sehen sie die Not, die Empörung der Unzufriedenen und Unglücklichen mit besonderer Kraft zeichnen, die Härten und Bedrängnisse des Daseins mit grellen Farben ausmalen. Die krankhafte Leidenschaft, der unlösbare Konflikt zwischen Trieb und Erfüllung, das Verworrene und innerlich Faule unserer Kultur wird mit besonderen Kraftstrichen hervorgehoben. Man meint: das ist eine tapfere,

mannhafte Kunst, die nicht schönfärbt, die den Mut hat, unsere Wunden bloßzulegen und der Welt zu zeigen, wie sie ist. Aber es ist eine schwache Kunst, eine Kunst, die nicht die Kraft hat, den Menschen zu befreien und die guten Geister der Menschenbrust wachzurufen, sondern ihn erst recht mit dem Zentnergewicht eines sinn- und zwecklosen Daseins belastet.

Der Kulturhistoriker Riehl nennt diese Art Künstler in seinen „Religiösen Studien", S. 177, „Kopfhänger", weil sie überall nur die Schlechtigkeit und Verderbtheit der Natur sehen. Kopfhänger sind sie, auch wenn sie in titanischem Trotz sich gegen Gott und Welt empören und durch eine zerschmetternde Kritik ihre Überlegenheit beweisen möchten. Denn der Titanismus ist nur die Kehrseite des modernen Pessimismus. Der rüksichtslose Spott über alles, was bis dahin dem Gemüte heilig und teuer war, der alles vernichtende Zweifel und Unglaube läßt zuletzt nur die Person des Kritikers selbst übrig, die sich nun als „Herr der Welt" fühlt und im Bewußtsein ihrer Macht in einer Art Größenwahn sich selbst anstaunt und bewundert: ein Kunststück, das uns die französischen Freigeister des 18. Jahrhunderts weit geistreicher vorgemacht haben. Der reifgewordene Goethe pflegte auf den Titanismus seiner Jugend als auf eine überwundene Jugendkrankheit zurückzuschauen. Die Geschichte aller Künste lehrt uns, daß sich dauernd nur solche Werke behaupteten, die nach dem Ideale der künstlerischen Schönheit rangen, „und diese ist doch nur ein Abglanz der in der Weltharmonie offenbarten göttlichen Schönheit."

Darum bedarf der Künstler eines Glaubens, der seine Ideale zu tragen und ihm selbst das begeisternde Bewußtsein zu erhalten vermag, berufen zu sein, die Welt der ewigen Schönheit seinen Zeitgenossen zu erschließen. Cornelius machte einmal die bedeutende Bemerkung: „Betrachten Sie die italienische Kunst; der Verfall beginnt, wo die Maler aufhören, Dante in sich zu tragen."[1]) Warum? Weil er denen, die sich in ihn vertieften, eine vollendete Weltanschauung lieferte, in der ihre höchsten Ideale eine geistige Heimat fanden. Er war für sie eine

---

[1]) Herman Grimm, Leben Michelangelos, II. Band, S. 69.

Art zweiter Bibel und gab jedem, was er bedurfte, um sich zu erwärmen, zu erleuchten, zu trösten und zu begeistern. Noch viel mehr ist die Bibel selbst für die Künstler aller Zeiten eine unerschöpfliche Fundgrube erhabener Ideen gewesen. Wer will erzählen, was aus dem Geist dieses Buches gemalt, gemeißelt, komponiert und gesungen ist? Die gewaltigsten Meisterwerke haben wir ihr allein zu danken.[1])

Kann es einen schlagenderen Beweis geben, daß es zwischen Kunst und Christentum nicht ein Verhältnis der Feindschaft sondern nur der Freundschaft geben darf, als der mächtig befruchtende Einfluß, den die Bibel oder der Dichter der „Göttlichen Komödie" auf die Entwicklung der Kunst geübt hat?

**5. Michelangelos Leben, Werke, Idealismus.**

Keiner hatte Dante vielleicht besser verstanden, mehr geliebt und in sich aufgenommen als Michelangelo, der größte bildende Künstler seit Phidias. Die Erhabenheit seiner Entwürfe, das tiefinnerliche Leben seiner Schöpfungen, die beispiellose Macht in der Beherrschung des Stoffes, der eiserne Fleiß in der Ausführung, sie reichen zurück auf den kräftigen Nährboden der von Dante gebotenen christlichen Weltanschauung, aus der ihm die verjüngenden schöpferischen Kräfte immer aufs neue emporstiegen.

Niemand ahnt es heute, welche Qualen der Mann zu erdulden hatte, der die Decke der Sixtinischen Kapelle mit seinen unsterblichen Gemälden schmückte. Zweiundzwanzig Monate arbeitete er, meist auf dem Rücken liegend, während die Farbe vom erhobenen Pinsel auf Bart und Haar und Gesicht tropfte; dazu wurde er verleumdet von seinen Feinden, täglich bedrängt und bestürmt von einem ungeduldigen Papst, dem die Arbeit viel zu langsam von statten ging, bedrückt durch die Sorgen der väterlichen Familie und angebettelt von mißratenen Brüdern. Es war fast mehr, als ein Mensch zu tragen ver-

---

[1]) Die in der Süddeutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienene Meisterbilderbibel (Herausg. Pfleiderer), jetzt bei Hirsch in Konstanz, legt dafür ein überwältigendes Zeugnis ab. Von den großen Meistern der Renaissance bis auf die Gegenwart fehlt kein bedeutender Name.

mochte. Unter diesen Umständen entstanden die Gemälde von der Schöpfung und Urgeschichte unseres Geschlechts!

Man weiß oft nicht, was man an diesem Manne mehr bewundern soll, sein frommes Herz, seinen eisernen Willen, sein gewaltiges Können, oder seine unerschöpfliche Phantasie. Groß als Dichter, größer als Baumeister und Maler, unerreichbar als Bildhauer, ein Riesengeist, der die Jahrhunderte überstrahlt und allen späteren Generationen die Bahn gebrochen hat, und doch finden wir keine Spur von dem Übermut des „Übermenschen" an ihm. Niemals konnte ihn die Kraft des Genius, die er in sich spürte, zur Selbstvergötterung fortreißen. Wohl kannte er die Macht der Schönheit und hat ihren Zauber so oft an sich erfahren. Aber sein Geist strebte über das irdisch Schöne empor zur ewigen Schönheit. Hören wir ihn selbst: „Nichts macht die Seele so fromm und rein als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen. Denn Gott ist die Vollendung, und wer ihr nachstrebt, der strebt dem Göttlichen nach. Die wahre Malerei ist nur ein Abbild der Vollkommenheit Gottes, ein Schatten des Pinsels, mit dem er malt, eine Melodie im Streben nach Einklang." In zahlreichen Sonetten hat er diese erhabene Auffassung der Kunst zum Ausdruck gebracht; so wenn er singt:

„Als mir dein Augenstern zuerst erglühte,
Da war's kein irdisch Licht, das mich getroffen;
Schon sah mein Geist entzückt den Himmel offen,
Ein ew'ger Friede zog in mein Gemüte.

Denn nimmer stillt mein Herz der Anmut Blüte,
Erzeugt aus dieser Erde nied'ren Stoffen;
Der Schönheit Ursprung ist sein Ziel und Hoffen,
Es fliegt der ew'gen Schönheit zu und Güte."

Von all dem Schönen, das über die Welt verstreut ist, sich auf die ewige Schönheit weisen lassen und dadurch selbst schön und gut werden, das ist der Erlösungsweg, der lange Zeit dem Künstler vorschwebte. Aber er ist eine zu ernste, ethische Natur, als daß er sich bei dieser Auskunft hätte beruhigen können. Die Bußpredigt Savonarolas, dessen Schriften er neben der Bibel und Dante immer wieder las, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, sein Opfertod für Wahrheit und Freiheit ihn nachhaltig erschüttert. Dazu kam der

Schmerz um die Freiheit von Florenz und Kummer mancher Art, der an seinem einsamen Herzen nagte. So kommt er zu der Erkenntnis, daß den Zwiespalt zwischen Sollen und Sein die Schönheit nicht zudecken, den Frieden der Seele die Kunst nicht gewähren kann.

Früher, am Hofe Lorenzos von Medici, hatte Michelangelo die Grundsätze der platonischen Philosophie in sich aufgenommen und sein Denken bestimmen lassen. Der Menschengeist war ihm ein ewiger Funke der Gottheit, aus einem vorweltlichen Freudenzustande in den hemmenden Erdenstoff gebannt und zur Rückkehr in den Himmel berufen. Sünde war Irrtum, endliche Erlösung daher selbstverständlich. Jetzt erwacht in ihm das christliche Schuldgefühl in voller Klarheit, und das Gefühl seiner Ohnmacht und Sünde wirft ihn zu den Füßen des Gekreuzigten:

„Das Malen, Bildhau'n wird nicht Ruhe schenken
Dem Geiste, der zu Gottes Lieb' aufschauet,
Die uns am Kreuz die off'nen Arme beut."

Je länger je mehr wird das Motto seines Lebens: „Ich mag nicht in der Tiefe liegen, die höchste Höh' nur kann mir g'nügen, das ist dein Herz, dein Heilandsherz." Evangelisches Christentum ist es, wenn der Dichter, heiliger Unruhe voll, nach Glauben sich sehnt, „der Gaben Gabe, die einzig gibt den Frieden." Geradezu reformatorischer Geist liegt in der „Lebensfrage":

„Ob d i e gering're Gnade einstmals finden,
Die demutsvoll sich nah'n mit tausend Sünden,
Als die, die stolz auf das, was sie getan,
Im Überfluß der guten Werke nah'n?"

Über die Heiligen, die Jungfrau Maria und die Vermittlung der Kirche hinweg wendet er sich direkt an den Gekreuzigten als den einigen Mittler im Leben und im Sterben. Das ist evangelische Art der Frömmigkeit!

In Todessehnsucht schließt ein anderes Sonett mit dem inbrünstigen Gebet:

„Beim letzten Scheiden
O strecke, Herr, die beiden
Barmherz'gen Arme aus nach mir zur Erde,
Nimm mich mir selbst, daß ewig dein ich werde!"

Am 18. Februar 1564 schlug dem Neunzigjährigen die ersehnte Erlösungsstunde.

Die Kuppel der Peterskirche, die schönste der Welt, wird fernerhin mit ihren harmonischen Maßen Tausende entzücken. Die Statuen des David und Moses, des sterbenden Sklaven, der Nacht und des Morgens und so viele andere Bildwerke des Meisters werden unerreichbare Vorbilder plastischer Kunst bleiben und nicht aufhören, den Beschauer mit ehrfürchtiger Bewunderung zu erfüllen vor der Vielseitigkeit und Größe dieses Genius. Seine Gemälde, ebenso bahnbrechend durch die virtuose Behandlung des Nackten und der Verkürzungen wie erhebend und hinreißend durch die Kühnheit und Erhabenheit der Phantasie, werden in unvergleichlicher Schönheit leuchten, auch wenn sie von dem Staub der Jahrhunderte verdunkelt werden. Wir aber wollen über den Werken den Meister nicht vergessen, über Stein und Farbe nicht das lebendige Herz des Künstlers, das nach Leiden und Kämpfen zum seligen Frieden kam und aus dem Born christlichen Glaubens und Denkens die großen Gedanken, das tiefe Empfinden und den nimmermüden Fleiß schöpfte, die wir in seinen Werken bewundern.

Werfen wir noch einen Blick au den Künstler! Michelangelo war Idealist, vielleicht der großartigste, der je gelebt hat. Nicht etwa aus Unkenntnis der Natur! So wie er kannte kein Künstler den menschlichen Körper. Mit eisernem Fleiße hat er sich der Erforschung des menschlichen Körperbaues hingegeben. Zwölf Jahre lang hat er in Florenz anatomische Studien betrieben. Da die Sektion der Leichen damals verboten war, so ließ er sich heimlich ganze Nächte in die Leichenhalle einschließen. Ein Blick auf seine Gestalten zeigt uns die unvergleichliche Meisterschaft, die er in der Darstellung des menschlichen Knochen- und Muskelgerüstes sich erworben hat. Spielend überwindet er die Schwierigkeiten ungewöhnlicher Stellungen und Lagen. Mit fast unfehlbarer Sicherheit weiß er sein Ziel zu erreichen und auch in den schwierigsten Bewegungen den Zauber der Freiheit und Natürlichkeit zu bewahren.

Aber bei aller Naturwahrheit, die seine Werke aufweisen, war Michelangelo doch Idealist im höchsten Sinne. Es fällt ihm nicht ein, die bloße Kopie der Natur für ein Kunstwerk zu halten. Hohe Gedanken will er in seinen Gebilden zum Ausdruck bringen, Gedanken, wie sie

jenseits des Stoffes liegen und nur dem geistigen Auge sich offenbaren. Dieses Jenseits will er in seinen Gestalten schildern. Denn nirgends deckt sich für ihn Gedanke und stoffliche Form. Aber er sucht diesen Zwiespalt in titanischem Ringen zu überwinden und die ewigen Gedanken Gottes stofflich abzubilden.

**4. Dürer und Cornelius.** Wenn wir unter den deutschen Malern Umschau halten, sind es nur zwei, die wir nach Geist und Charakter mit Michelangelo vergleichen dürfen: Albrecht Dürer und Peter Cornelius.

Auch Dürer, nach Kunst und Gemüt der Fürst der deutschen Maler, war ein ernster und scharfer Geist, voll tiefen religiösen Empfindens. An Vielseitigkeit stand er dem Michelangelo kaum nach. Er war nicht bloß ein großer Zeichner und Maler, sondern auch ein Bahnbrecher im Kupfer- und Eisenstich, der Erfinder der Ätzkunst, einer der ersten deutschen Geographen und Landkartenzeichner, ein tüchtiger Baumeister und eine Autorität im Festungsbau. Im katholischen Glauben erzogen, ward er doch bald ein inniger Anhänger der Reformation. Als nach Antwerpen 1521 fälschlich die Kunde kam, Luther sei verräterisch gefangen genommen, schrieb er dort in sein Tagebuch: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar vortragen! Ach Gott, was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir beweinen diesen gottbegeisterten Menschen und Gott bitten, daß er uns einen anderen erleuchteten Mann sende."

Was Savonarola für Michelangelo, das wurde Luther für Dürer. Das Herz geht ihm auf über der guten Botschaft von Wittenberg. Als echter Künstler faßte er sein Glaubensbekenntnis in einer künstlerischen Schöpfung zusammen. Er verehrte dem Rate Nürnbergs 1526 eine Doppeltafel, auf welcher er die Apostel Johannes mit Petrus und Paulus mit Markus gemalt hatte. Johannes und Paulus sind die Hauptgestalten. Während Johannes (in rotem Mantel) sinnend in das geöffnete Buch blickt, hat Paulus (in weißem Gewande) das Buch geschlossen, faßt mit starker Hand das Schwert und blickt

zornmutig aus dem Bilde heraus. — Prüfung der Wahrheit und mannhafte Verteidigung derselben — daraufhin sind offenbar die Charaktere und Züge der Apostel gerichtet. In Bibelstellen, welche Dürer eigenhändig unter die Bilder schrieb, sprach er seine Absicht noch deutlicher aus. Finden wir bei Michelangelo eine ernste, oft düstere und schwermütige Stimmung vorherrschend, so halten sich bei Dürer Ernst und frische Lebensfreude ein gesundes Gleichgewicht.

Anders wieder bei Cornelius, der wie Michelangelo mit den Jahren an zunehmender Schwermut litt und auch sonst in vielen Zügen eine überraschende Ähnlichkeit mit dem großen Florentiner aufweist. Auch er ein Katholik und doch zugleich ein evangelischer Christ, erfüllt von protestantischem Wahrheitsernste und heißem Streben nach immer höherer Vollkommenheit. Auch er gequält von hämischen Neidern und den Launen eines fürstlichen Gönners. Wie jener „den Kopf voll Poesie", groß in seinen Entwürfen, gedankentief in seinen Kompositionen, voll erhabener Phantasie, besaß die äußere Erscheinungswelt nur so weit Wert und Bedeutung für ihn, als sie ihm die Mittel zum Ausdruck seiner Gedanken bot. Auch er trug in seinem Herzen eine hingebende Begeisterung für das Vaterland. Wie jauchzte seine Seele auf, als die Nachrichten von den deutschen Siegen und den Heldentaten der Freiheitskämpfer nach Rom kamen! Daß auch die Kunst Anteil haben müsse an der wiedererstandenen Größe des deutschen Volkes, stand bei ihm fest.

Nach Deutschland zurückgekehrt, sucht er in Düsseldorf, dann in München diese Absicht zur Ausführung zu bringen. Aber erst in Berlin schien unter der Gunst des feinsinnigen Friedrich Wilhelm IV. der längstgehegte Plan eines christlichen Epos, einer neuen Divina comoedia sich zu verwirklichen. Aus dem einfachen Bibelspruche vom Tode als dem Solde der Sünde und vom ewigen Leben in Christo (Röm. 6, 23) entwickelte er ein umfassendes System von Gedanken und Bildern, wozu ihm die Evangelien und die Apokalypse den Stoff lieferten. Er erzählt die Erlösung von der Sünde durch Christi Geburt und Tod, schildert die Göttlichkeit Christi und die Übertragung seiner Macht auf die Kirche als Bürgschaft der Erlösung

und führt uns endlich das Ende des irdischen und den Anfang des ewigen Lebens vor die Augen. In kunstvollster Gliederung greifen die Bilder ineinander. „Jeder Atemzug bei dieser Arbeit," so schreibt er, „ist mir eine tiefe Seligkeit."

Den größten Eindruck machen jedenfalls die apokalyptischen Reiter, da sich in dieser Szene der großartig phantastische Zug seiner Natur am freiesten gehen lassen konnte. Bis zu seinem Tode arbeitete der Meister in unermüdlicher Schaffenskraft an den Kartons, die jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin einen Ehrenplatz erhalten haben. Die Freude, sie als Fresken die Wände eines neuen Berliner Doms schmücken zu sehen, sollte dem Entsagungsreichen nie erfüllt werden. Aber die Gewalt der Darstellung, den Reichtum der Phantasie, die Tiefe des religiösen Gefühls, die innige Vertrautheit mit den biblischen Erzählungen lassen auch die Kartons deutlich genug erkennen, um uns mit Bewunderung vor der Größe dieses Malers zu erfüllen.

Unmöglich ist es, alle Gebiete der Kunst zu durchstreifen und im einzelnen zu zeigen, wie der christliche Glaube nicht ein Hemmschuh, sondern eher eine Schwinge für den Geist der Künstler gewesen ist; wie er ihnen nicht nur Kraft, Freude und Begeisterung an ihrem hohen Beruf, sondern oftmals auch die erhabenen Bilder und Gedanken gegeben hat, an deren Darstellung ihr Können eine dankbare Aufgabe fand.

**7. Strauß' Vorschlag.** Um so mehr muß ein Vorschlag von D. Fr. Strauß befremden. Er meint nämlich in seinem „Alten und neuen Glauben", man solle in der Kunst einen Ersatz für die Religion suchen und in seinen Mußestunden sich an der Kunst, an Poesie und dergleichen erbauen. Genau besehen ist dieser Vorschlag sophistisch oder einfältig. Denn die wahrhaft großen Werke der Kunst haben ja fast alle einen religiösen Inhalt, und die Künstler, die sie schufen, waren keine trostlosen atheistischen Gemüter, sondern wirkten aus einem gotterfüllten Geiste und waren oft aufrichtige Christen. Die Erquickung, die sie bieten, ist also für den Atheisten verboten oder lächerlich. Wie kann man den Klängen

der Matthäuspassion lauschen oder das Oratorium eines Händel verstehen, wenn man, alles Glaubens bar, die tiefergreifenden christlichen Gedanken nicht zu würdigen weiß und die religiöse Begeisterung, aus der sie entstanden, für unsinnig erklärt? In Strauß' Vorschlag liegt daher, wie der Philosoph Teichmüller mit Recht hervorhebt, ein Bekenntnis der Uneinigkeit mit sich selbst; denn nach seiner früheren Bildung verlangt er nach einer gehaltvollen Unterhaltung; die plebejischen Gedanken aber, die er später aus den populären und geistlosen materialistischen Schriftstellern für seinen Privatgebrauch ausgezogen hat, machen alle ideale Lebensfreude unmöglich und lassen von Rechts wegen nur die sinnlichen Genüsse des prosaischen Lebens übrig.

Es gibt aber nicht wenig Menschen, die sich die atheistische Sinnesart als sehr anmutig vorstellen, weil Strauß sich doch so interessant mit Musik und unseren großen Dichtern beschäftigt habe. Für solche Leute, die von der Konsequenz der Gedanken keine Ahnung haben, hat Strauß geschrieben. Denn es liegt für jeden Denkenden auf der Hand, daß der Atheismus eine Beschäftigung mit Goethe, Shakespeare, Händel, Bach 2c. entwerten muß, indem er seine Anhänger zwingt, diese großen Geister als schnurrige und überspannte Personen anzusehen, die von dem wahren Gange der Dinge keine Ahnung hatten und sich in eine künstliche Idealwelt hineinträumten: ungefährliche und ganz amüsante Schwärmer, die aber kein Verständiger ernst nehmen wird! Eine Beurteilung, die recht geeignet ist, die Hohlheit des eigenen Standpunktes darzutun und jedem, der sehen will, zu beweisen, daß der konsequente Atheismus große künstlerische Leistungen unmöglich macht.

---

## 4. Christus in der modernen Kunst.

Unter dem Meltau atheistischer Gesinnung muß die holde Blüte der Kunst verkümmern. Die Zeichen mehren sich, daß man auch in Künstlerkreisen anfängt, des öden Naturalismus überdrüssig zu werden. Man sehnt sich

bewußt und unbewußt nach einer Weltanschauung, welche auch den zartesten Empfindungen und tiefsten Ahnungen eines Künstlerherzens ein schützendes Obdach bietet. Es kann nicht wundernehmen, wenn diese Sehnsucht zunächst auch wunderliche und phantastische Blüten treibt. Man klammert sich an den „unbewußten Willen" Schopenhauers und von Hartmanns „hellsehendes Unbewußtes", und wird doch am Ende bemerken müssen, daß ein unbewußter Wille gar kein Wille im geistigen Sinne, und daß ein „hellsehendes Unbewußtes" kein Unbewußtes sein kann. Es ist vergeblich, sich einen Gott aus Bewußtem und Unbewußtem, aus Natur und Geist nach seinem Bedürfnis zurechtmischen zu wollen. Allen diesen Versuchen fehlt die überzeugende Kraft. Etwas unbewußt Naturhaftem gegenüber kann man nur eine stille, trübe Resignation, aber nicht ein fröhliches, Mut und Schaffenslust spendendes Zutrauen haben. Es scheint auch für die Kunst nur das Entweder-Oder übrig zu bleiben, entweder christlicher Glaube oder gar kein Glaube!

Und wunderbar, wie einer unmittelbaren Ahnung folgend, steigt die Gestalt Christi wieder vor dem geistigen Blicke der Künstler empor. Nicht bloß in dieser oder jener, sondern in allen Künsten bemerken wir diese eigentümliche Erscheinung. Christus erscheint in Bild und Marmor, in Musik und Dichtkunst. Er will auch hier „die Starken zum Raube haben."

**1. Wagner.** Richard Wagner, der größte Tondichter unserer Zeit, wendet sich in seiner letzten Zeit christlichen Ideen zu. Während in seinem „Ring der Nibelungen" noch der Pessimismus Schopenhauers die vorherrschende Grundrichtung ist, bricht im „Parsifal" die christliche Gemütsrichtung durch. Wie nachhaltig sich Wagner mit der religiösen Frage beschäftigt hat, davon geben seine unter dem Titel „Religion und Kunst" gesammelten Aufsätze in Band X seiner Werke Zeugnis. Einmal angeregt von seinem tieffrommen Freunde Liszt sucht er sich in echt protestantischem Wahrheitsernste über die ganze Bedeutung der Frage klar zu werden. Unter innerem Ringen und Kämpfen gelangt er schließlich zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit. Schon in den

„Meistersingern" kündigt sich diese Wendung an, noch deutlicher in den gedankentiefen Betrachtungen über „Beethoven" (1870), und in dem gewaltigen „Kaisermarsch" mit dem Choral „Ein' feste Burg" als Grundthema. Früher befangen in dem Wahn der Kunstfeindlichkeit des Christentums, geht ihm durch das Studium von Palestrina, Bach und Beethoven die erhabene Bedeutung der Musik gerade als christlicher Kunst par excellence auf. Bereits im „Kunstwerk der Zukunft" wird Beethoven wie folgt als „Christ" charakterisiert: „Von den Ufern des Lebens schied sich der Christ. — Weiter und unbegrenzter suchte er das Meer (der Harmonie) auf, um endlich auf dem Ozeane zwischen Meer und Himmel grenzenlos allein zu sein. Das Wort, das Wort des Glaubens war sein Kompaß, der ihn unverwandt nach dem Himmel wies." Gemeint sind die Worte in der neunten Symphonie: „Ahnest du den Schöpfer, Welt?" „Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen!"

Wiederholt spricht Wagner nun von „christlicher" Musik und dem „eigentümlichen Wesen der christlichen ‚Harmonie'" als dem „Ausdruck unbegrenzter christlicher Gemütssehnsucht." Er erwartet „die Heilung der Zeit," „eine neue seelenvollere Zivilisation" durch die wiedergeborene christliche Religion.

So tritt an die Stelle des absolut künstlerischen Heidentums seiner ersten Schriften der christliche Erlösungsgedanke und mit ihm der Erlöser, der „Weltüberwinder". Mit Inbrunst beschreibt er das Bild „Jesus des Einzigen" und des „Kreuzes auf Golgatha" in immer neuen Wendungen, redet mit seelenwarmer Andacht von „dem Erlöser im „Herzen" und dem täglichen Blick auf den „zu qualvollen Leiden ausgespannten edlen Leib als den höchsten Inbegriff aller mitleidsvollen Liebe selbst," bis er endlich in das freudige Bekenntnis ausbricht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Nur einige Aussprüche, die die Stellung des großen Meisters zu Christus angeben, seien hier angeführt.

„Man sollte doch froh sein" — äußerte er 1882 zu Hans von Wolzogen[1]) — „von Kindheit an mit den

[1]) Vgl. dessen „Erinnerungen an Richard Wagner". Reclam.

religiösen Traditionen verwachsen zu sein. Sie enthüllen uns immer mehr und immer beglückender ihren Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen ist, bleibt doch das höchste Gut des Menschen;" bei anderer Gelegenheit ebenda: „Man könnte meinen, es habe ja doch so viele Märtyrer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber alle jene heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, eine Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu Übermenschen werden ließ, die uns nun beinahe wie unmenschlich berühren. Auch Buddha war ein wollüstiger Prinz in seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß, erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen; aber es war nicht göttlich. Bei Jesu hingegen ist von Anfang an völlige Sündenlosigkeit ohne jede Leidenschaftlichkeit; göttlichste Reinheit von Natur, und dabei erscheint es doch nicht — was man denken könnte — wie etwas „Interessantes" oder gar wie etwas Unmenschliches, sondern diese reinste Göttlichkeit ist gänzlich von reinster Menschlichkeit, die uns durch Leiden und Mitleiden allgemein menschlich ergreifen muß, eine unvergleichlich einzige Erscheinung. Alle anderen brauchen des Heilands. Er ist der Heiland." Endlich ein letztes Zeugnis aus „Religion und Kunst" X, 277: „Der Gründer der christlichen Religion war nicht weise, sondern göttlich; seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens; an ihn glauben hieß: ihm nacheifern; und Erlösung hoffen hieß: mit ihm Vereinigung suchen."

Mag man immerhin von katholisierenden Neigungen der Wagnerschen Kunst sprechen, er selbst war im Kern ein guter, evangelischer Christ. Nicht die Messe feiert er im „Parsifal", sondern das „Liebesmahl". Hören wir, wie der Meister selbst seine im Vorspiel niedergelegte Ansicht über den rechten Glauben ausspricht (Fragm. S. 106 f.): „Fest und markig erklärt sich der Glaube, gesteigert, willig selbst im Leiden — immer breiter und voller die menschlichen Herzen einnehmend, die Welt, die ganze Natur mit mächtigster Kraft erfüllend, dann wieder nach dem Himmelsäther wie sanft beruhigt aufblickend."

Ein tätiger, gewisser Herzensglaube ist's, der hier verkündigt wird.

„Selig im Glauben!
Selig in Liebe!"

Dieses Grundbekenntnis, das aus dieser großen Menschheitssymphonie uns entgegenklingt, ist auch das seine.

Seitdem Wagner in so gewaltiger Weise den christlichen Erlösungsglauben in dem musikalischen Drama verherrlicht hat, wird er seine Stellung darin auch behaupten. Ich erinnere an den „Christus" von Rubinstein, an Brahms Requiem und an die religiöse Vertiefung, der das Schaffen von Richard Strauß zustrebt.

2. Geibel. Mannigfacher noch als in der Musik tritt uns die Gestalt Christi in der modernen Dichtung und Literatur entgegen. Ein Ehrenplatz in der neueren deutschen Dichtung gebührt Emanuel Geibel. Aufgewachsen in der gesunden Luft eines gebildeten evangelischen Pfarrhauses, stand er von früh an fest auf dem Boden des Christentums:

„Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt."

Wohl hat auch er den Zweifel kennen gelernt, und von innerer Unruhe ergriffen betet er im Sturmjahr 1848 in ernster Stunde:

„Herr, in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben, der mich nimmer noch betrog;
Herr, der Erdball wankt und kreist, laß, o laß mir meinen Glauben,
Diesen starken Hort, nicht rauben, bis mein Geist dich schauend preist."

Aber der Zweifel ist für ihn nur ein Durchgang zu um so festeren Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott, der der Urquell aller Liebe und Gnade ist. Wer hört nicht den Ton tiefinnerer Erfahrung und Gewißheit durch die Worte des Dichters klingen:

„Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
O, du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir."

Und wie im eigenen Herzen, so offenbart sich ihm die Gottheit in den Wundern der Schöpfung. Ihre Stimme vernimmt er in dem Hauch des Abendwindes so gut wie in dem Rollen des Donners und dem Rauschen des Meeres. Er seufzt nicht wie Schiller über die „entgötterte Natur". Denn überall schaut er in der sichtbaren Welt das Walten Gottes. Sie redet zu ihm von Tiefen der ewigen Liebe, sie offenbart ihm eine Herrlichkeit Gottes, von der die Griechen noch nichts ahnten. So gibt ihm die Pracht eines sonnigen Frühlingstages die Worte ein:

„Wenn du jemals in ein leuchtend Auge
Schautest, und in seiner feuchten Tiefe
Eine liebe Menschenseele ruhn sahst,
O, so blick' empor zum Himmel heute!

Denn ein glänzend aufgeschlagnes Auge
Ist auch er, und durch den blauen Schimmer
Magst du in den Abgrund aller Liebe,
Magst du tief in Gottes Herz hinabsehen."

Im schönsten Lichte erscheint ihm aber die Liebe Gottes in der Sendung des Menschensohnes. Mit anbetender Ehrfurcht sieht er zu der Gestalt des Herrn empor, der „mehr ist denn Moses und Elias." Und als ihm sein geliebtes Weib in der Blüte der Jugend entrissen wird, richtet er seine zerschlagene Seele an dem Gedanken des Wiedersehens auf und weiß sich auch im Tode nicht von ihr geschieden:

„Ein Hauch ist mir geblieben,
Ein Trost, wie ihn das Pfingstfest bringt,
Das süße Wissen, daß dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt."

So ruht Geibel mit seinem Denken und Leben auf dem festen Fundament des christlichen Glaubens. Darum geht ihm auch der volle Ton der vaterländischen Begeisterung, den wir bei unsern Dichterheroen so schmerzlich vermissen, frisch und frei von der Seele. Er gleicht darin einem Körner und E. M. Arndt, die ebenso wie er mit einem festen Christenglauben eine treue Liebe zum Vaterlande verbanden. Als die Kunde der Übergabe von Sedan durchs Land flog, da war er es, der den Deutschen

das Wort vom Munde nahm und das gewaltige Siegeslied anstimmte:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm,
Des Flammenstoßes Geleucht' facht an.
Der Herr hat Großes an uns getan!
Ehre sei Gott in der Höhe!"

Geibel hat in seltener Harmonie die Bildung der Antike, des Christentums und des Germanentums in sich vereinigt. „Drei sind einer in mir" — durfte er von sich sagen — „der Hellene, der Christ und der Deutsche."

**3. Hebbel.** Eine ganz andere Natur, düster, schroff, voller Widersprüche ist Hebbel. Als Sohn eines Maurers geboren, hatte er lange mit engen, oft erniedrigenden Verhältnissen zu kämpfen. Von einer armen Schneiderin, die an ihn glaubte, wurde er jahrelang in seltenem Opfersinn über Wasser gehalten. Er verließ sie später, hat aber diesen Riß innerlich wohl nie überwunden. Ein Abbild seines Lebens und Kämpfens ist seine Kunst. In allen seinen Tragödien wühlt er sich tief in das Widersinnige, Düstere und Bittere des Daseins, in den Widerspruch von Lebenwollen und Leidenmüssen hinein. Die einzige Lösung findet er in der Tat. Soweit jemand die in ihm liegende Kraft, das ihm gegebene Talent ausbildet, so weit nähert er sich dem Schöpfer. Weil er meint, daß diese Kraft selbsttätiger Entfaltung vom Christentum niedergehalten werde, wendet er sich gelegentlich gegen den christlichen Glauben. Man hat ihn deshalb als einen Vorläufer Nietzsches bezeichnen wollen. Aber mit Unrecht. Jene schroffen Worte stammen aus qualvollen Zeiten, in denen sich seiner eine gewisse Bitterkeit bemächtigte. Es stehen ihnen zwei Tatsachen gegenüber, die mit ihnen seltsam kontrastieren. Zunächst die wichtige Rolle, die das Christentum in Hebbels dramatischem Schaffen spielt. In der „Genoveva" stellt Hebbel die christliche Dulderin dar, die auch unter schwersten Versuchungen ihre Reinheit behauptet und durch ihr Opfer die von Golo angetastete sittliche Weltordnung wiederherstellt. In „Herodes und Mariamne" ringen zwei Zeiten und Welten mit-

einander, die Herrenmoral des Herodes, die auf ererbtes Recht sich stützt und die neue fast schon christliche Weltanschauung der Mariamne, die auf Innerlichkeit und Würde des Menschentums sich richtet. Noch bestimmter wird das Ringen der beiden Welten, der germanisch-heidnischen und der christlichen in den „Nibelungen" gezeichnet. Im dritten Teile der Trilogie trägt schließlich die christliche Idee der Versöhnung über die trotzige Rachsucht der heidnischen Helden den Sieg davon. Dietrich von Bern, der Repräsentant der neuen christlichen Epoche, nimmt „im Namen dessen, der am Kreuz erblich," demütig und heldenhaft zugleich die Zügel des Regiments in seine Hand.

Weist so schon der Ideengehalt seiner Dramen von Nietzsche hinweg auf die ewige Bedeutung der christlichen Sittlichkeit, so müssen zahlreiche Äußerungen in den Briefen und Tagebüchern des Dichters nahezu als religiös-christlich angesprochen werden. Christus ist ihm „eine hohe, vielleicht die höchste sittliche Erscheinung der Geschichte. Der einzige Mensch, der durch Leiden groß geworden ist." Vom Vaterunser schreibt er: „Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigener Kraft und zwischen einer höheren Macht geschöpft. . . . Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: „Vergib uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern." . . . Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert, als den reinsten Seufzer der Demut: Führe uns nicht in Versuchung. Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet und, soweit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erlöst, muß erhört werden." (Tageb. I, 120.) Gebetsworten begegnen wir öfter in seinen Schriften: Als er das langersehnte Reisestipendium vom König von Dänemark erhalten hat, schreibt er an Elise: „Gott hat mir in seiner Gnade heute ein Pfand für die Zukunft gegeben; ich habe ihm aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vors Gesicht gehalten." Ein Zug tiefen Gottvertrauens geht durch das Leben des Dichters. Zu einer klaren, abgeschlossenen Auffassung

von der Person Christi ist er nicht gekommen. Deshalb behielt auch seine Gottesanschauung etwas Unbestimmtes, Schillerndes und schwankt zwischen einem theistisch-ethischen und einem pantheistisch-fatalistischen Pol. Auch darin ein Herold kommender Entscheidungen!

**5. Das Christentum der Romanschriftsteller.**

Zunächst freilich sehen wir, wie noch viele moderne Dichter dem Christentum gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen und dem Irrlicht dieser oder jener Modephilosophie nachlaufen. Fr. Spielhagen benutzt seine Erzählergabe mit Vorliebe, um den „Dunkelmännern" zu Leibe zu gehen. Sein Glaubensbekenntnis lautet: „Es gibt keine ewige Seligkeit;" „es gibt keinen Gott." Paul Heyse, wenn auch eine vornehmere Erscheinung, steht kaum anders. Wilhelm Jordan, ein ehrlicher, aber unklarer Idealist, glaubt, daß bei richtiger Zuchtwahl und edlem Streben das Menschengeschlecht immer mehr der Vergöttlichung zugeführt wird. Der Glaube ist jedenfalls groß. Gottfried Keller, ein genialer Novellist, steht dem Christentum völlig fern, ebenso Wolff, Wildenbruch, Dahn, Telmann u. a. Als dem Christentum durch sittlichen Lebensernst nahestehend können folgende Männer bezeichnet werden: W. Jensen, L. Anzengruber, Th. Storm, Th. Fontane, Hermann Heiberg, Julius Stinde (Martinshagen). Auch Männer wie Ernst Wichert, Hans Hoffmann, Heinrich Seidel, Baron von Zobeltitz, E. Zahn (Nacht, Das zweite Leben) gehören hierher.

Ein tieferes Verständnis des religiösen Lebens bekunden unter den neueren „weltlichen" Dichtern — um noch einige Namen von Klang herauszuheben — G. Freytag (Luther, Bilder aus deutscher Vergangenheit und Romane), W. H. Riehl in seinen Novellen, Fritz Reuter besonders in seiner Stromtid, Konrad Ferd. Meyer (Jürg Jenatsch, der Heilige, Gedichte), F. Avenarius (Gedichte), P. Rosegger (Gottsucher, Ewige Licht, Waldschulmeister, J. N. R. J., frohe Botschaft eines armen Sünders), der tiefgrabende Humorist W. Raabe (Hungerpastor) die bedeutende Erzählerin Marie von Ebner-Eschenbach (Das Gemeindekind), Fritz Anders (Skizzen

aus dem deutschen Volksleben, Herrenmenschen), C. Beyee (Um Pflicht und Recht, Die Nonnen von Dobbertin), dir Romanschriftstellerinnen Algenstaedt (Allzeit Fremde), Burmester (An jenem Tage), A. v. Rantzau (Der Dritte, Ein unmöglicher Mensch), A. Günther (Die Heilige und ihr Narr, eine wunderbar ergreifende Behandlung des Leidensproblems), E. von Maltzahn (Das heilige Nein, Contra naturam, Das ist gewißlich wahr, drei wahrhaft aufbauende Romane, der erste mehr gegen die Einwürfe der Naturwissenschaft, der zweite gegen die monistische Philosophie sich richtend), H. Christaller (Gottfried Erdmann und seine Frau, Ruths Ehe), S. Lagerlöf (Jerusalem, Christuslegenden, Trolle und Menschen), K. Hofer (Bruder Martinus. Ein Buch vom deutschen Gewissen, in die „Unruhe zur Verinnerlichung“ hineintreibend), E. Müllenhoff (Aus einem stillen Hause, Nach eigenem Gesetz, feine, zarte Geschichten), A. Schieber (Alle guten Geister), J. M. Sick (Der Hochlandspfarrer, Jungfrau Else), Ch. Sell (Weggenossen, Die helle Nacht). Der katholische Geistliche Heinrich Federer (Sisto e Sesto, Das letzte Stündlein des Papstes, Jungfer Therese). Ein erschütterndes Denkmal jungdeutscher Frömmigkeit gibt W. Flex (Der Wanderer zwischen Himmel und Erde). Anmutig poetisch und doch von tiefer Wahrheit W. Vesper (Luthers Jugendjahre, Bilder und Legenden). Weiter Fritz Lienhard (Oberlin), Frenssen (Die drei Getreuen, Jörn Uhl), der jedoch in seinen letzten Werken (Hilligenlei und Claus Hinrich Baas) sich dem christlichen Glauben völlig entfremdet hat, um in seinem Kriegsroman (Die Brüder) den Weg auf die alte Höhe zurückzufinden. Ebenfalls dem protestantischen Pfarrerstande angehörig der feine Seelenmaler Wilhelm Speck (Zwei Seelen, Ursula) und der Heidedichter Dietrich Speckmann (Heidehof Lohe, Das goldene Tor). — Auch bei den „Modernen“ können wir ein aufsteigendes Verständnis christlichen Fühlens und Denkens wahrnehmen.

**4. Die Modernen und das naturalistische Drama.**

Was wollen denn die „Modernen?“ Ihr höchstes Bestreben ist, das gesellschaftliche Leben der Gegenwart darzustellen, so wie es ist, in brennender Naturwahrheit, einerlei, ob es edel oder gemein, sittlich oder

unsittlich, schön oder ekelhaft genannt werden mag. Das Kunstwerk ist, wie Zola es ausdrückte, ein Stück Wirklichkeit, durch ein Temperament gesehen. Da diese Naturalisten den Unterschied zwischen Wahrheit und Wirklichkeit nicht kennen (s. oben S. 109), so ist es die gewöhnliche alltägliche Wirklichkeit, in die sie uns hineinführen. So zeichnet uns Hauptmann in seinen „Webern" ein Bild schlesischer Jammerzustände aus den vierziger Jahren; in einem andern Stück, „Vor Sonnenaufgang", die verrotteten Verhältnisse einer durch die Schnapspest verlotterten Familie. Sudermann, das andere Haupt dieser Richtung, schildert in seiner „Ehre", wie die Ehrbegriffe in den einzelnen sozialen Schichten ganz verschieden sind, in „Sodoms Ende", wie ein junges Malergenie in den Sumpf sittlicher Gemeinheit gerät und aus einem Verführten zum Verführer der eigenen Pflegeschwester wird. In einem andern Stücke, „Die Heimat", setzt sich die Heldin im Bewußtsein genialer Kraft über die gesellschaftlichen Moralregeln hinweg, um in „freier Liebe" ihrer Neigung zu leben. In allen diesen Stücken werden gemeine und edle Züge einfach als gleichberechtigt nebeneinander gestellt. Sie sind ja alle gleich „natürlich", wie denn Graf Trast seinen Freund in der „Ehe" tröstet: „Mein Lieber, verachte die Deinen nicht, daß sie schlechter seien als du und ich! Sie sind anders, weiter nichts." Der Naturalismus nimmt kein sittliches Interesse an seinen Helden, weil er überhaupt kein sittliches Interesse kennt. Es ist ihm ganz gleichgültig, ob es ein edel und groß angelegter Charakter ist, der zugrunde geht, oder ein moralischer Lump, der zuletzt in seiner Gemeinheit ersäuft, oder ein unschuldiges Mädchen, das der Unvernunft des Naturgesetzes erliegt. Ja, das Häßliche und Gemeine ist den Naturalisten als tragischer Stoff sympathischer als das Hohe und Edle. Es entspricht ihrer pessimistischen Weltansicht, nach der das Gemeine im Großen und Ganzen in der Welt regiert. Es entspricht auch dem großen Theaterpublikum, das nicht erhoben, gedemütigt, gereinigt, sondern nur gekitzelt und erregt werden will, wie es denn in „Sodoms Ende" wörtlich heißt: „Es gibt keine Liebe, sondern nur Nerven, es gibt keine Pflichten, sondern nur Nerven." Von der Heiligkeit der Pflicht

und der Schönheit eines dem Guten gewidmeten Lebens, oder von dem Ernst einer sittlichen Weltordnung verlautet hier nichts. Dagegen spielen Unzucht und Unkeuschheit in den naturalistischen Romanen und Dramen eine Rolle, deren sich unsere Klassiker geschämt haben würden. Fast schien es, als sollte sich an unserem Volke der mephistophelische Fluch erfüllen: „Staub sollst du fressen, und mit Lust!" [1])

Der Krieg hat vorübergehend luftreinigend gewirkt. Die christliche Idee des Opfers, der Hingabe des eignen Lebens, hat wieder die Herzen erobert. Das Verlangen sich „auszuleben" ist als minderwertig erkannt. Gott und Ewigkeit sind wieder als höchste Güter zum Bewußtsein gekommen, und wir sehen wieder klar, daß der einzelne und ein ganzes Volk nur so viel wert sind, als sie imstande sind, für höhere Ziele zu opfern. Auch jene vorerwähnten Dichter hat ihr besserer Genius je und dann nach dieser Richtung gewiesen. Es war ihnen auf die Dauer unmöglich, die gemeine Wirklichkeit zu photographieren und ihre nach einer besseren Welt verlangende Seele zu verleugnen.

In ergreifender Weise schildert Hauptmann bereits in seinem „Hannele", wie der Glaube eine kleine verängstigte Kinderseele tröstet und mit himmlischen Vorstellungen erfüllt, eine eigentümliche, von tiefstem, zartestem Gefühl zeugende Dichtung; nur daß die beseligende Welt des Christenglaubens, die hier aus einem Kinderherzen hervorleuchtet, für den Dichter und Schüler Haeckels kaum anders existiert als in der Phantasie des Kindes; ein seliger Traum, nichts weiter! Aber die Sehnsucht nach einer Erhebung über die gemeine Wirklichkeit ist da. Auch in seiner „Versunkenen Glocke" tönt diese Sehnsucht wieder. Hier ringt Heinrich, ein neuer Faust, mit Gott um das Heil, das volle Leben. Es gerät ihm aber nicht besser wie bei Goethe vor hundert Jahren und vor dreißig Jahren bei Ibsen.

„Schuld bleibt Schuld!
Den Segen Gottes hast du nicht ertrotzt,
Schuld in Verdienst, Strafe in Lohn zu wandeln."

---

[1]) Vgl. Beyschlag, „Zur deutsch-christlichen Bildung", S. 285. Dunkmann, Das religiöse Motiv im modernen Drama.

Noch ernster sucht er sich in seinem Roman Emanuel Quint mit dem religiösen Problem auseinanderzusetzen. Ein armer Mann aus dem Volke steigert sich hier, durch die Verhältnisse gedrängt, in den Gedanken hinein, zum Heiland der Menschen berufen zu sein. Aber auch hier bleibt das religiöse Leben, das Hauptmann nicht selten mit erstaunlicher Gestaltungskraft zu schildern weiß, wie ein mit der Wirklichkeit unvereinbarer Traum vor dem Auge des Betrachters stehen. Die Virtuosität der psychologischen Analyse und der dichterischen Einfühlung kann den Mangel des Selbsterlebten nicht ersetzen. Auch dieses Werk ist, religiös angesehen, ein Bekenntnis der Sehnsucht und — des eigenen Mangels. Ob Hauptmann dabei stehen bleiben wird?

Auch Sudermann hat sich mit seinen „Drei Reiherfedern" aus der öden Wirklichkeit in das Wunderland der Romantik geflüchtet, und hat letzthin sogar einen biblischen Stoff, den Johannes, wie immer mit virtuoser Technik dramatisch gestaltet, aber ohne demselben innerlich gewachsen zu sein.

Oskar Wilde gelingt es hier und da, christliche Gedanken und Gestalten fesselnd und ergreifend darzustellen. Das Leben Christi erscheint ihm wie ein wunderbares Gedicht. Über der einseitig künstlerischen Betrachtung verliert er aber den Blick für die sittliche und religiöse Größe des Herrn. Sein Christusbild ist daher schließlich doch nur eine Karikatur. (Vgl. De profundis.) M. Halbe hat in seinem Drama „Das tausendjährige Reich" mit innerlicher Kraft und Teilnahme religiöses Ringen und Leben geschildert. Der blinde Korbflechter Genz ist eine prächtige Gestalt von wahrer innerer Frömmigkeit, der Held des Stückes ein vergrübelter Schwärmer, der die Wiederkunft Christi ankündigt und darüber seinen Beruf vernachlässigt, wird zuletzt an sich irre und folgt seiner Frau ins Wasser. Endlich hat Schönherr in „Glaube und Heimat" mit bemerkenswerter Gestaltungskraft die beiden Hauptquellen echten Volkstums aufgewiesen. Der Krieg hat sein Thema mächtig unterstrichen.

Zusammenfassend darf man sagen, daß die materialistische Richtung unserem Volke etwas dauernd Wert-

volles nicht zu geben vermochte. Das Erhebende, Hohe und Reine bleibt wie ein Traum unvermittelt neben der Misere des alltäglichen Lebens stehen und erscheint mit dem Gemeinen, ja Ekelhaften oft so eng verbunden, daß man zu einem Genuß dieser Schöpfungen nicht kommen kann. Diese ganze Richtung, die man wohl auch das „jüngste Deutschland" genannt hat, ist undeutsch durch und durch und kann auch ihre Abhängigkeit von dem französischen Sittendrama nicht leugnen. Das Christentum kann mit dieser Richtung, die in der Anbetung des Diesseits versunken ist, keinen Bund eingehen. Denn es kennt eine Welt des Geistes, der Reinheit und der Freiheit, — eine Welt, die jetzt nun wieder Ungezählten „in Flammen aufgegangen" ist. Nur was aus ihren Kräften heraus gedichtet und gewirkt wird, hat Wert für unser deutsches Volk. Werden das unsere Dichter verstehen? Oder müssen uns die Ausländer den Weg dahin weisen?

**6. Ibsen, Björnson, Tolstoi.**

Ernst und nachhaltig haben sich jedenfalls drei ausländische Dichter mit der christlichen Gedankenwelt auseinanderzusetzen gesucht: die beiden Norweger Ibsen und Björnson und der Russe Graf Tolstoi.

„Leben — ein Krieg mit den Wichten
In unserem Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn."

Dies Motto zu Ibsens Gedichten sagt deutlich, was der Leser in seinen Werken zu erwarten hat. Kalt und schneidend tritt uns die nackte Wirklichkeit entgegen. Ein Feind aller Schönfärberei und Verhüllung in Staat und Gesellschaft, sucht er auch der Heuchelei und Scheinheiligkeit in sogenannten „christlichen" Kreisen die Maske herunterzureißen — alles im Dienste der Wahrheit, wie er sie versteht. Daher auch seine Polemik gegen die Staatskirche und ihre Vertreter. Ibsens inquisitorischer Blick sieht je länger je mehr überall nur Krankheit, Zersetzung, Lüge und Schein. Leider wird in seinen letzten Dramen die Macht der sittlichen Persönlichkeit immer tiefer gestellt. Unmöglich, gegen die verderbte Umgebung anzukämpfen; dunkle, unheimliche Mächte, wie z. B. die

Vererbung, walten über dem einzelnen und zerdrücken mit mitleidsloser Faust auch das edelste Wollen. Über den meisten seiner Stücke liegt ein Hauch düsterer Schwermut, trostloser Resignation. Ein Grübler und Sonderling, der sich von der Mitwelt immer mehr zurückzog, verstand er zwar Sonderlinge und krankhaft veranlagte Naturen, aber der Blick für das Gesunde der Menschennatur und für die ewigen Werte der Menschheit war ihm je länger je mehr abhanden gekommen. Er wurde der Dichter der Verneinung, des Atheismus, der in dem „Revoltieren des Menschengeistes" seine Aufgabe erblickte. Seine schriftstellerische Begabung, die virtuose Technik der mikroskopisch feinen Detailmalerei, die vordem im Drama unerhört war, ließen ihn zum Herold der breiten antichristlichen Zeitströmung werden. Namentlich war es das die Presse vielfach beherrschende Reformjudentum, das ihn als „führenden Geist" der modernen Kulturwelt feierte. Die christlichen Ideen, denen er in seinen Jugendwerken „Brand" und „Kaiser und Galiläer" ein Denkmal gesetzt, klingen aber zuletzt wieder an. Sein letztes Werk „Wenn wir Toten erwachen" bringt eine herbe Verurteilung seines Schaffens. „Nichts mehr gedichtet habe ich seit jenem Tage (wo ich das Ideal meiner Jugend verließ), bloß so herumgepusselt und herummodelliert habe ich." Ein „Friede sei mit euch" schließt das Werk im offenbaren Anklang an das Wort vom Gott der Liebe im „Brand".

Ibsen ist kein Führer zum Glauben. Er hat seine glänzenden Gaben vornehmlich in den Dienst glänzender Irrtümer gestellt und eher mehr zerstört wie aufgebaut. Aber die Unerbittlichkeit, mit der er sich gegen die Gedankenlosigkeit und Flachheit wendet, kann aufrütteln und weiterführen.

Positiver, erfrischender und erfreulicher sind die Dichtungen Björnsons. Vor allem weht durch sie hindurch die erquickende Luft sittlicher Tatkraft und Freiheit. Der Mensch ist wohl fähig, auch einer verderbten Umgebung gegenüber sein besseres Selbst zu behaupten. Er kann, wenn er nur will, selbst die versucherischen Einflüsse der „Vererbung" überwinden. Es gibt eine Selbsterziehung zum Guten. Ein ideales Wollen findet schon

hier seine Erfüllung. Das ist der Grundton, der in seinem „Handschuh", „Fallissement", „Brautmarsch", „Fischermädchen" usw. immer wieder hervorklingt. Zum Christentum hat auch er kein positives Verhältnis gefunden. (Vgl. oben S. 47 f.)

Ganz verschieden von diesen beiden durch und durch modernen Vertretern der norwegischen Dichtung ist der Russe Graf Tolstoi. Aufgewachsen in der verderbten Luft der russischen Aristokratie leerte er den Becher ihrer Genußsucht bis zur Hefe, um sich dann mit Ekel von dieser verrotteten und verlogenen Überkultur abzuwenden und in der Flucht vor aller Kultur das wahre Heil zu suchen. Kultur ist Sünde! Seine Aufgabe erkennt er in der sittlichen Wiedergeburt seines Volkes im Sinne der christlichen, wie er glaubt kommunistischen Urgemeinde. Das Evangelium scheint ihm durch die kirchliche Lehre verderbt. Er erkennt weder die Heilsbedeutung der Person Christi noch die Notwendigkeit einer Erlösung des sündigen Menschen. Ihm ist das Christentum „die allerstrengste, reinste und ganzeste metaphysische und ethische Lehre, über die hinaus der menschliche Verstand sich bis heute nicht erhoben hat, und in deren Kreise sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, alle höchste menschliche Tätigkeit bewegt, sei sie nun eine politische, wissenschaftliche, poetische oder philosophische. Das Gebot der Nächstenliebe ist unbedingt zu erfüllen und auf diese Weise das Reich Gottes anzubahnen. Sein letzter und vielleicht bedeutendster Roman „Auferstehung" schildert die erlösende Macht wahrer Liebe. Er läuft in das Bekenntnis aus: „Nur wenn und sobald die Menschen diese Lehre (Christi) erfüllen und auf Erden das Reich Gottes aufrichten, werden auch die Menschen des höchsten Heiles teilhaftig werden, für das sie befähigt sind."

Leider fehlt bei Tolstoi selbst die Übereinstimmung des Lebens mit dem geforderten Ideal. Anstatt wirklich alle Kultur zu fliehen und ein Bauer zu werden, hat er nur den Rock eines Bauern angezogen, dagegen im wesentlichen die Lebensweise eines russischen Aristokraten beibehalten. Auch sonst spielt bei Tolstoi die Pose eine unangenehme Rolle. Er hat sich in allen möglichen Lebenslagen, mit und ohne Spaten, photographieren

lassen. Seine eigene Familie scheint das Gebaren des Alten nur als interessanten und einträglichen Sport betrachtet zu haben. Seine Frau, eine geborene Jüdin, treibt mit den Schriften ihres Mannes ein lukratives Geschäft. Die Bauern seiner nächsten Umgebung leben in Unwissenheit und Verwahrlosung. Erfreuliches und Unerfreuliches gehen demnach im Leben des Mannes kraß durcheinander. Daß er für deutsche Geistesart kein Verständnis hatte, mag dem Stockrussen verziehen sein.

Vielleicht am tiefsten hat sich mit dem Christusglauben der galizische Jude Siegfried Lipiner auseinandergesetzt. Nachdem die Gestalt des Gekreuzigten sich seiner Seele, nicht nur seiner Phantasie, bemächtigt hatte, hat sie ihn zeitlebens nicht mehr losgelassen. Sein Prometheus, Hippolytus, Adam sind Zeugnisse eines mächtigen religiösen Suchens und Strebens, das schließlich in Christus seine Antwort findet.

**7. Das Christusbild.** Weniger als der Musiker und Dichter ist der Bildhauer und Maler fähig, die tiefinnerliche Gemüts- und Gedankenwelt des Christentums darzustellen, weil er immer auf die Gestaltung eines einzelnen Moments angewiesen ist. Der Maler, dem viele Farben und Formen auf einmal zu Gebote stehen, hat hier wieder einen Vorzug vor dem Bildhauer, der nur durch die Form und nicht durch Farbe, nur durch eine oder wenige Figuren und nicht durch die Beziehung vieler aufeinander wirken kann.

Ein Werk wie der Christus von Thorwaldsen kann uns aber lehren, welche mächtige Wirkungen der bildende Künstler mit seinen einfachen Mitteln hervorzurufen vermag, — ein echt protestantisches Werk. Denn während der Katholizismus Christus vorwiegend darstellt als den zürnenden Weltrichter und alle Züge der Gnade und Milde auf das Bild der Maria überträgt, haben wir hier den Christus der Evangelien, der Ernst und Milde, Heiligkeit und Liebe in einem vereinigt. Es ist der einladende, nicht der „segnende" Christus, der hier die Mühseligen uud Beladenen zu sich ruft (Matth. 11, 28) und als Zeichen seines erlösenden Leidens die Nägelmale

in Hand und Fuß, doch nicht aufdringlich, zur Schau trägt.

Welch eine Wandlung hat doch das Christusbild im Laufe der Zeiten durchgemacht! Zuerst wird Christus symbolisch dargestellt als „guter Hirte". Seine Gestalt ist anmutig, jugendlich, mild, schön, bartlos. Im 3. Jahrhundert weicht die jugendliche Unbefangenheit einem männlichen Ernst. Er wird der Träger göttlicher Macht und Würde und schwebt als erhöhter Herr der Gemeinde vor. Ende des 4. Jahrhunderts kommt der neue bärtige Christustypus auf. Jesus erscheint als 30—40jähriger Mann, Gesicht oval, Stirn hoch, Haupthaar dunkel, in der Mitte gescheitelt, lang herabwallend, das Gesicht umrahmend; der Bart ist ein Lippen- und Kinnbart, stark, kurz, gespalten; die Züge sind regelmäßig, die Augen weit geöffnet, die Lippen scharf geschnitten, der Ausdruck ernst und mild, die Tracht römisch. „Der orientalische, byzantinische Typus trägt den einseitig vorherrschenden Charakter übermenschlicher Erhabenheit, göttlicher Größe, ein Bild, das aus der oberen Welt geheimnisvoll herabschaut, auf Goldgrund gemalt: dabei ist aber der Ausdruck geistlos, leblos, starr und streng richterlich. Die Wirkung dieser Bilder ist Furcht ohne Liebe, Ehrfurcht ohne Vertrauen. Das Mittelalter malt Jesum vorwiegend als Kind auf dem Arm seiner Mutter, und dies Bild ist bis heute charakteristisch katholisch. In der Reformation und im Protestantismus ist das Christusbild mit dem Christusglauben zum Manne gereift."

In der heutigen religiösen Kunst sind drei Hauptrichtungen zu unterscheiden: Die sog. Nazarener, „Die Brüder von San Isidoro", an ihrer Spitze Overbeck, eine reine, demütige Seele, der seine Kunst wahrhaft „zur Ehre Gottes" betrieb, pflegen den hergebrachten altchristlichen Christustypus, betonen die innerliche Empfindung, gehen aber in der Ablehnung des Naturalismus so weit, daß ihre Bilder nicht selten unlebendig werden. Immerhin verhalfen sie der Welt dazu, sich von der Abgötterei der bloß körperlichen Kraft und Schönheit zu befreien. Die Schönheit verdient nach ihnen nur dann Bewunderung, wenn sie das äußere Zeugnis der innewohnenden schönen Seele ist. — Ihnen verwandt ist die

typische Richtung, mit Anschluß an die Überlieferung und kirchlicher Haltung, vertreten von Pfannschmidt, Plockhorst, Hofmann. Gegen beide erhob sich die subjektiv-lyrische Richtung, welche die göttliche Hoheit bis zum Schwinden zurücktreten läßt, um das rein Menschliche, gemütlich Ansprechende, persönlich Fromme hervorzukehren, mit einem starken Zug ins Sentimentale und Asketische. Das Symbolische tritt stark hervor bei dem Dresdener Maler Sascha Schneider, dessen Kartons wuchtig und lebensvoll gezeichnet sind. Stets originell und gedankentief ist der vielseitige Leipziger Künstler Max Klinger, echt deutsch die Art, wie er in ehrlichem Ringen nach innerlicher Wahrhaftigkeit sich von jeder Nachahmung und Nachempfindung zu befreien sucht und die innere Wahrheit und Größe höher stellt als prunkende Form und liebliche Schönheit. Jedoch glückt es ihm nicht immer, seinen symbolischen Gesichtern den Eindruck der Lebenswahrheit zu geben (vgl. seinen „Christus im Olymp").

Nachdem schon früher Adolf Menzel, Ludwig Richter u. a. versucht hatten, der Schilderung einzelner Ereignisse aus dem Leben Christi neue Seiten abzugewinnen, entfaltete in neuester Zeit besonders Eduard von Gebhardt eine große Energie, durch Einflechtung realistischer Züge das religiöse Stoffgebiet künstlerisch zu beleben. Er überträgt in seinem „Abendmahle", seiner „Kreuzabnahme" und anderen Bildern die Handlung auf altdeutschen Boden. „An die Stelle der milden Formenschönheit Heinrich Hofmanns, der eleganten Glätte Plockhorsts ist hier eine derbe, doch männliche Kunst getreten, nicht frei von einer gewissen Altertümelei, aber tüchtig und von tiefer Wahrheit." (Broecker.) Nicht italienisch, sondern deutsch möchte der Maler zu seinem Volke reden, möchte die heiligen Geschichten in unsere Zeit hineintragen, daß der Mensch der Gegenwart sich still mit einreihe in diese betenden, lauschenden Gruppen. So hat W. Steinhausen sein künstlerisches Können vorwiegend in den Dienst Christi gestellt. Seine Bilder zeugen von schlichter Glaubenskraft und deutscher Gemütsinnigkeit. Ihm nahestehend an deutscher frommer Innigkeit, aber volkstümlicher in der Darstellung, ist Rudolf Schäfer. Von

deutscher Frömmigkeit erfüllt ist auch Altmeister Hans Thoma, der mit tiefem Verständnis den Pfaden altdeutscher Meister folgt. Die Figuren der biblischen Geschichte erscheinen bei ihm wie in Dürers Holzschnitten als deutsche Bauern und Bürger. Eine leise Schwermut liegt in Thomas Bildern, eine sehnsüchtige Verträumtheit ist darüber ausgebreitet.

In jener Richtung gingen andere weiter, vor allem Fritz von Uhde. Er hatte die Kühnheit, urchristliche Einfachheit mit der Kompliziertheit der modernen Welt unmittelbar zu verbinden. Seine heilige Familie ist eine Handwerkerfamilie der Gegenwart, seine Apostel sind schlichte Leute unserer Zeit. Sein Christus tritt als ein stiller, einfacher Mann in eine Arbeiterstube, während das Tischgebet gesprochen wird: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast." Wir finden ihn in einem schmucklosen Volksschulzimmer, von deutschen Müttern und Kindern umgeben auf dem Bilde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Wo Gabriel Max sich religiösen Aufgaben zuwendet, ist es ihm weniger „um die schlichte Frömmigkeit als um die schwärmerische Wirkung, um die geheimnisvolle Mischung religiöser und erotischer Ekstase zu tun." Seine rätselhaften Frauengestalten mit ihren hysterisch-bleichen Gesichtern und dunklen Glutaugen gleichen Somnambulen oder hypnotisierten Medien. Daß auch er an dem sozialen Wirken Christi nicht achtlos vorübergegangen ist, zeigt sein Bild „Christus als Arzt".

Es ist ja natürlich, wenn man in einer Zeit, wo die soziale Frage so viele beschäftigt, auch dem Christusbilde von hier aus neue Züge abzugewinnen sucht. Auch wird es den wahren Künstler immer zumeist drängen, den Menschen, das Reinmenschliche darzustellen. Nur muß das Göttliche an ihm als Untergrund seiner menschlichen Erscheinung vom Beschauer des Bildes wenigstens geahnt werden. Der extreme Realismus, der das Christusbild ins Gewöhnliche bis an die Grenze des Gemeinen hinabzieht, vergißt das. Das Edle, Erhabene muß der durchschlagende Grundzug bleiben. Auch soll das allgemein Menschliche den Rahmen bilden und nicht die enge Schranke der nationalen Eigenart, das fremdartige, störende Element des jüdischen Typus. Christus gehört

allen Zeiten, allen Ständen und Völkern. Darum mag man ihn in verschiedener Weise darstellen. Nur muß aus dem Allgemein-Menschlichen das Ewig-Göttliche hervorleuchten. In diesem Ineinander des Göttlichen und Menschlichen liegt das Ungenügen und doch zugleich der größte Zauber der künstlerisch echtesten Christusbilder aller Zeiten. Die Kunst darf nichts anderes bieten, wenn sie mit dem religiösen Bewußtsein der Gebildeten wie der Naiv-Gesinnten im Einklang bleiben will. Das Äußere ist für die Kunst ein Symbol des Innern. Das Göttliche kann nur in einer edlen Menschlichkeit zum Ausdruck kommen.

Wir freuen uns daher, daß unsere Maler anfangen, sich von dem „historischen Christus" und „sozialen Heiland" wieder dem Christus des Glaubens und der Gemeinde zuzuwenden. Aber wann wird aus modernem Anschauen und Empfinden heraus das Christusbild geboren werden, in dem die Züge der Kraft und Milde, der Liebe und Heiligkeit, der Erhabenheit und Herablassung sich zu einem wahrhaft einheitlichen, gottmenschlichen Charakter zusammenschließen? Es ist eine unendliche Aufgabe, aber eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert.

Freilich muß ein Künstler, welcher der gläubigen Gemeinde ein erbauliches Christusbild bieten will, dazu innerlich befähigt sein. Die meisten modernen Maler sind es nicht. Sie malen, woran sie nicht glauben. Sie vergessen die Mahnung Goethes: „Die Menschen bleiben in Poesie und Kunst nur so lange schöpferisch, als der Glaube in ihnen lebt." Wenn das von der Kunst überhaupt gilt, wieviel mehr von der religiösen! Die echten Meister der christlichen Kunst schufen aus der Tiefe ihres Glaubenslebens. Ihre Kunst war ihnen Gottesdienst, ihre Kunstwerke Gebete. Darum wird auch niemand Christus malen können, der sich von ihm nicht ergreifen läßt, der seine Worte und Taten nicht genau kennt und sich nicht einreiht in die christliche Gemeinde, deren Hort und Haupt er ist. Der Wert schöner Christusbilder ist groß. Sie können unsere unsicheren, unfertigen, unwürdigen Phantasievorstellungen läutern und uns zu einer reinen, festen Anschauung Jesu verhelfen, wie Lavater sagt: „Je bessere

Christusbilder, desto mehr Glaube an Christum; ein schönes Christusgesicht weckt Glauben an Christum. Der Vater kann durch alles zum Sohne ziehen."

---

## 5. Die Kunst im Dienst der Frömmigkeit.

Was verdankt die Kunst und der Künstler dem christlichen Glauben? Das war die Frage, mit der wir uns bisher vorwiegend beschäftigt haben. Es wäre aber unbillig, wollte man nicht auch umgekehrt der segensreichen Einflüsse gedenken, durch welche die Kunst die Andacht erhöht und die Frömmigkeit veredelt. Was verdankt also der christliche Glaube der Kunst?

**1. Der katholische Kirchenbau.**

Jede würdig geschmückte Kirche kann es uns sagen. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten[1]) erwachte das Verlangen nach schönen, weiten Räumen für den Gottesdienst. Was war natürlicher, als daß man sich an vorhandene Bauwerke als Vorbilder zunächst anschloß? So entstand die altkirchliche Basilika. Basiliken hießen ursprünglich alle von Säulenhallen eingeschlossenen Prachträume, insbesondere auch die öffentlichen Markt- und Gerichtshallen, an deren hinterer Schmalseite eine halbrunde Nische (Apsis) hervortrat, wo der Prätor mit Beisitzern und Geschworenen saß, während das Langhaus dem Handel diente. Auch in die kirchlichen Basiliken fand die Apsis Eingang und wurde hier die Stätte für Altar und Klerus. Durch Vorlegung eines Querschiffes vor die Altarnische trat im Grundriß deutlich die Kreuzesform hervor. Neben dem Basilikenstil entwickelte sich bald der byzantinische Kuppelstil. Die flache Bedachung wich der Form des Himmelsgewölbes. An die Stelle der Säulen traten nun der größeren Belastung wegen mächtige Pfeiler, die durch kühne Rundbogen verbunden wurden. Über dem Mittelraume wölbte sich die gewaltige Hauptkuppel, an die sich

[1]) Vgl. Kurtz, Kirchengeschichte.

eine Anzahl von Halb- und Nebenkuppeln harmonisch anreihte. Die Sophienkirche in Konstantinopel, von Justinian I. erbaut, stellt das Ideal dieses Baustils dar.

Nach anderer Seite hin entwickelt sich der römische Basilikenbau im sog. romanischen Baustil. Der Gewölbebau (besonders das Kreuzgewölbe) wird eingeführt statt der flachen Holzdecke, der Rundbogen kommt zur Herrschaft, der Bau wird durch Turmanlagen zugespitzt. Äußerlich angesehen, wirkt eine romanische Kirche durch ihre gedrungene Festigkeit. Die verhältnismäßig engen Fenster lassen nur wenig Licht in das Innere und erhöhen den Eindruck burgartiger Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt. In dieser in sich ruhenden Festigkeit und Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt bietet dieser Baustil ein Abbild des festgefügten römischen Dogmengebäudes und der römischen Hierarchie.

Es ist daher nicht zufällig, daß sich der germanische Geist mit dem römischen Baustil nie recht befreunden konnte, sondern denselben nach seinem Bedürfnis fortbildete, zu dem gotischen. Das einfache Geheimnis desselben ist die Verdrängung des Rundbogens durch den Spitzbogen. Auf dem kreuzförmigen Grundriß der altkirchlichen Basilika erhebt sich der deutsche Dom, gleichsam ein versteinerter Hochwald, alle weltlichen Bauten weit überragend. Durch Anwendung des Spitzbogens werden die gewaltigsten Massen wie spielend bewältigt, alles Schwerfällige und Drückende fällt hier weg. Kühn und leicht steigen die gewaltigsten Gewölbe in die Höhe. Alles in der Struktur strebt nach oben; und dieses Streben gewinnt seinen Abschluß in den durchbrochenen Türmen, in welchen der der dunklen Tiefe entsprossene Stein vergeistigt, licht und durchsichtig erscheint. Alles ist lebendig, blühend, wachsend, alles drängt in mächtigem Sehnen von unten nach oben, bis endlich auf der äußersten Spitze des himmelansteigenden Turmes sich die Kreuzblume dem Himmel zu erschließt und das Geheimnis der Erlösung offenbart, welches den unermeßlichen Zug nach oben rechtfertigt. — Reicher Blätter- und Blütenschmuck, phantastische Symbole aus der Tierwelt, heilige Gestalten der Geschichte treten an den Säulen, Pfeilern und Wänden hervor. Auch der Sieg über das Reich des Bösen ist

dargestellt an unheimlichem Gewürm, dämonischen Gestalten und Drachenbrut, die Pfeiler oder Postamente tragen oder als Wasserrinnen dienen müssen. — Die gewaltige Rose (ein Rundfenster über dem Portal) weist als Symbol der Verschwiegenheit darauf hin, daß hier alles Weltliche verstummt sei. Die riesigen spitzbogenförmigen Fenster lassen durch ihre prachtvollen Glasmalereien ein wunderbar farbiges Licht in die hohen Räume fallen. Wer von der Straße in die Stille eines gotischen Domes tritt, fühlt sich wie in eine andere Welt versetzt und wird sich dem Zauber einer andächtigen Stimmung schwerlich entziehen können. Kommt in dem romanischen Stile die kompakte Wucht des geschlossenen scholastischen Dogmas zum Ausdruck, so hier die mystische Seite katholisch-christlicher Frömmigkeit, welche sich von der Erde abwendet und dem Unendlichen zueilt. Die Gotik ist, wie man jetzt wieder erkennt, germanischen Ursprungs. Sie entstand in Nordfrankreich an den Kulturstätten des fränkisch-germanischen Reiches. Wann hätte denn auch der keltoromanische Geist des echten Franzosen je etwas zu schaffen vermocht, was diesen Gebilden himmelanstrebender Sehnsucht und herrlich befreienden Ernstes zu vergleichen wäre? Die Gotik ist der monumentale Protest des germanischen Geistes gegen die in das starre Dogma gezwängte römische Art der Frömmigkeit, ein Ausdruck der unendlichen, die irdische Welt hinter sich lassenden Sehnsucht des deutschen Gemütes. Trotzdem kann man nie in ihr das Ideal evangelischer Kirchenbaukunst erblicken.

**2. Der protestantische Kirchenbau.** Nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung ist die Art evangelischer Frömmigkeit. Nicht der mystischen Versenkung in das Unendlich-Eine sollen unsere Kirchen dienen, sondern der gläubigen Gemeinde, die sich der vollbrachten Erlösung dankbar freut und immer aufs neue durch das Wort Gottes versichert. Im Mittelpunkt des katholischen Kultus steht das Meßopfer, im Mittelpunkt des evangelischen die Wortverkündigung. Der Baustil wird der protestantische zu heißen verdienen, der diesen Zweck der Kirche am deutlichsten und schönsten zum Ausdruck bringt. Die für das geistliche Schauspiel der Massen

berechneten Prozessionskirchen sind nicht unser Ideal; wir brauchen Predigtkirchen.

Wenn man bedenkt, daß die katholische Kirche Jahrhunderte gebraucht hat, um einen ihren Bedürfnissen und ihrem Kultus entsprechenden Stil hervorzubringen, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn die evangelische Kirche noch nicht zu einem einheitlichen, ihrer Art angemessenen Baustil hindurchgedrungen ist. Die Anfänge dazu sind aber gemacht.[1])

Bald nach der Reformation fing man an, durch Sitzplätze und Emporen auch den Altarraum zu umschließen, um damit das allgemeine Priestertum aller Gläubigen anzudeuten, welches nicht zuläßt, den Stand der „Kleriker" oder „Geistlichen" höher und Gott näherstehend zu denken als den der „Laien". Aber erst in unserer Zeit ist der Ruf nach Gemeindekirchen recht lebendig geworden. Man erkannte immermehr, daß der Kirchenbau des Katholizismus, sein Grundriß, seine Raumdispositionen für den evangelischen Gottesdienst unbrauchbar seien. Denn sein Zweck war, durch das mysterium tremendum, das Meßopfer, die Gemeinde zu überwältigen. Die eigentliche Gegenwart Gottes kommt dem erhöhten und abgesperrten Altarraum zu, insbesondere dem Altar selber, wo die Verwandlung der Elemente vor sich geht. Nach evangelischer Anschauung wohnt Gott in den Herzen seiner Kinder. Die ganze Gemeinde ist der Ort seines gnädigen Wirkens. Der Prediger muß daher in der Gemeinde stehen und nicht über ihr. Denn er ist ihr Mund und nicht ihr Mittler. Altar und Kanzel müssen möglichst nahe zusammenrücken, damit sie von allen leicht übersehen werden können. Der Gesamtraum muß einheitlich gestaltet sein im Interesse einer möglichst gleichmäßigen Beteiligung aller an den gottesdienstlichen Handlungen.

In diesem Zusammenhange interessieren die vielbesprochenen Ideen des Pastors D. Sulze. Der gottesdienstliche Raum sollte nach seiner Ansicht nicht allein stehen, sondern das Glaubens- und Liebesleben der Ge-

---

[1]) Vgl. O. March, Unsere Kirchen und gruppierter Kirchenbau. Ficker, Evangel. Kirchenbau mit Plänen. Ein Hauptwerk ersten Ranges: C. Gurlitt, Kirchen. 32 M. Wanckel, Evangelischer Kirchbau zum Beginn des 20. Jahrhunderts. 1914.

meinde abspiegeln; er müßte als die Blüte eines Organismus von Räumen erscheinen, die den verschiedenen Tätigkeiten der Gemeinde dienen, den Kirchenämtern und Versammlungen der Kirchenvorstände, dem Konfirmandenunterricht, Bibelstunden, Gemeindeabenden, der Gemeindediakonie 2c. Die Kirche werde zum Gemeindehaus! „Wird das erreicht, dann wird die Gemeinde in ihrer Kirche ihre Heimat finden und jeder nach ihr und nach den Menschen sich sehnen, mit denen gemeinsam er an dieser Stätte seine Ruhe findet in Gott. Das Gemeindeleben muß zur ganzen Innigkeit des Familienlebens entfaltet werden. Der evangelische Kirchenbau hat das zum Ausdruck zu bringen."

**3. Protestantische Kirchenmusik und Dichtkunst.**

Viel schneller als in der Architektur hat sich der evangelische Glaube in Musik und Dichtkunst eine seinem Gehalt entsprechende Form geschaffen. Gleich mit der Reformation wurde das evangelische Kirchenlied geboren. Ein Strom von wunderbaren Chorälen und Melodien rauschte bald durch die evangelischen Kirchen. Luther selbst sang seinen „lieben" Deutschen die ersten kernigen Kirchenlieder vor. So mächtig sang die „Wittenbergische Nachtigall", daß auch die katholische Kirche wohl oder übel der lang gehemmten Sangeslust des deutschen Volkes nachgeben und dem deutschen Kirchenlied freiere Bahn gewähren mußte.

„Der Choral als der einstimmige Gemeindegesang mit Orgelbegleitung ist ein notwendiger Bestandteil unseres sonntäglichen Gottesdienstes; er umrahmt, gliedert und verbindet die einzelnen Teile desselben. In ihm stellt sich neben den liturgischen Eingangs- und Schlußformen das Feste und Beharrende des Kultus dar." Als kirchlicher Volksgesang sprach er zunächst den volksmäßigen Charakter der großen Bewegung aus, und man sagte mit Recht, daß sich Tausende durch den Choral in den Protestantismus hineingesungen hätten. Gehört der lutherische Choral nach Text und Musik auch nicht ausschließlich der Reformationszeit an, so trat er damals doch in seiner maßgebenden und ureigensten Gestalt zutage und behauptete sich in dieser bis tief ins 17. Jahrhundert; dann erlischt die beste schöpferische Triebkraft. „Kein Tonmeister hat die alten Choräle fleißiger, vielgestalteter,

und mit immer neuem harmonischen Reichtum bearbeitet, als Johann Sebastian Bach, keiner hat sie so überreich in jeglicher Form in andere kirchliche Kompositionen verwoben, und doch ist Bach kein Schöpfer neuer durchschlagender Choralmelodien mehr" (Riehl). Wir besitzen also in jenen Kirchenliedern einen wesentlichen abgeschlossenen Schatz, in welchem sich das Beharrende des kirchlichen Lebens ausdrückt, einen Schatz, den wir treu bewahren und verwerten sollen. Eine tiefgreifende Erneuerung des Glaubenslebens mag uns auch mit neuen Kirchenliedern begaben. Bis dahin aber wollen wir uns der herb- und derbkräftigen alten Liedertexte freuen. Wir haben kein Recht, Kunstwerke einer vergangenen Zeit zu glätten, zu übermalen und den Formen unseres doch gleichfalls wechselnden Zeitgeschmacks anzupassen.

Besser ist der Versuch, den Gemeindegesang von der Melodie aus zu beleben. Hier gilt es gerade, ihn auf seine ursprüngliche Form zurückzuführen. Noch vor fünfzig Jahren bewegte sich der Choral nach schweren Pfundnoten in langsamem Gleichschritt, der zum Schluß jeder Verszeile noch etwas verlangsamt wurde, und nach jeder Zeile improvisierte der Organist einen sogenannten Übergang zur folgenden, oft in den geschmacklosesten Schnörkeln. Je langsamer und schläfriger das Ganze, um so erbaulicher schien es. Der Ursprung des Chorals aus den rhythmisch so reich bewegten liturgischen Sequenzen, dann aus dem Volksliede mit seiner wechselnden Rhythmik war ganz vergessen, vergessen, daß unsere Choräle von Anbeginn nicht bloß beschauliche Weisen der in sich versunkenen Frömmigkeit gewesen, sondern zugleich auch Kriegs- und Siegeslieder, Lieder der Erhebung, des freudigen Vertrauens und Jubels. Darum können wir uns nur freuen, wenn man neuerdings wieder anfängt, Choräle rhythmisch zu singen.

Ohne Zweifel hat die Behandlung des Gemeindegesanges nach Text und Melodie gegen eine kaum vergangene Zeit entschiedene Fortschritte gemacht. Können wir uns gleichen Fortschritts rühmen in betreff des freieren musikalischen Schmuckes, als dessen protestantische Grundform die Motette zu bezeichnen ist? Die Antwort ist hier ein entschiedenes Nein! Der Schmuck des eigent-

lichen kirchlichen Kunstgesanges neben dem Volksgesange der Gemeinde ist in den allermeisten Kirchen völlig verschwunden, und statt des früheren Reichtums haben wir jetzt die nackte Armut.

Da viele nicht genau wissen, was eigentlich eine Motette ist, so mag uns der Kulturhistoriker Riehl darüber belehren (a. a. O. S. 350): „Die Motette — von mot, motto — ist die vielstimmige Komposition eines Spruches, zumeist eines Bibelspruches, ohne begleitende Instrumente. Die großen Italiener des 16. Jahrhunderts, Palestrina voran, entfalteten in dieser knappen und feinen Form eine reiche Kunst." — Der lutherischen Kirche lag die Motette besonders nahe, schon weil sie in dem Bibelspruch das Wort Gottes musikalisch verkündigte. Da dem Bibelspruche viele Gesangbuchverse nahe verwandt sind, so konnte man nun Vers und Spruch, die textlich harmonierten, auch musikalisch zusammenfügen, so daß eine erweiterte Motette daraus wurde, die ganz besonders dem protestantischen Gottesdienste entsprach, der sich ja überall auf Bibel und Gesangbuch aufbaut.

„Aus der kleinen Motette war allmählich die Kirchenkantate geworden, aus vielen Sätzen zusammengefügt, von Chören, Arien und Rezitativen durchwoben und vom vollen Orchester begleitet. Oratorienartige Formen hatten sich mit dem streng kirchlichen Motettensatz verbunden; aber in all dieser Fülle und Überfülle bleibt jener ursprüngliche Kern doch immer noch erkennbar. Die Kantaten wurden allsonntäglich zwischen dem Eingangsgottesdienst und der Predigt vorgetragen, und ganz dieselbe Stelle fanden auch die Passionsmusiken am Karfreitag. Man nennt letztere Werke wohl auch Oratorien, allein ein Vergleich mit Händels echten Oratorien zeigt, daß Händel das Oratorium als geistliche Oper zum höchsten Kunstgebilde entwickelt hat, Bach dagegen die Motette zum Gipfel eines geistlichen Dramas steigerte."

Bach lebte in edler Bescheidenheit seinem hohen Berufe, bis an sein Ende nimmer müde, die Ehre seines Gottes zu verkündigen. Wer kann sich ohne Rührung den ehrwürdigen, grauen, erblindeten Meister denken, wie er sich von seinem Sohne zu seiner geliebten Orgel in

der St. Thomaskirche führen und nun aus ihr seine ganze reiche, innere Welt hervorströmen läßt, voll des tiefsten Glaubens, der Sehnsucht nach dem Jenseits und der Hoffnung auf seinen Erlöser? Er starb 1750 in ehrenwerter Armut; sein Grabmal wurde vergessen, seine Werke sind unvergänglich.

Händel steht neben dem gewaltigen Thomaskantor als ein Genius von gleich mächtiger Schaffenskraft. Er war ein unruhiger, leidenschaftlicher Geist, wurde reich durch englisches Geld und ruht in der Westminsterabtei unter prachtvollem Monument neben den Königen und Geisteskönigen Großbritanniens. Er hat das Dramatische der Oper in seine biblischen Oratorien eingeführt, welche jetzt aus der Vergessenheit wieder aufwachen und nach dem Urteil Kretzschmars die kommende Zeit gewinnen werden. Sein bedeutendstes Werk, der „Messias", noch vor Klopstocks Messias gleichsam die Ouvertüre desselben, feiert den für die Sünde der Menschheit getöteten Gottmenschen. Den „Messias" soll er in wenigen Wochen geschrieben haben! Auch an Tiefe der Frömmigkeit gibt er Bach nichts nach. Das Leben des großen Künstlers ist in gewisser Hinsicht ein Muster, wie der Christ schwere göttliche Heimsuchungen zu seinem und der Welt Heile benutzt. Wie hat sich die Angst der herannahenden Blindheit in seinem Israel und Samson verklärt! Und seine Haupttätigkeit, die Schöpfung seiner geistlichen Werke, ist vornehmlich erst nach der glücklichen Heilung von einer schweren Lähmungskrankheit in den Vordergrund getreten. Er starb im festen Vertrauen auf seinen Erlöser, wie er es sich gewünscht hatte, an einem Karfreitage, den 13. April 1759.

Das Geisteserbe dieser beiden größten Meister der protestantischen Tonkunst darf nicht vergessen werden in unserer Kirche. Sie haben der protestantischen Kirchenmusik ihr charakteristisches Gepräge gegeben. Mag die katholische Tonkunst durch die Schauer des Erhabenen überwältigen, oder durch süße, schmeichelnde Harmonien den Geist in mystische Träume versenken, die evangelische will vor allem das starke, frohe, friedenschaffende Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo zum Ausdruck bringen. Auch sie mag alle Höhen und Tiefen des reli-

giösen Gefühls durchfliegen, von der verzweifelnden Zerknirschung des Sünders bis zum begeisterten Lobgesang der triumphierenden Gemeinde, ihr Grundton muß aber sein und bleiben der einer gewissen Zuversicht auf Gottes Gnade, der einer frohen Dankbarkeit über die Erlösung durch Christus. Eine solche Kirchenmusik, die in ihrer Sprache die großen Taten Gottes verkündet, muß offene Türen finden in der evangelischen Kirche. Nur muß sie auch aus glaubensinnigen Herzen kommen. Studiertes Pathos und technische Glätte können hier nimmermehr den Mangel an Tiefe und Kraft der Empfindung ersetzen. Geistliche Musik ohne Glaubensinnigkeit ist eine Entwürdigung des Heiligtums. Darum müssen unsere Künstler erst in sich selbst den Frieden Gottes finden, dann werden sie auch befähigt werden, die Freude und den Dank über Gottes Barmherzigkeit der Gemeinde ins Herz zu jubeln. Wenn man erst wieder mehr anfängt, dem Herrn zu singen und zu spielen im eignen Herzen, dann werden auch bald die Noten und der Text lebendig werden. Der Strom heiliger Musik wird aus Herzenstiefen hervorbrechen und wieder mit Macht durch die christliche Gemeinde rauschen. Denn zu allen Zeiten, wo der Geist des Glaubens schöpferisch waltete, war auch die Kirche ein Tempel der Kunst.

Stehen wir unter dem Zeichen eines erneuten Aufblühens der musica sacra? Fast scheint es so? Brahms deutsches Requiem, ein Nachruf des trauernden Sohnes, der heimgegangenen Mutter gewidmet, ist mit dem Herzblut des Meisters geschrieben, ein unvergängliches Werk voll tiefster, wahrer Empfindung, alle äußeren Effekte verschmähend, unvergleichlich gediegener als das Requiem von Verdi und Berlioz. Brahms spricht nur aus, was er innerlich erfahren hat. Darum hat seine Musik religiöse Kraft und Wirkung. Neben Brahms verkündigen Namen wie Max Bruch, Alb. Becker, E. Grell, Friedr. Kiel, R. Bartmuß u. a. das machtvolle Wiederaufleben einer wahrhaft evangelischen Musik. Der Protestantismus lebt nicht mehr von dem reichen Erbe der Alten, sondern hat sich zu eigenem kräftigen Schaffen aufgerafft. Auch der geistliche Kunstgesang fängt in den Städten wenigstens an, wieder mehr emporzublühen. Die Kirchengesang-

vereine, die sich allerorten bilden, sind ein erfreuliches Zeichen dafür.

Während die fromme Musik dem Dornröschen gleich aus langem Schlaf zu erwachen beginnt, sind die Lieder frommer Sänger eigentlich nie verstummt in der evangelischen Kirche. Perlen moderner religiöser Lyrik sind: Spittas „Psalter und Harfe", Julius Sturms wahrhaft „Fromme Lieder", Geroks „Palmblätter", Beyschlags „Blütenstrauß am Wege", Kögels „Gedichte", viele Lieder von Frieda Schanz, K. E. Knodt, Schüler und M. Greif, endlich die Gedichte des christlich ganz eigenartigen M. Bewer — das ist nur einiges aus dem reichen Blütensegen, den evangelische Frömmigkeit gezeitigt hat, aber genug, um Herz und Geist daran zu erquicken.

Wie in der Kunst überhaupt, so wiegt auch in der religiösen das subjektiv-lyrische Empfinden vor. Seiner frommen „Stimmung" Ausdruck zu geben, erscheint als höchstes Kunstziel. Ein ungeheurer Reichtum mannigfaltiger Empfindungen ist auf diesem Wege zum Vorschein gekommen. Es fehlen aber noch gemeinsame, das künstlerische Schaffen zusammenhaltende Typen. Die religiöse Kunst wird erst wieder wahrhaft schöpferisch werden, wenn der schaffende Künstler sich in die gläubige Gemeinde hineinstellt und seine Individualität durch das kirchliche Gemeinbewußtsein bereichern und erfüllen läßt. Auch hier müssen wir das Beste von der Zukunft erwarten und für die verheißungsvollen Anfänge des Bessern ein liebevolles Verständnis zeigen.

**4. Kunst und Religion, keine ohne die andere.**

Kunst und Religion sind aufeinander angewiesen. Im 18. Jahrhundert noch, in den Tagen Haydns und Mozarts, galt nur derjenige für einen schaffenden Tonmeister von Rang, der neben der Oper und Konzertmusik auch Kirchenmusik schrieb. Als durch Joseph Haydn die symphonische Periode der deutschen Tonkunst begann, bildete sich ein neuer Austausch zwischen der Kirchenmusik und den originellen und idealen Instrumentalwerken. Das Orchester, durch die Symphonie geadelt, war zu immer reineren und höheren Wirkungen geführt worden, die ebenso feierlich und religiös sein konnten wie der Chorgesang. Beethoven mit seiner ge-

waltigen religiösen Mystik hat die religiöse Durchleuchtung der Symphonie zur höchsten Vollendung gebracht und in seiner Messe ein erhabenes Kunstgebilde geschaffen, das ohne des Meisters Symphonien und Quartette niemals entstanden wäre (Riehl). Weltliche und geistliche Musik schloß sich eng zusammen. Es war daher keine Profanation, wenn Haydn und Mozart symphonische Gedanken auch in die Messe übertrugen. Diese kindlich frommen Meister machten die Kirche nicht zum Konzertsaal oder zum Theater, was von geistlosen Nachahmern allerdings geschah, sondern sie zeigten in gefühlsinnigen Kunstgebilden die Welt versöhnt in Gott. Ihre Messen wirken noch heute erhebend und ergreifend für jeden, der den Sinn für das Einfach-Schöne, für das Menschlich-Heilige nicht verloren hat. Denn wer von den herrlichen Chören der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten" mit dem: „Es werde Licht!" nicht ergriffen wird und den Meister erkennt und des Glaubens tiefe schöpferische Kraft, der hat überhaupt für die Tiefen des Glaubens und der Kunst keinen Blick und kein Herz. „Nicht von mir, von dort kommt alles!" rief Meister Haydn, die Augen zum Himmel gerichtet, als er, der 70jährige Greis, bei der Aufführung der „Schöpfung" von der Gewalt jener Stelle erschüttert zusammensank.

Diese tiefe gegenseitige Durchdringung weltlicher und geistlicher Kunst, wie sie uns in dem Schaffen und Leben jener großen Meister entgegentritt, ist überall das Gesunde. Darum freuen wir uns der warmen religiösen Herzenstöne, die in den Werken nicht weniger moderner Künstler zum Vorschein kommen. Das Beste aber hoffen wir noch von den Wirkungen des deutschen Krieges. Denn die elementare Wendung des deutschen Geistes zu der religiösen Lebensquelle ist ein Unterpfand für die Entfaltung einer neuen großen volkstümlichen Kunst. Von jeher war die deutsche Kunst im Grunde fromm und innerlich ernst gerichtet. Mit welcher Innigkeit haben sich einst ein Dürer, Grünewald, Cranach, Vischer, Kraft, Holbein in die biblische Gestaltenwelt versenkt, namentlich in die Passion, und wie volkstümlich ist dadurch ihre Kunst geworden! Hat Gott die germanische Art geschaffen, so wird sie auch nur in enger Lebensgemeinschaft mit ihm sich zu ihrer vollen Reife zu entfalten vermögen.

Religion und Kunst sind aufeinander angewiesen. Dies tritt uns nicht nur in dem Leben und Schaffen der größten Meister entgegen, sondern Religion und Kunst fördern und ergänzen sich auch innerlich. Die Kunst kann der Religion nicht entbehren, will sie nicht einer sittlich marklosen Selbstvergötterung anheimfallen und den Glauben an eine ideale Welt verlieren, der ihre Lebensluft ist. Die Religion kann aber auch der Kunst nicht entbehren, soll die gläubige Phantasie nicht verarmen und verwahrlosen, soll der Gottesdienst nicht öde und unschön werden.[1]) Wie beide am Anfang der Geschichte in schwesterlichem Vereine auftraten, wie bei ihrer Vereinigung die Quellen deutscher Kunstentfaltung am reichsten fließen, so müssen sie auch ungeschieden bleiben, wenn sie ihre große Mission an unserem Volke und an der Menschheit erfüllen sollen. Im jenseitigen Leben aber wird ihre Wesensverwandtschaft noch weit deutlicher offenbar werden. Denn da wird jedes Schauen Gottes auch ein Schauen des Ewig-Schönen sein und jedes künstlerische Schaffen getragen und verklärt werden von heilig-frommer Begeisterung. „Was werden Phidias und Rafael, Sophokles und Shakespeare, Händel und Mozart im Himmel für Werke geschaffen haben und noch immer herrlicher schaffen!“ So ruft einmal der Nationalökonom Roscher in seinem Tagebuch aus. Denn die Kunst hat einen ewigen Wert. Immer wird der hohe Gehalt nach einer entsprechenden Form verlangen. Und immer wird der gestaltende Künstler nur dann sein Bestes zu geben vermögen, wenn er vom großen Gegenstande sich erfassen und erfüllen läßt. In diesem wie in jenem liegt die Sehnsucht nach einer Welt der Harmonie, der wir entgegengehen. Wenn jede reine, d. h. um der Wahrheit und Schönheit selbst willen betriebene Wissenschaft und Kunst einer unendlichen Steigerung und Entwicklung fähig ist — welch eine Aussicht tut sich auf! Auch die Künstler werden einen Himmel finden, in dem sie sich nicht langweilen.

---

[1]) Der „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche“ zu Berlin will die Stiftung von Werken der bildenden Kunst in Kirchen, Schulen und ähnlichen Gebäuden befördern und leiht behufs künstlerischer Ausstattung des Innern von Kirchen mit Rat und Tat seine Hilfe.

## IV. Christus, die guten Menschen und die Übermenschen.

Zum Glück für die Menschheit ist die Zahl der einfachen Seelen nicht gering, die nie etwas von Kant, Schopenhauer, Darwin oder Nietzsche gehört haben, sondern dem unmittelbaren Zuge ihres Herzens folgen und ihre Pflicht erfüllen. Auch der Gebildete wird sich weit häufiger im Leben von seinem unmittelbaren sittlichen Gefühl, wie es ihm angeboren und anerzogen ist, leiten lassen als durch moral-philosophische Reflexionen. Glücklich, wenn er es tut. Denn gerade in sittlichen Dingen redet, wie schon Goethe bemerkt, das unmittelbare Gefühl des Herzens weit eindringlicher und deutlicher als irgendeine Theorie. Als Millionen unseres Volkes aufstanden, um das bedrohte Vaterland zu schirmen, da war es ein „Muß", das wie ein Gottesruf durch aller Herzen drang und unmittelbar Gehorsam heischte. Man wird ohne Übertreibung behaupten dürfen, daß die ethischen Anschauungen in den meisten Fällen erst entstanden sind, um jenes unmittelbare Gefühl „Du sollst" zu erklären oder auch hinwegzuerklären. So üben sie nicht nur eine aufklärende und sittlich anspornende, sondern auch eine sittlich verwirrende und hemmende Wirkung. Gerade darum aber ist der Gebildete genötigt, sie kennen zu lernen und sich eine eigene Überzeugung von der Art und den Wurzeln der Sittlichkeit zu bilden. Wenn er sich dabei von der unverfälschten Stimme seines Gewissens leiten läßt, wird er sich unschwer zurechtfinden.

## 1. Die naturalistische Anschauung vom sittlichen Leben.[1])

1. Jesus Christus und die Entwicklung des sittlichen Lebens.

Es lag nahe, den darwinistischen Gedanken der Entwicklung auch auf das sittliche Leben der Menschen anzuwenden. Den Verlauf der Entwicklung denkt man sich etwa folgendermaßen: Der Urmensch lebte zunächst für sich allein. Er kannte keine Pflichten gegen andere. Die nackte Selbstsucht war das Leitmotiv seines Lebens. Sympathische Regungen hegte er nur seiner Familie gegenüber. Der Trieb der Selbsterhaltung zwang dann einzelne Familien, zusammenzuleben, weil es so leichter war, Angriffe feindlicher Gewalten abzuschlagen und erfolgreiche Raub- und Beutezüge zu machen. So entstanden allmählich in endlosen Generationen jene sozialen Instinkte, wie Gerechtigkeit, Liebe, Achtung, Bewunderung ꝛc., welche jetzt die Staaten und die Gesellschaft zusammenhalten. Sie entstanden, wie jedermann sieht, weil der einzelne für sich allein zu schwach war, sein Dasein zu erhalten und genußreich zu gestalten. Der Egoismus, die Selbstliebe ist daher die Wurzel jener Hingabe an die Gesamtheit, die man auch als Altruismus bezeichnet.[2]) Der Mensch handelt sittlich aus „wohlverstandenem Interesse". Er sagt sich: Wenn du der Gemeinschaft nützest, dann nützest du dir selber; wenn du sie schädigst, dann schädigst du dich selber. Ohne die Gemeinschaft gäbe es keine Kultur, keine Bildung und keine Sittlichkeit. Daher ist Hingabe an die Gemeinschaft oder Gesellschaft oberste Pflicht, höchste Sittlichkeit. Das ist die naturalistische Auffassung der Sittlichkeit, deren Vertreter sich rühmen, das ganze sittliche Leben „biologisch" oder „anthropologisch" erst begründet und auf seine naturgemäße Grundlage gestellt zu haben.

Sehen wir von dem Urmenschen, von dessen innerem Leben wir so gut wie nichts wissen, ab und fragen uns einfach: Wie stellen wir uns zu dieser naturalistischen

---

[1]) Zur Einführung in die christliche Sittenlehre: W. Herrmann, Ethik. 4,60 M. Lemme, Christliche Ethik. 2 Bde.

[2]) Altruismus von alter, sich das Wohl des „andern" zum höchsten Zwecke setzen. Gegensatz: Egoismus.

Auffassung des sittlichen Lebens? Gewiß, werden wir sagen, hat die Menschheit auch eine sittliche Entwicklung durchgemacht und macht sie noch durch. Gewiß waren die sittlichen Regungen mit selbstischen zuerst eng verknüpft. Das Kind hängt sich an die Eltern zunächst aus natürlichem Schutzbedürfnis. Ist aber die Elternliebe erwacht im Herzen, dann erhebt sie sich über die selbstische Regung. Sobald die sittlichen Werte auftauchen, dann haben sie auch die Macht, die Menschenseele an sich zu ziehen und von ihrem unbedingten Rechte zu überzeugen. Der Mensch weiß sich ihnen unterworfen, auch wenn es gegen seinen Vorteil geht und sein pflichtgemäßes Handeln ihm Glück oder Leben kostet (vgl. oben I, 1, 2). Woher kommt den sittlichen Werten diese gewaltige Macht, daß sie ihre Würde gegen die selbstsüchtigen Regungen des Menschen und seine gemeinen Instinkte zu behaupten vermögen?

Es gibt nur eine Antwort: Weil der Mensch zum Guten angelegt ist! Das Gute kein zufälliger Nebenerfolg der Entwicklung, sondern Zweck und Ziel der Menschheitsentwicklung! Das sagt uns nicht nur die innere Stimme des Gewissens, sondern die Geschichte der sittlichen Entwicklung selbst, wie sie in Jesus Christus gipfelt. Eine Entwicklung über das Gebot der Feindesliebe, über Jesu fleckenloses, in reiner Liebe zu den Seinen verzehrtes Leben hinaus, ist nicht möglich, nicht denkbar. Jeder Versuch dazu hat sich allemal als ein Rückschritt herausgestellt. In der Peson Jesu haben wir einen sittlichen Maßstab von untrüglicher Sicherheit, an dem wir die sittlichen Anschauungen unserer und vergangener Zeiten messen können. Die Verschiedenheit der sittlichen Ansichten bei uns und anderen Völkern hat nun keine verwirrende Macht mehr. Es gibt ein unentwickeltes und ein irrendes Gewissen. Wie das Auge des Lichtes bedarf, um seine Funktionen normal zu entwickeln, so bedarf auch das Gewissen oder das sittliche Bewußtsein der Erleuchtung durch die höchste, in Christus erschienene sittliche Wahrheit. Nur vom Höhepunkt der sittlichen Entwicklung aus läßt sich diese selbst richtig deuten. Mögen selbstische Motive bei der ersten

Entstehung des Sittlichen mitgewirkt haben, auf der Höhe des sittlichen Lebens sind dieselben jedenfalls als untersittlich überwunden und ausgeschaltet. Es ist daher falsch und erniedrigend, das sittliche Streben des Menschen nach Reinheit und Güte auf Eigennutz zurückzuführen.

**2. Sittlich oder untersittlich?** Lassen wir einmal die Richtigkeit des zugrunde liegenden Entwicklungsgedankens dahingestellt und fragen einfach, ob die hier gepredigte Sittlichkeit überhaupt „sittlich" genannt zu werden verdient. Ist ein Handeln aus „wohlverstandenem" Interesse oder Eigennutz wirklich ein gutes Handeln? Man hatte uns bisher gelehrt: „Die Liebe sucht nicht das Ihre". Jetzt wird uns gesagt: „Torheit! so weit wird sich doch keiner vergessen: Die wahre Liebe sucht das Ihre". Ein Mensch, der, allein dem Drange seines guten Herzens folgend, ohne alle Nebenabsichten, in einer edlen Tätigkeit sein Leben opfert, ist nicht sittlich; ein Tugendheld dagegen, wer bei seinen Wohltaten das eigene Interesse nicht aus dem Auge verliert und alle „edlen" Regungen und Handlungen seines Herzens so einzurichten weiß, daß sie zugleich ihm selber zum Nutzen oder wenigstens zur Ehre und Bewunderung gereichen.

Welch eine Verkennung alles Sittlichen! Ein solches Gebaren mag legal und gesetzlich, nützlich und praktisch sein, aber sittlich gut ist es nicht, denn es entspringt aus keiner reinen, selbstlosen Gesinnung. Welche Aufopferung liegt aber in dem Wirken für das Wohl anderer, wenn es lediglich im eigenen Interesse erfolgt, und was gewinnt die Gesinnung des Menschen, wenn er klug genug wird, in der Aufopferung direkter Vorteile zugunsten indirekter das bessere Geschäft zu erkennen? Der gute Mensch wird hier zu einem schlauen Geschäftsmann degradiert, der seinen Vorteil stets im Auge zu behalten weiß. Der sittliche Held aber und der Märtyrer, die um ihrer Überzeugung willen, nicht um der Gesellschaft willen, sondern oft im Kampf gegen sie ihr Leben verzehren, sind für den Naturalisten ganz unverständliche Erscheinungen, wenn er nicht vorzieht, sie als Narren abzutun und damit seine eigene Philisterhaftigkeit und sittliche Stumpfheit aufs deutlichste zu beweisen.

Der Naturalismus kann die Entstehung des sittlichen Lebens nicht erklären, seine Art und sein Wesen nicht begreifen und muß gerade vor der höchsten Erscheinung der Sittlichkeit seine Unzulänglichkeit erkennen. Darwin selbst macht das Zugeständnis: „Böses mit Gutem zu vergelten, den Feind zu lieben, ist ein so hoher sittlicher Standpunkt, daß zu bezweifeln ist, ob die geselligen Instinkte an und für sich uns je hätten dahin bringen können.“ Daß die Sittlichkeit wie alles in der Welt eine Entwicklung durchgemacht hat, wird kein Verständiger leugnen, nur heißt es mit Blindheit geschlagen sein, wenn man die Triebkraft der göttlichen Anlage für die Entwicklung des sittlichen Lebens glaubt außer acht lassen zu dürfen.

**3. Warum denn gerade sittlich?** Auf diesem Wege büßt die Sittlichkeit aber auch ihren Wert ein. Dem Naturalisten kann einfach die Frage entgegengehalten werden: Warum sollen wir denn gerade sittlich leben, warum sollen wir den Unterschied von gut und böse nicht gleichgültig für uns sein lassen? Um der Gemeinschaft, um der Gesellschaft willen, sagt der Naturalist. Sehen wir uns denn diese Gesellschaft einmal mit naturalistischen Augen an! Woraus besteht sie? Aus jenen eigentümlichen Zufallswesen, „Mensch“ genannt!

Ist der Mensch nicht mehr das Endziel der Schöpfung, sondern etwas Zufälliges, dann ist auch das sittliche Leben etwas Zufälliges, ein bloßer Nebenerfolg der Entwicklung: dann tritt das Sittengesetz unweigerlich neben jene niederen, oft grausamen Instinkte der Selbsterhaltung und Fortpflanzung als ein bloßes Mittel der Arterhaltung im Kampf ums Dasein. Tatsächlich haben einige Darwinisten bereits diese Konsequenz gezogen. So erklärt Spencer in seiner Einleitung zur Sozialwissenschaft: „Diejenigen, welche es unternehmen, die Unfähigen in Masse zu beschützen, tun unbestreitbar etwas Böses; denn sie halten die natürliche Ausscheidearbeit auf, durch welche sich die Gesellschaft beständig selber reinigt.“ Hier stehen wir am Ende aller Ethik, und der Altruismus schlägt um in den brutalen Barbarismus: Die Gesellschaft der Gesunden und Starken hat nicht etwa die Aufgabe,

die ungesunden, unentwickelten oder schwächlichen Glieder zu pflegen und emporzuheben, sondern sie ist der Moloch, dem sie zu opfern sind. In der Tat, ein sehr einfaches Verfahren. Ob es sittlich ist, bleibe jedem gesunden Gefühl anheimgestellt.

4. Die Gemeinschaft kein sittlicher Zweck. Ostwald.

Der Zweck soll auch hier die Mittel heiligen. Wenn nur wenigstens die Gesellschaft und ihr Wohl einen irgendwie wertvollen Zweck darböte, dem nachzustreben sich verlohnte! Aber dieser Zweck ist, naturalistisch betrachtet, völlig nichtig. Wir richten unsern Blick in die Vergangenheit und sehen, daß die Geschichte der Menschheit voll ist von Blut und Tränen, von wilder Empörung, stumpfsinniger Nachgiebigkeit, hilflosen Mißgriffen und fruchtlosem, leerem Ringen und Streben. Prüfend wenden wir uns der Zukunft zu und erfahren, daß nach einer Periode, die im Vergleich mit den unserer Erfahrung offenstehenden Zeiträumen nicht lang ist, die Schwungkraft unseres Weltsystems zerfallen und die träge und erstarrte Erde das Geschlecht nicht länger dulden wird, das einen Augenblick lang ihre Einsamkeit gestört hat. Der Mensch, dieses Kind eines launischen Zufalls, wird nicht mehr sein, und alle seine Gedanken werden mit ihm vergehen; auch das Sittengesetz, an das er glaubte sich binden zu müssen, verschwindet samt der ganzen empfindenden Welt, und ist „so gut als wäre es nicht gewesen".

Bei einer solchen Betrachtung verliert die menschliche Gemeinschaft allen Wert und das Sittengesetz alle Würde. Es hilft durchaus nichts, es unter naturalistischem Aufputz als „energetischen Imperativ" erscheinen zu lassen. „Vergeude keine Energie, verwerte sie!" Diese „Pfingstoffenbarung", die Professor Ostwald im Berliner Tiergarten empfing, wird schwerlich dazu beitragen, „die Glückssumme des Menschengeschlechts" zu steigern. Dieser Imperativ mag ja für Philister und brave Hausfrauen etwas Verlockendes haben, aber der sittlich ringende Mensch weiß leider damit nichts anzufangen. Denn der Rat, den Ernst des sittlichen Strebens und die Schmerzen des Gewissens dadurch zu vertreiben,

daß man seine Suppe kocht und seinen Kohl baut, mag zwar der „energetischen Weltanschauung" entsprechen, aber sie beweist auch ihre Unfähigkeit, dem sittlichen Leben gerecht zu werden. In der Tat besagt ja der „energetische Imperativ" nur: Handle nützlich, handle praktisch! ohne die Gesinnung, die allein das Handeln sittlich macht, zu kennzeichnen. Deshalb kann ihn auch der Wegelagerer und Halsabschneider sich ebenso zueignen, wie der ehrlich arbeitende Mensch. Wie in aller Welt aber kann Ostwald verlangen, man solle durch richtige Energieverwendung „die Glückssumme der Menschheit" steigern? Er, der auch für das sittliche Leben nur die wissenschaftliche Überlegung gelten lassen will? Welcher Vernünftige wird sich aufopfern oder anstrengen oder auch nur Einschränkungen auferlegen zum Besten einer Gesellschaft, die aus einer Herde besserer Tiere besteht und am letzten Ende spurlos verschwindet?

**5. Das Ende aller Sittlichkeit.**

Darum gibt es keine naturalistische Sittlichkeit, und es kann keine geben. Wenn aber die Gelehrten, die sie lehren, einen sittlich ehrbaren Wandel führen, dann sind sie besser als ihre Theorien und sind sich selbst noch nicht klar darüber, woher ihnen die Kräfte ihres sittlichen Lebens zufließen. Denn der Naturalismus ist weder fähig, die Entstehung desselben zu erklären, noch seine Würde und Erhabenheit festzuhalten. Vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte sind wir genötigt, die gröbsten Gelüste, die grausamste Selbstsucht und die hingebendste Barmherzigkeit gleichermaßen als recht wertvoll im Kampf um das Dasein anzusehen. Wir müßten auch annehmen, daß die erhabenen sittlichen Gefühle, die Opfer und Heldensinn in uns hervorrufen, nichts weiter sind als eine schlaue Erfindung der Natur, um uns zum altruistischen Handeln zu verlocken! Ein Beweis, daß diese Betrachtungsweise das sittliche Leben entwertet und ihm gerade das raubt, was seine Eigenart ausmacht und von allen Menschen als seine unvergleichliche Würde bezeugt ist, das Gefühl seiner unbedingt verpflichtenden Kraft und seines ewigen Wertes.

Wenn diese Sittenlehre in den Herzen Wurzel faßt,

dann muß alle sittliche Begeisterung und Opferfreudigkeit dahinfallen; jene hausbackene Moral aber, die ehrbar ist, soweit es nützlich und angenehm, die sich das Leben so gemütlich macht, wie nur möglich — sie wäre die einzig vernünftige, für jeden sittlichen Menschen aber das Ende aller Moral.

---

## 2. Der Übermensch und der Krieg.

Ist es Zufall? In unserer Zeit ist ein Denker aufgestanden, der die Konsequenzen der Darwinschen Entwicklungslehre nach einer ganz anderen Seite hin zog, als die Naturalisten bis dahin getan hatten. Es ist Friedrich Nietzsche.

**1. Übermensch oder Unmensch.** Die naturalistischen Schlagworte: „Gemeingefühl", „Altruismus", „Gemeinwohl" wirft er einfach als kindisches Gefasel beiseite. Hatte man bisher gepredigt: „Der Mensch ist um der Gesellschaft willen da", so drehte er den Spieß um und sagte: „Die Gesellschaft ist um des Menschen und zwar des Übermenschen willen da", „das Volk nur der Umschweif der Natur, um zu fünf oder sechs großen Männern zu kommen!" Offenbar konnte auch diese Konsequenz aus dem Naturalismus gezogen werden. Sie harmonierte sogar noch besser mit dem Darwinschen Entwicklungsgedanken. Denn wir sehen, wie in der Natur die starken Individuen oft mit rücksichtsloser Härte ihre schwächeren Nebenbuhler niedertreten und vernichten. Dieses „Überleben des Tüchtigsten" will nun Nietzsche auch für die Menschenwelt zur Anerkennung bringen. Zweck der Welt und Aufgabe der Menschheit ist nicht das grüne Weideglück der allgemeinen Wohlfahrt, sondern die Erzeugung bedeutender Männer. Sie erheben sich aus dem Volke oder der „Herde" wie die Berge aus der Ebene. Sie sind die Starken, Vornehmen, Glücklichen und darum auch die Guten. Denn gut ist alles, was die Macht des Menschen erhöht, schlecht alles, was aus der Schwäche stammt.

Die herrschende Sittenlehre der Nächstenliebe und Selbstverleugnung ist lebensfeindlich und widernatürlich, eine „Sklavenmoral", welche die Menschen unmännlich und klein macht und den Helden in unserer Seele tötet. Der Übermensch entschlägt sich dieser elenden Moral und „lebt jenseits von gut und böse". Er geht nur seinen Trieben und Instinkten nach. Den Geschlechtstrieb befriedigt er im Konkubinat, das leider durch die Ehe korrumpiert ist. Leidensehen tut ihm wohl, Leidenmachen noch wohler. Die höchste Tugend erblickt er in der Erhebung des Willens zur Macht durch Härte, Unterdrückung und Grausamkeit. Cäsar Borgia, der im Ehebruch erzeugte Sohn Alexanders VI., der Mörder seines Bruders und Schwagers und vieler anderer, dieser durch Lüge, Meineid und Ehebruch befleckte Verbrecher — er ist nach Nietzsche ein Ideal, ein Übermensch.

Weil er in der Neuzeit zu seinem Kummer so wenig derartige Idealmenschen findet, wendet er sich — darin liegt das Romantische seiner Philosophie — mit Vorliebe der wilden Urzeit zu. Die Arier, jene Übermenschen der Urzeit, jene prachtvollen, nach Sieg und Beute lüsternen, schweifenden „blonden Bestien", waren ganze Menschen. Doch tauchen auch zu unserer Zeit noch große Männer aus der Masse der „viel zu vielen" auf, z. B. Napoleon, dann natürlich Nietzsche selbst; erkärt er doch seinen Zarathustra für das tiefste Buch, das die Menschheit besitzt, und nennt ihn „ein Buch so tief, so fremd, daß sechs Sätze daraus verstanden, d. h. erlebt haben, in eine höhere Ordnung der Sterblichen erhebe." Ja, er erkennt in allem Werden der Natur nur eine Sehnsucht derselben nach seiner eigenen Persönlichkeit. So endigt diese Weltanschauung mit offenbarer Selbstvergötterung, ihr Verkündiger aber in der Nacht des Wahnsinns.[1])

Wer das Leben dieses unglücklichen Mannes kennt, dem erscheint vieles erklärlich, auch seine fanatische Christentumsfeindschaft. „Wer weiß" — sagt der Philosoph Falckenberg mit Recht — „welche weiteren Wand-

---

[1]) Vgl. den schönen Essay von A. Riehl, „Fr. N. der Künstler und der Denker". Rittelmeyer, Fr. N. und die Religion. J. Kaftan, Aus der Werkstatt des Übermenschen. Grützmacher, Nietzsche. 3. Aufl. 1917, gediegen und gerecht abwägend. 2,80 M.

lungen, Losreißungen und Selbstüberwindungen das tragische Geschick des hochbegabten Mannes abgeschnitten hat!" Er war ein unruhiger, in jähem Wechsel von Vergötterung zu Haß und Verachtung überspringender Geist, der für das Schönste oft „nur einen grimmen Rückblick" hatte, „weil es ihn nicht halten konnte". Er klagte selbst: „Ich habe mich zweimal überlebt". Vielleicht hätte er sich auch zum drittenmal überlebt. Denn auch er lebte nicht seiner Philosophie gemäß. Es war ein Abgrund zwischen seinem Denken und seinem Leben. Er verdammt das Mitgefühl, und niemand war zartfühlender als er. Er verherrlicht die Raubtierinstinkte und schreibt Bücher! Er bewundert die brutalen Gewaltmenschen und gefällt sich in feinsinnigen Aphorismen!

Gleichwohl hat seine Lehre einen tiefgreifenden Einfluß auf die neuere Literatur geübt. Selbst mehr Künstler als Denker, hat er namentlich viele Künstler beeinflußt und in seinen Bann gezogen. Er verdankt diese Wirkung vor allem seiner glänzenden, bilderreichen, aphoristischen Schreibart, die dem Geschmack der Zeit entgegenkam. Aber auch sein Eintreten für das Recht des Individuums, der unmittelbaren Empfindung usw. trägt einen Wahrheitskern in sich.

**2. Individuum und Gemeinschaft.** Fordern die Altruisten und Sozialisten, daß das Individuum in der Gesellschaft aufgehe, so durfte er auf das unveräußerliche Recht des Individuums hinweisen, sich nach eigenem Gesetz zu entwickeln und keinen höheren Richter über sich anzuerkennen als die Stimme seines Innern. Alle Kultur ist unausstehlich, wenn sie das Individuum und sein Geheimnis nicht mehr anerkennt. Der Mensch ist nicht nur ein Teil der Masse, ein Produkt der Kultur oder Natur, sondern etwas Eigenes und Einzigartiges, das nicht sich selber entfremdet und zu Form und Schablone entseelt werden darf. Nur wurde die Wahrheit dieses Gedankens bei Nietzsche zur fratzenhaften Karikatur des Übermenschen verzerrt. Weil er Naturalist war, darum war ihm die leibliche Kraft und Gesundheit das Ideal und das Trieb- und Instinktleben das einzig Wahre. So kam er zur Verherrlichung der „Bestie" im

Menschen, um jedermann, der überhaupt noch sehen will, die Augen dafür zu öffnen, was eine Weltanschauung wert sein muß, von der aus derartige unmenschliche Konsequenzen gezogen werden können. Nietzsche ist die Katastrophe des Naturalismus; er offenbart den moralischen Bankerott dieser Weltanschauung.

Individuum und Gemeinschaft stehen sich hier als Feinde gegenüber. Entweder ist die Gemeinschaft oder es sind die großen starken Individuen das Ziel der Entwicklunng. Ist's nicht möglich, beide Teile zu versöhnen? Kann dem Individuum nicht der höchste Wert zugesprochen werden unbeschadet seiner Pflichten gegen die Gemeinschaft? Diese Lösung des Konfliktes ist im Christentum längst gegeben. Den Zug ins Herdenmäßige, Schablonenhafte, an dem unsere Kultur leidet, hat nicht etwa das Christentum verschuldet, wie Nietzsche meint, sondern das Scheinchristentum und der Abfall vom Christentum. Denn das Christentum ist keine Formel, sondern ein neues Leben, welches die individuellen Anlagen und Kräfte nicht auslöscht, sondern durchdringt, heiligt, verklärt und großen Zielen dienstbar macht. Nirgends in der ganzen Geschichte findet sich darum ein solcher quellender Reichtum eigenartiger Charaktere als auf dem Boden des Christentums. Gott, der Urquell alles persönlichen Lebens, ist ein Feind aller Schablone. Er will keine Massen- und Allerweltsmenschen. Sein Auge ruht auf dem einzelnen: „Du bist der Mann". Das ist die Sprache der Religion. Und wer dieser Sprache sein Herz erschließt, der tritt damit aus dem Herdendasein heraus. Er ist gefeit gegen das Modeurteil der Masse und des Tages und kommt damit erst zum Bewußtsein seiner Würde.

**3. Der Krieg als Zuchtmeister.**

Inzwischen ist uns ein Zuchtmeister gegeben worden, unter dessen ehernen Streichen die materialistische Lebensanschauung über Nacht zusammengebrochen ist, der Krieg. Hatte Nietzsche den Menschen aufgerufen, seine eigene Persönlichkeit zu genießen und zu erhöhen, so forderte der Krieg die schrankenlose Hingabe des Einzellebens um der Allgemeinheit, um des Vaterlandes willen. Im Namen von Hunderttausenden ist das Dichterwort gesprochen:

„Wir sind uns weggenommen,
Gehören uns nicht an.
Das Reich hat uns bekommen
Zu Diensten Mann für Mann."

und

„Wer verächtlich heute das Seine sucht,
Ob Mann, ob Weib, sei unter uns verflucht."

So haben wir wieder gelernt, daß es höhere Werte gibt als das natürliche Leben, kostbarere als alle Erzeugnisse der Industrie und Technik, erhabenere und preiswürdigere als die Werke der Wissenschaft und Kunst. Das kleine menschliche Ich ist durch den Sturmwind des Krieges von dem angemaßten Weltenthron gefegt. Und an seiner Stelle ist etwas anderes erschienen, etwas unsagbar Hohes, Göttliches, das wie mit Feuerflammen die Herzen ergriff und sie mit der Kraft der Hingabe durchdrang. Eine Umwertung aller Werte hat eingesetzt, aber nach einer ganz anderen Richtung, als viele meinten. Der Wert des Einzelmenschen ist gesunken, dagegen sind die allgemeinen Werte Vaterland und Freiheit, Gott und Ewigkeit unermeßlich gestiegen. Und in der Hingabe an sie fühlte sich der einzelne über den Egoismus des Übermenschen wie über die Nützlichkeitsberechnung unserer soziologischen Krämerseelen himmelhoch hinausgehoben. War das „Herdentrieb"? Nein! Denn in jener vaterländischen Begeisterung wußte sich jeder geadelt und über die Kleinheit seines bisherigen Daseins machtvoll hinausgeführt. War das Nützlichkeitserwägung? Nein! Es war gerade das Absehen von jeder Rücksicht auf die eigene Person. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin —".

So erhob sich über jene Trugbilder naturalistischer Sittlichkeit das christliche Ideal des Opfers, wie es am reinsten von Christi Kreuz aus erstrahlt. Was in jenen Tagen in uns allen drängte und strömte, war der Wille zur Selbsthingabe, zum Opfer. Nietzsche und seinesgleichen hatte als Weg zur Persönlichkeit die Kultur des eigenen Selbsts gefordert. Jetzt wissen wir, daß dies ein Irrweg ist. Noch nie ist ein Mensch dadurch edel und groß geworden, daß er sich fortwährend mit sich selbst beschäftigte. Nur dekadente kranke Leute tun das.

Was uns wirklich stark macht und über uns selbst hinausführt, ist die Hingabe an die Sache, an das Vaterland, ist die Preisgabe des eigenen Ich an Gott und sein ewiges Leben. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es erhalten." Erst jetzt, wo Hunderttausende von Deutschlands Söhnen Leben und Gesundheit für das Vaterland hingaben, verstehen wir wieder die hehre Majestät der sich opfernden Liebe, die sich in Christus der Welt als die bezwingende Macht göttlichen Erbarmens zuwendet.

**4. Wahres Deutschtum.** Aber noch etwas anderes haben wir dem Kriege zu danken. Ein Erbfehler unseres Volkes ist die Undankbarkeit, die Undankbarkeit gegen das, was Gott ihm in der Geschichte an hohem Geistesgut, an hehren Errungenschaften und großen Persönlichkeiten gegeben hat. Der Vorzug unseres Volkes, sich in fremde Art liebend zu versenken, wie oftmals ist er zur Preisgabe, ja zum Verrat des eigenen Wesens geworden! In dem ungeheuren Existenzkampf mit den Völkern ringsum ist es uns wieder klar geworden, daß wir ein eigenes Recht und eine besondere Aufgabe haben in der Geschichte. Die gemeinsame Volkheit, unsere deutsche Art ist der Mutterboden, der uns alle trägt. Sie ist das Seelenband, das alle umschlingt, das heilige Erbgut der Vergangenheit, das jede Generation neu erwerben muß. Wir aber waren nahe daran, es in Üppigkeit und Wohlleben zu vergeuden! Der welsche Geist war tief in unser Volksleben eingedrungen und nahe daran, unsere gute deutsche Art durch leichtfertige Moden, zuchtlose Literatur und tausend zierliche Flachheiten und Frechheiten zu erwürgen. Der Krieg hat unser Volk zur Treue und Einfachheit, zur Zucht und Frömmigkeit der Väter zurückgerufen. Die Lage ist ernst. Denn wenn dieser Krieg unser Volk nicht zur Einkehr und Umkehr weckt, was ist dann zu hoffen? Im Fortgang des Krieges hat unser Volk nicht gehalten, was es im Anfang versprach. Genußsucht, Mammonsdienst und Parteisucht sind wieder groß geworden, und treiben es, wenn kein gründliches Erwachen kommt, in den Abgrund.

Stewart Chamberlain, der deutschempfindende Engländer, weist in seinem Buch „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ darauf hin, daß die höchsten Leistungen der Kultur in neuerer Zeit von den germanischen Völkern ausgegangen sind. Er sagt geradezu: „Der Germane ist die Seele unserer Kultur.“ Aber er schließt auch gleich die Bedingung an: Solange in seinem Gemüte die rein innerliche Religion des Christentums ihren Platz behält! Die Rasse schützt, wie die Geschichte uns deutlich genug lehrt, nicht vor Entartung, Verfall und Untergang, wenn die sittlichen Kräfte, wie sie im christlichen Glauben wurzeln, dahinschwinden. Sie sind ebenso für den Bestand des einzelnen Volkes, wie für den Verkehr der Völker untereinander Lebensbedingung. Die führende Stellung können auf die Dauer nur Völker einnehmen, die sich zu Trägern des göttlichen Willens machen lassen. Gehört unser Volk zu ihnen? Wird es die Weltstellung gewinnen, die es braucht, um sich wirtschaftlich und geistig entfalten zu können? Das wird davon abhängen, ob es lernt, jene Geister der Tiefe zu bannen und Gott die Ehre zu geben. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.“ Für die Existenz eines Volkes entscheidend sind nicht die äußeren Siege, sondern die inneren Kräfte.

---

## 3. Die philosophische Sittenlehre und die „Ethische Gesellschaft“.

**1. Kants autonome Moral.**

Keiner der neueren Philosophen hat ein so tiefes Verständnis des sittlichen Lebens gezeigt und so nachhaltige Wirkungen auf die moralischen Anschauungen der gebildeten Welt ausgeübt, als Kant.

Kant hat das geschichtliche Verdienst, die flache Nützlichkeitsmoral der Aufklärer des vorigen Jahrhunderts überwunden und die Ehrfurcht vor der sittlichen Pflicht dem Bewußtsein der modernen Bildung eingepflanzt zu haben. Wenn er auf die Würde der Pflicht zu sprechen kommt, dann gewinnt sein trockener, philosophischer Vortrag einen erhabenen idealen Schwung (vgl. „Kritik der

praktischen Vernunft", Reclam, S. 105. 193). Die Pflicht, dieser „erhabene große Name", erfüllt ihn mit „Bewunderung und Ehrfurcht". Die Pflicht sagt: Du sollst das Gute tun um des Guten willen, ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil oder auf den Nutzen der Gesellschaft. Denn die Ansichten der Menschen über das, was als nützlich oder schädlich anzusehen ist, wechseln. Das Sittengesetz aber ist ein unbedingt gültiger oder „kategorischer" Imperativ. Es kann nur ein Gebot der „autonomen", d. h. sich selbst Gesetze gebenden Vernunft sein. Der oberste Grundsatz des Handelns, den die Vernunft nach Kant aus sich selbst findet, lautet so: „Handle so, daß die Maxime deines Handelns geeignet sei, allgemeines Gesetz für alle Menschen zu werden." Die einzige Triebfeder, dem Gebot der Pflicht nachzukommen, ist die „Achtung" vor dem Sittengesetz.

Kant kennt keine Liebe zum Guten, weil nach ihm der Mensch von Natur „radikal böse" ist. Er hegt die finstere rigoristische Ansicht, daß die „Pflicht" immer nur mit Widerstreben getan werde, ja getan werden müsse. Wenn sie aus „Neigung" geschehe, so werde das Handeln durch Selbstsucht verunreinigt. Auf diese Übertreibung geht die bekannte Xenie Schillers, der trotz seiner Begeisterung für Kant die Schwäche seiner Morallehre klar erkannte. Er beantwortet folgende Gewissensskrupel:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin" —

durch die Entscheidung:

„Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebeut."

Kant steht mit seiner Pflichtenmoral noch auf mosaischem Standpunkt, auf dem man von der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" nichts ahnt. Es ist das Los des unerlösten Menschen, sich dem Gesetz als einem harten Zuchtmeister widerwillig nach Sklavenart zu fügen, während der Erlöste durch die Liebe des Vaters, die in sein Herz ausgegossen ist, zum Kinde Gottes geworden ist und den Willen des Vaters mit Freuden tut. Welches von beiden steht wohl sittlich höher, das Kind, das nur wider-

willig um der Pflicht willen, oder das, welches aus Liebe und Dankbarkeit den Befehlen des Vaters nachkommt?

Die Kantische Moral ist also nicht die höchste, sie ist aber auch nicht autonom. Bei Lichte besehen ist jener oberste Grundsatz ganz unbrauchbar für das wirkliche Leben. Einmal gibt es Lebenslagen, die uns gar keine Zeit lassen, unser Handeln an jener „Maxime" zu prüfen, Augenblicke, wo der bloße Versuch, es zu tun, uns schon den Vorwurf des Egoismus oder der Feigheit eintragen würde. Sodann spricht jene Formel gar nicht das Sittengesetz selbst aus. Sie sagt nur: „Handle nach vernünftigem, allgemein gültigem Gesetz!" Fragt man aber, was dieses Gesetz sei, dann bleiben wir ganz ohne Antwort.

Diese Moral trägt, wie man sieht, trotz ihrer Kraft und Strenge etwas Philisterhaftes, Zopfmäßiges an sich. Aber der stramme, soldatische Geist, der sie durchweht, war für die empfindsamen Gemüter des vorigen Jahrhunderts eine vortreffliche Schule der sittlichen Willensstärkung.

**2. Die Ethische Gesellschaft.** Die Vertreter der Ethischen Gesellschaft zeigen bisweilen eine Kraft sittlicher Begeisterung, die an die Kantische Verherrlichung der Pflicht erinnert und wohl imstande ist, höher gerichtete Menschen anzuziehen.

Die Ethische Gesellschaft ist ein englisches bezw. amerikanisches Gewächs. Der Gründer der ersten Society for Ethical Culture ist Dr. Felix Adler, Sohn eines Rabbiners an der ersten Synagoge Neuyorks. Seiner Gemeinde gehörten zunächst nur Reformjuden an, aber allmählich gewann sie auch aus anderen Kreisen Anhänger und breitete sich auch über die Länder Europas aus. Im Jahre 1892 wurde eine deutsche Gesellschaft für ethische Kultur gegründet, welche bedeutende Gelehrte wie Bender, Cohen, Dilthey, Egidy, Förster, G. v. Gizycki, Lazarus, Paulsen, Brentano, Stumpf, Jodl u. a. unter ihren Anhängern zählt. Die Gesellschaft will den trennenden Unterschieden der Parteien und Konfessionen gegenüber die „verbindenden" ethischen Gedanken herausheben und so versöhnend

und verständigend auf das Kulturleben der Gegenwart einwirken. Wer wollte sich dieses edlen Zieles nicht von Herzen freuen? Nur müssen wir bezweifeln, ob sie je eine belangreiche Wirkung wird entfalten können. Die durch ihr Ziel gebotene Indifferenz gegen die Religion wird sie zu derselben Bedeutungs- und Kraftlosigkeit verurteilen, welcher die „Loge“ und der englische Säkularismus anheimgefallen ist, trotzdem Pasteur und Renan als Vizepräsidenten und Viktor Hugo als Ehrenmitglied ihnen angehörten.

Die „Ethischen“ nehmen von Kants Morallehre nur den einen Gedanken auf, daß die Sittlichkeit der Religion gegenüber selbständig ist, daß man das Gute tun müsse um der Pflicht oder um des Guten willen. Dem tiefen Blick Kants war es aber nicht entgangen, daß die Sittlichkeit, unbeschadet ihrer Selbständigkeit, doch in einem innigen, unauflöslichen Zusammenhang mit der Religion steht. Wie kann man denn ein absolutes Sittengebot aufstellen, wenn es kein Absolutes, keinen Gott gibt? Ist es möglich, das Gebot der Pflichterfüllung aufrechtzuerhalten, wenn zuletzt der Gute demselben Geschick anheimfällt wie der Böse? Geht es dem Bösen hienieden nicht oft um soviel besser als dem Guten, und bleibt nicht trotzdem die Gewissensüberzeugung bestehen, daß das Gute den Sieg behalten und gekrönt werden muß? Solche Überlegungen führten Kant zu dem „Postulat“ oder der Forderung einer Unsterblichkeit der Seele, welche uns eine fortschreitende Annäherung an das Ideal verbürgt. Sie nötigte ihn zu dem Glauben an Gott, von dem allein eine gerechte Verteilung von Lohn und Strafe zu erwarten sei. Wer sittlich leben und wirken will, muß an Gott und die Unsterblichkeit glauben, weil ohne sie das Ideal unerreichbar, das sittliche Streben zweck- und erfolglos sein würde.

Die „Ethischen“ leugnen diesen inneren Zusammenhang des sittlichen mit dem religiösen Leben oder ignorieren ihn doch. Sie wollen den Baum des sittlichen Lebens erhalten und — sägen ihn über der Wurzel ab! Sie gleichen den Kindern, die, wie Tolstoi einmal sich ausdrückt, abgepflückte Blumen in ein Beet pflanzen und sich dann wundern, daß sie nicht wachsen. Wir fragen daher:

## 4. Gibt es eine religionslose Sittlichkeit?

**1. Keine sittliche Tat ohne Glauben!** Fast scheint es so. Wir begegnen nicht selten im Leben Menschen, die sich allen religiösen Fragen abhold zeigen, deren sittliche Lebensführung aber niemand in Zweifel zu ziehen wagt. Sie erheben sich vielleicht weit über das Durchschnittsniveau derer, die sich „gläubig", die sich Christen nennen. Durch Wahrhaftigkeit, Ernst, Mildtätigkeit und Selbstverleugnung beweisen sie die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung und die Lauterkeit ihres Charakters. Religiöse Motive des Handelns scheinen bei ihnen ganz ausgeschlossen. Also doch eine religionslose Sittlichkeit! Scheinbar ja, tatsächlich aber nicht. Ohne sie zu verletzen und uns zu überheben, dürfen wir ihnen zurufen: Ihr kennt euch selber nicht! Keine einzige eurer edlen Taten geschieht ohne Glauben. Auch ihr treibt „unwissend Gottesdienst"! (Apg. 17, 24).

Wer wirklich sittlich handelt, der erkennt die unbedingte Geltung des Sittengebotes an. Er unterwirft sich einer geistigen Macht, die über sein Einzeldasein hinausreicht. Er fühlt sich in seinem Gewissen an sie gebunden und von ihr abhängig. Das ist schon religiöser Glaube. Nun kann aber das Sittengesetz für mich nur unbedingte Geltung haben, wenn es allgemeingültig ist. Solange ich das Bewußtsein habe: Es ist jetzt dein Belieben, so zu handeln, du könntest aber auch anders — so lange handle ich nicht sittlich. Erst wenn ich mir bewußt werde: du mußt jetzt so handeln, und jeder andere in deiner Lage muß es auch — erst dann verdient mein Tun sittlich genannt zu werden. Wer sagt mir denn aber, ob es ein solches allgemein gültiges, oberstes Gesetz wirklich gibt? Wer sagt mir, ob ich mich nicht durch eine Illusion äffen lasse? Wer sagt mir, daß ich auf dieser Welt jener Forderung wirklich nachkommen kann? Niemand anders als der Glaube, als jene unmittelbare Zuversicht, daß die Bestimmung alles Daseins das Gute ist. Sobald wir diese Glaubenszuversicht streichen, wird der Sittlichkeit das Leben abgeschnitten. Ist das Gute nicht die oberste Macht in der Welt, ist die Schöpfung, bin ich selbst nicht auf das Gute angelegt, so ist jene unbedingte

Gewissensforderung ein bloßer Schein, der, einmal erkannt, alle Würde einbüßen muß. Folge ich trotz Nachteils und Schadens der Stimme meines Gewissens, dann behaupte ich damit schon: Es gibt eine sittliche Weltordnung! „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!" Je klarer und mächtiger aber diese Überzeugung aufstrahlt, um so besser für die sittliche Tatkraft; je lebendiger und vollkommener die Religion, um so reiner und mächtiger die Sittlichkeit!

**2. Was Gott zusammengefügt hat.** Sittlichkeit und Religion sind also miteinander verbunden wie Wärme und Licht beim Sonnenstrahl. Deshalb sind sie noch nicht dasselbe. In der Religion handelt es sich um ein Verhältnis des Menschen zu Gott, in der Sittlichkeit um ein Verhältnis zu den Menschen. Beide entsprechen der doppelten Lebensströmung in dem natürlichen Organismus. Das religiöse Leben gleicht den Blutadern, die dem Herzen das Blut zuführen, das sittliche Leben den Pulsadern, die das vom Herzen ausströmende, in den Lungen gekräftigte Blut lebenschaffend in den Körper verbreiten. Beide sind also zwei untrennbar vereinigte Seiten eines und desselben geistigen Lebens. Wie die gesunde Pflanze fast gleichzeitig nach oben und nach unten wächst, so bedarf auch der Mensch der in die Tiefe strebenden religiösen Wurzel, wenn sich seine Sittlichkeit zur schönbelaubten, kräftigen Krone entwickeln soll. In der vollkommenen Einheit und Harmonie beider Seiten beruht die geistige Gesundheit des Menschen. „Die Moral sagt: Du sollst! die Religion: Und ich gebe dir die Kraft, zu können, was du sollst; denn ich allein breche die Selbstsucht. Sie setzt hinzu: Und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig worden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion ist Quelle der Erfüllung, lindert und heilt." So spricht der Ästhetiker Fr. Theod. Vischer in seinen „Kritischen Gängen" (II, 6. Heft, S. 210). Sollte er nicht recht haben? „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!"

**3. Das Zeugnis der Geschichte.** Gewiß, nicht selten haben die Religionen den sittlichen Fortschritt mehr gehemmt als gefördert. Wieviel Greuel, die das sittliche Bewußtsein empören, sind im Namen der Religion verübt worden! Auch innerhalb der christlichen

Kirche und ihrer Geschichte begegnen wir einer Flut von Ungerechtigkeit, Fanatismus und Grausamkeit. Aber nicht das Christentum soll man dafür verantwortlich machen, sondern seine oft beschränkten und unlauteren Vertreter, die mit solchen Taten gerade den Geist des Christentums verleugneten. Oder hat man nicht auch im Namen der Sittlichkeit, der Ordnung und Gerechtigkeit die schamlosesten Greuel verübt? Sind nicht, um nur eins zu nennen, Tausende durch die Guillotine im Namen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" hingemordet worden?

Deutlich genug ist's in die Geschichte geschrieben, daß mit der Gottesfurcht auch die Sittlichkeit unwiderruflich dahinfährt. Sobald die Römer von ihrer angestammten Religion sich lösten, verloren sie auch ihre nationale Kraft. Wohl gefielen sie sich, im Genuß verkommen, noch längere Zeit als Herren der Welt. Aber die Provinzen, von deren Korn und Arbeit sie lebten, ehrten noch die Götter, und als auch ihnen der Glaube verloren ging, da brach das römische Weltreich unter den Schlägen der Barbaren zusammen. Und hat das französische Volk nicht ähnliches erleben müssen? Erst wurde in den Pariser Salons fleißig und witzig über Gott und Welt gespottet, während die Millionen in Schweiß und Tränen ein elendes Dasein fristeten; dann aber brach der Sturm los, der die verrottete Gesellschaft in alle Winde zerstreute. Die Masse hatte sich von Gott losgerissen und zog nun in so wüster Weise die Konsequenz ihres Unglaubens, daß selbst einem Robespierre und seinen Genossen bange wurde. Die Angst vor den Folgen ihrer eigenen Weisheit — welch göttlicher Spott! — preßte der großen Nation den Beschluß ab: La nation française reconnait un être suprême, das französische Volk erkennt wieder ein höchstes Wesen an! Seitdem es die Blüte seines religiösen Lebensgeistes, die Hugenotten, gemordet hat, schwankt dieses unglückliche Volk zwischen Frivolität und Bigotterie haltlos hin und her. Das Zweikindersystem, die Folge seiner widergöttlichen, genußsüchtigen Lebensrichtung, hat es an den Rand des nationalen Verderbens gebracht, in dem es trotz seines hochgespannten Patriotismus untergehen muß, wenn ihm nicht eine religiöse Wiedergeburt geschenkt wird.

Wie die Sittlichkeit sich auflöst, wenn die Verbindung mit der Religion gelöst wird, so erneut sie sich auch, wenn ihr von der Religion aus neue Lebenskräfte zugeführt werden. Das Verlassen des Jehovaglaubens war in Israel immer verbunden mit dem Versinken in heidnischen Fleischesdienst; umgekehrt führte die prophetische Erweckung das Volk immer wieder aus der sittlichen Entartung zu kraftvoller Gestaltung des sittlichen Lebens. So ist die Geschichte dieses Volkes ein idealer Typus für den unzerreißbaren Zusammenhang von Glaube und Sittlichkeit. Und haben wir denn in der Geschichte unseres Volkes — ich erinnere nur an die Zeit der Freiheitskriege — nicht etwas Ähnliches erlebt? Erfuhren wir es in dem ungeheuren Ernste unserer Tage nicht von neuem?

Darum werden auch gegenüber den sittlichen Nöten unserer Zeit „ethische" Belehrungen, so wohlgemeint sie sein mögen, nichts nützen. Rousseau, der Verkündiger der „natürlichen" Sittlichkeit, der so trefflich über die Vater- und Mutterpflichten zu reden wußte, schickte seine eigenen Kinder eins nach dem andern ins Findelhaus, um sich die Mühe und Kosten ihrer Erziehung zu sparen! Welch klaffender Gegensatz zwischen Theorie und Praxis! Gerade auf sittlichem Gebiete heißt eine Wahrheit erkennen noch lange nicht die Kraft haben, nach ihr zu handeln. Eine einzige edle Tat der Aufopferung ist mehr wert als alle schönen Reden, die darüber gehalten werden. Man verschone uns darum mit dem Schellengeklingel ethischer Belehrungen! „Gebt uns Kräfte des Guten! Gebt uns lebendige Antriebe, die unser Herz aus seiner Trägheit aufschrecken, die es befähigen, das Gute, das wir längst kennen, auch in die Tat umzusetzen! Helft uns den unseligen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen überwinden!" Das ist der Notschrei jedes an seiner sittlichen Besserung wirklich arbeitenden Menschen; und wer diesem Bedürfnis seines innersten Menschen nachgeht, der wird in dem christlichen Glauben die Kräfte finden, die ihm heilsamer sind als alle ethischen Theorien.

---

## 5. Die christliche Sittlichkeit.

**1. Der christliche Glaube als höchste sittliche Kraft.** Niemand sollte es leugnen, daß ein Hang zum Bösen in ihm schlummert, der immer und immer wieder hervorbricht. Kein Gesetz ist imstande, ihn auszurotten. Im Gegenteil: es lockt ihn hervor, es reizt ihn zum Widerspruch: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata, gegen das Verbotene gehen wir an und begehren, was uns versagt ist! Warum wächst bei uns das Böse von selbst, während das Gute in fortwährendem Kampf mühevoll errungen werden muß? Je mehr wir dem nachdenken, um so klarer geht uns die Wahrheit des biblischen Wortes auf: „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch," um so offenkundiger wird der tiefe Widerspruch zwischen Wollen und Können, der sich durch unser Wesen hindurchzieht.

Der Christ erkennt daher die ganze Größe der sittlichen Aufgabe. Er ist weit entfernt, mit jenem oberflächlichen und daher kraftlosen Enthusiasmus für das „Ideale" an seine Besserung heranzugehen. Er weiß, daß es sich um einen Kampf handelt, um stete Selbstzucht, um ein Sichlosreißen von tiefgewurzelten Neigungen und Trieben des Herzens. Wer aber mit dem Vorsatz Ernst macht, nicht bloß Gutes zu tun, sondern gut zu werden, den treibt ein innerer Zug zu Christus hin. Hier ist einer, dem alle Versuchungen der Welt nichts anhaben konnten, ein Kämpfer, der überwunden hat und nun durch eine leid- und sündenvolle Welt fest und sicher hindurchschreitet, ohne zu straucheln! Nenne mir ein Moralgesetz, das so untrüglich zu dir redet, wie Christus zu deiner Seele! Er ist wahrlich der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Darum zeigt ihn der Glaube auch nicht bloß als ein Ideal. Es ist nicht genug, daß ein hohes Vorbild von außen her uns vor Augen tritt. Ein solches Vorbild, je erhabener es ist, zeigt uns erst unsere Schwachheit und Erbärmlichkeit. Es kann ebenso niederschlagend wie anfeuernd wirken. Was hilft es dem Kranken, wenn ihm ein kerngesunder Mensch vorgeführt und gesagt wird: „So solltest du auch sein!"? Durch den Gegensatz kommt ihm

das Bejammernswerte seines eigenen Zustandes erst recht zum Bewußtsein. So bedarf aber auch der sittlich Unvollkommene und Schwache mehr als eines bloßen Vorbildes. Er bedarf einer neuen Kraft und eines neuen Geistes. Eine Kraft göttlichen Lebens, ein Geist überwindender Liebe muß in das Herz eingepflanzt werden. Die Verschuldungen der Vergangenheit müssen durch die göttliche Gnade vergeben sein, damit sie nicht ihre verklagende Stimme wider den Menschen erheben und ihm die Freudigkeit des sittlichen Strebens rauben. Dies alles aber wirkt der Glaube an die Liebe Gottes in Jesus Christus. Keiner deckt so sicher den Punkt auf, wo der Mensch nicht gut ist als Jesus, keiner widerlegt so siegreich all die geheimen Vorbehalte gegenüber dem Ernste der göttlichen Gebote. Keiner zerstört so gründlich allen Hochmut und alle Selbstgerechtigkeit als der Gekreuzigte. Wer aber aushält, der wird auch in ihm den großen Helfer erkennen, der dem Ohnmächtigen Kraft und dem Verzagenden Mut macht, auf dem „schmalen" Weg vorwärts zu dringen.

Wie leicht kann gerade über sittlich hochstrebende Menschen eine tiefe Niedergeschlagenheit kommen! Denn je höher wir uns das Ziel stecken, um so schärfer empfinden wir den Abstand, je mehr wir sittlich wachsen, um so größer werden die Anforderungen, die wir an uns stellen. Also ist die sittliche Arbeit ein aussichtsloser Kampf, eine fruchtlose Sisyphusarbeit? Laß diesen Unglauben sich in dein Herz fressen, und er zerstört die Wurzel deiner sittlichen Lebenskraft. Er ist es, der den leidenschaftlichen jungen Dichter in der Qual seines Herzens die wilden Worte ausstoßen läßt:

„Nein, länger kann ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Beschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen —
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!" (Schiller.)

Nicht immer wird der sittlichen Pflicht in so leidenschaftlicher Weise der Gehorsam gekündigt, weit öfter erlahmt die sittliche Spannkraft allmählich; der Mensch sinkt tiefer und tiefer von Stufe zu Stufe, bis er, alles höheren Strebens bar, zufrieden ist, auf dem „breiten Wege"

bürgerlicher Ehrbarkeit dahinzuwandeln. Hier wie dort ist der Zweifel an der sittlichen Bestimmung des Menschen der tiefste Grund des sittlichen Niedergangs. Der Unglaube spricht: „Du erreichst es ja doch nicht, gib dir keine Mühe; das sittliche Ideal ist wie das Irrlicht, das um so ferner flieht, je näher du ihm kommst. Sei kein Narr und versäume nicht über deinen edlen Hirngespinsten den Genuß des Lebens und der Welt!" Wem in solcher Versuchung nicht der christliche Glaube zur Seite steht, ist ohne Halt. Eins wird auch in solcher Stunde stark genug sein, uns vor dem Sinken zu bewahren: die Ehrfurcht vor Christus, seinem Leben, Leiden und Sterben. Wenn hier keine Wahrheit ist, dann gibt es überhaupt keine, und das Leben wird zum wüsten Spuk. Ob aber der sittliche Mensch, auf sich selbst gestellt, fähig ist, diesen vergiftenden Zweifelsgedanken gegenüber sich die Freudigkeit sittlichen Wirkens zu bewahren? Der christliche Glaube aber vermag alle diese Zweifel wirksam zurückzuschlagen, ja — darin zeigt er sich als wahrhaft göttliche Kraft! — er vermag sie in ebenso viele Antriebe zum Guten zu verwandeln!

Er sagt dir, daß du nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und darum zu einem heiligen, göttlichen Leben berufen bist, was auch die Welt sage. Mögen wir täglich erkennen, daß unsere sittlichen Kräfte nicht zureichen, um das Ideal zu erlangen; auch diese Erkenntnis muß zu unserem Besten dienen. Sie bewahrt uns vor jenem pharisäischen Tugendstolz, den man bei allen findet, die auf ihre sittliche Kraft pochen. Sie läßt uns aber auch unseren Blick um so sehnsüchtiger zu dem lenken, dessen Kraft auch in den Schwachen mächtig ist, und aus dessen gnadenreicher Gemeinschaft sittliche Helden wie Luther und Calvin, Arndt und Stein, Bismarck und Gladstone und viele andere ihrem eigenen Bekenntnis nach ihre besten Kräfte geschöpft haben. Der christliche Glaube beseitigt endlich die Anstöße einer scheinbar ungerechten Weltordnung und läßt uns in den Leiden und Nöten „Prüfungen", d. h. Erziehungsmittel unseres sittlichen Willens erkennen, da sie in rechtem Gottvertrauen hingenommen, die Tugenden der Sanftmut, Geduld, Liebe und Selbstbeherrschung üben und den sitt-

lichen Charakter festigen und stählen. Der Gekreuzigte lehrt uns, daß es einen Sieg gibt im Unterliegen, daß der Gute nicht untergeht, sondern seine Auferstehung feiert und in seines Vaters Reich verklärt werden soll von Klarheit zu Klarheit. Daher bedrückt uns auch nicht der Gedanke an unser Ende, sondern stärkt unser sittliches Streben, mahnt uns, die Zeit auszukaufen, und erfüllt uns mit den erhabensten Hoffnungen. Das irdische Leben eine Vorstufe des jenseitigen, jede gute Tat ein Samenkorn für die Ewigkeit, das für die Entwicklung des Menschen in alle Ewigkeit unverloren bleibt!

So finden jene erschütternden Gewissensfragen hier eine Lösung, die das edle Streben immer aufs neue hervorruft und mit sieghafter Freudigkeit durchdringt. Dürfen wir diesen Glauben nicht mit vollem Rechte als höchste sittliche Kraft preisen?

**2. Der „Lohn".** Es soll nicht geleugnet werden, daß sich bei manchen mit der Hoffnung auf die ewige „Seligkeit" auch die Erwartung sinnlicher Freuden verbindet. Um ihretwillen tun sie hienieden „gute Werke", die sie ohne diese nicht tun würden. In diesem Falle darf man von einer „Lohnsucht" sprechen, die das sittliche Handeln gefährdet. Diese Leute handeln als Knechte und nicht als Kinder, aus Gewinnsucht und nicht aus Liebe und Dankbarkeit. Trägt denn aber an solcher verkehrten Gesinnung der christliche Glaube schuld, und lehrt Christus nicht gerade, daß ein „arger Baum" nicht gute Früchte bringen kann?

Der Christ handelt gut nicht aus Lohnsucht, aber auch nicht ohne Lohn. Der Lohn ist nichts anderes als der gottgeordnete Erfolg seines Lebens. Kein Vernünftiger tut irgend etwas ohne Aussicht auf Erfolg. Man baut kein Haus, wenn man gewiß weiß, du bringst es kaum über die Fundamente hinaus. So kann auch der Mensch nicht mit Lust und Freude das Gute tun, wenn er nicht weiß, daß das Gute Zweck und Erfolg hat; er kann nicht an seiner Vollendung mit vollem Ernst arbeiten, wenn er doch weiß, daß er über dürftige Anfänge niemals hinauskommt. Darum ist der Gedanke

des Erfolges auch für das sittliche Handeln unentbehrlich, und je leuchtender uns das letzte Ziel vorschwebt, um so anspornender für unser Streben. Der „Lohn“ besteht für den Christen vor allem in der geistig-sittlichen Vollendung, und darum ist er nur für solche, die in dem geistig-sittlichen Leben bereits ihren Schwerpunkt gefunden haben, ein „Lohn“, für die „fleischlich“ Gesinnten aber eher das Gegenteil.

**3. Die vollkommene Sittlichkeit.**

Der gläubige Christ kann nicht anders als gut handeln, solange der Glaube ihn beherrscht. „Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen.“ Wer sich für den heiligen Gott entschieden hat, der ist gut in der tiefsten Wurzel seines Lebens. Er handelt gut aus Liebe zu Gott, der der Ursprung alles Guten ist. Er allein ist fähig, das höchste Gebot der Sittlichkeit zu erfüllen, den Nächsten zu lieben als sich selbst. Liebe aber läßt sich nicht gebieten oder erzwingen. Selbstlose Nächstenliebe, wie sie in der Feindesliebe ihren höchsten Ausdruck findet, ist nur dem möglich, dessen Selbstsucht durch die Liebe des barmherzigen Gottes ganz zerschmolzen ist, und der nun auch in seinem Nächsten einen „Bruder“ und ein Kind seines himmlischen Vaters erkennt.

Nicht von außen durch ein kaltes Sittengebot wird die gute Handlung angeregt, sondern sie quillt hervor aus einem von wahrer Gottesliebe erfüllten Herzen, das, ohne viel zu überlegen, einfach dem göttlichen Drange seines Innern gehorcht. Daher löscht auch der Glaube die Individualität nicht aus, sondern hebt und entwickelt sie. So erklärt sich die wunderbare Mannigfaltigkeit der christlichen Persönlichkeiten von den Tagen der Apostel bis auf unsere Zeit. Unbeugsame, eherne Charaktere wie Knox, Calvin, Luther stehen neben harmonisch durchgebildeten Geistern wie Melanchthon, Leibniz, Schleiermacher; tiefinnerliche Geister wie ein Tersteegen und Novalis neben solchen, die wie Francke oder Wichern vorwiegend in der Betätigung rettender Nächstenliebe ihre eigentümlichen Gaben entwickeln.

Und wie wunderbar und merkwürdig! Das Christentum erweist seine heiligende Kraft an jeder Menschen-

natur, in jedem Alter, in jedem Stande: ein Kind, ein Krieger, ein Gelehrter, ein König, ein junges Mädchen, eine Seele voll Unschuld, eine Seele voll Laster, — alles wird unter seinen Händen zur Heiligkeit fähig. Das Christentum triumphierte über die verderbte Zivilisation des Heidentums wie über seine Barbarei. Es entreißt noch heute zivilisierte Menschen ihrem egoistischen Genußleben und zivilisiert, erzieht und unterrichtet rohe Heidenvölker, — alles mit denselben Mitteln! Es bringt den einzelnen zur Einkehr und zwingt ihn durch heilsame Erschütterungen, sich selbst zu richten und sich von Grund aus zu erneuern; es übt aber auch tiefgreifende Wirkungen auf das öffentliche Gewissen des Menschengeschlechts.

Die Gesetze sind gerechter, die Sitten der menschlichen Gesellschaft sind durch das Evangelium milder geworden. Es gibt ein reges, öffentliches Gewissen, welches die Schamlosigkeit des Lasters nicht aufkommen läßt und die Gewalttätigkeiten einzelner seltener werden läßt. Es gibt ein unwiderstehliches, bisweilen zwar schlecht geleitetes, aber immer lebendiges Streben, den Zustand der gedrückten Menschenklassen zu verbessern. Es gibt einen geheimen Trieb, den Schwachen zu schützen und dem Unglücklichen beizustehen; es gibt einen Geist der Annäherung, der Brüderlichkeit und allgemeinen Menschenliebe. So umfaßt das Christentum alles, den einzelnen und das Ganze. Kein Gebrechen entgeht ihm. Nie befaßt es sich mit der Abhilfe der äußeren Not, ohne zugleich auch das geistige und sittliche Elend zu heben.

Mit einem Worte: „In ihrer durchgreifenden wohltätigen Wirksamkeit trägt die christliche Sittlichkeit augenscheinlich den göttlichen Charakter des Vollkommenen."

**4. Zeugnisse sittlicher Denker und Heroen.**

Die größten und edelsten Geister unseres Volkes haben dies auch klar erkannt und offen ausgesprochen. Schiller fand „in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten." Altmeister Goethe erklärt: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten,

mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Und wie die Dichter, so urteilen die Philosophen. Jakobi fühlt sich am Ende seines Lebens zu dem Zeugnis gedrungen: „Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und lege das Zeugnis ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach heutiger, sondern nach der alten kindlichen Weise. Nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist." Die Ansichten der großen Forscher, Philosophen, Staatsmänner und patriotischen Helden bezeugen es unwiderleglich, daß sie aus dem Christentum Kraft und Vorbild ihres höchsten edelsten Strebens geschöpft haben. Ich nenne hier nur das leuchtende Dreigestirn: Bismarck, Moltke, Roon. Roon, dieser lautere, feste Charakter, führte ein tiefinnerliches Glaubensleben. Moltke bekannte, daß ihm die Bibel das wertvollste Buch gewesen sei, und schreibt noch als Achtzigjähriger: „Ich stehe nahe am Ende meiner Lebenswege. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden! Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Verharren in der Pflicht, auch da, wo das Begebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Wert eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen!" Auch Bismarck hat dem Zusammenhang seiner Sittlichkeit mit dem Glauben oftmals kernigen Ausdruck gegeben; so wenn er sagte: „Ich diene Gott und nicht den Menschen!" „Woher soll ich mein Pflichtgefühl hernehmen, wenn nicht aus Gott?" „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut." Hindenburg endlich, der siegreiche Führer

in dem größten aller Kriege, ist ein schlichter Christ und treuer Leser der Bibel.

Solche Zeugnisse sturmerprobter Helden wiegen schwerer als die Ansichten ethischer Theoretiker. Aber auch Wundt, der bedeutende Ethiker unserer Zeit, lebt „der Zuversicht, daß die humanen sittlichen Zwecke, in denen schließlich alles einzelne aufgeht, niemals verschwinden werden." Und Fr. W. Förster, einer unserer hervorragenden Pädagogen, ist durch den Umgang mit der Jugend aus einem eifrigen Vertreter einer bloß moralisch orientierten Charakterbildung zu einem begeisterten Herold einer religiös-christlichen Erziehung geworden. Er schreibt in seinem Buch „Lebensführung", S. 294 f.: „Die natürlichen Antriebe zum Guten bedürfen noch höherer Deutungen und Ausblicke, um der Gewalt der Leidenschaften und der Schwerkraft der Selbstsucht gewachsen zu sein . . . Mögen die Leser dieses Buches — ganz gleich aus welchem Glauben oder Unglauben sie stammen — einmal versuchen, an die Religion nicht mit abstraktem Nachdenken heranzutreten, sondern sie anzuhören, wenn sie aufrichtig mit sich gekämpft, wenn sie schwer unter der eigenen Natur gelitten und zugleich die geheimnisvolle Macht höherer Ansprüche gespürt haben: Solche Augenblicke der tiefsten Selbsterkenntnis, der lebendigsten Berührung mit dem wirklichen Leben sind es, in denen uns eine Ahnung von der ganzen Größe und Unentbehrlichkeit der Religion aufgeht, und wo wir hellsichtig erkennen, wie verhängnisvoll uns eine lebensfremde Verstandeskritik im Namen des Realismus gerade die lebendigsten Wahrheiten aus dem Dasein streicht und im Namen der Freiheit die größte befreiende Kraft durch ohnmächtige Abstraktionen ersetzt!" Ohne Glauben kann die Sittlichkeit nicht leben und bestehen.

5. Also? Wohlan denn, was folgt aus alledem? Nicht Trennung der Sittlichkeit von der Religion, sondern gegenseitige Durchdringung beider muß die Losung sein: religiös beseelte Sittlichkeit und sittlich lebendige Frömmigkeit, wie sie in Christus seit 19 Jahrhunderten vorbildlich

verkörpert ist. Das bloße „Herr Herrsagen" hat freilich keinen Wert, keinen Wert der äußere Vollzug kirchlicher Handlungen. Jeder Aufschwung der Seele zu Gott muß, wenn er wahr ist, die Liebe zum Nächsten wachrufen, die Lust und den Trieb stärken, den Willen des Vaters zu erfüllen! Wenn heute noch manche Leute sich einbilden, an Stelle der christlichen Sittlichkeit etwas Besseres setzen zu können, so mag das zum Teil an der „christlichen" Gesellschaft liegen, welche sich mit einem bloßen Namenchristentum begnügt. Die Hauptschuld aber tragen sie selbst.

Wirkliche Selbsterkenntnis, der „Riesenkampf der Pflicht" und die Schuld, „der Übel größtes", treiben notwendig dem Erlöser entgegen, dessen Einfluß durch unser gesamtes Kulturleben dringt bis in die Lästerungen des Gottlosen und in die Gewissensbisse des Verbrechers. Und nur weil die sittliche Macht des Evangeliums so unerschütterlich ist, hat die Welt so manche unsittlichen Theorien wie die vom Übermenschen u. a. ohne tiefere Schädigung des sittlichen Gesamtlebens ertragen können. Würde aber der Einfluß des Christentums eines Tages völlig aufhören, dann würde es allen in die Augen springen, daß alle schönen Morallehren unser Volk so wenig vor sittlichem Niedergang schützen können, wie die der Stoiker seiner Zeit das Griechenvolk vor moralischer Versumpfung und Entkräftung zu bewahren vermochten.

Wie eine Menge Menschen die Sonne über ihrem Haupte täglich auf- und untergehen sehen, ohne auch nur einmal über das wunderbare Schauspiel des Lichtes nachzudenken, gerade so benehmen sich viele dem Lichte des Evangeliums und seinen zahllosen Schönheiten gegenüber, womit die Hand Christi die sittliche Welt geschmückt hat. Das Evangelium läßt sie deshalb so kalt, weil sie sich an sein Licht gewöhnt haben und kaum noch daran denken, wie sehr sie selbst von diesem Lichte leben. Es ist aber eine rechte Kunst, genährt vom Mark christlich-sittlicher Anschauungen und getragen von einer christlich tief beeinflußten Kulturwelt, eine religionslose Moral zu verkündigen. Der Versuch, die religionslose Sittlichkeit in Reinkultur zu produzieren, ist meines Wissens nur einmal in Amerika gemacht worden. Die „Free Preß" berichtet darüber:

„In der seit 1880 in Neu-Mexiko bestehenden Atheistenstadt Liberal darf kein Sonn- oder Festtag gefeiert werden. Wer Anhänglichkeit an christliche Sitte kundgäbe, würde unfehlbar mißhandelt. — In einem halbverfallenen Raum erhält die Jugend Unterricht im Haß gegen Gott und die Religion und im Genuß der Freiheit. Eine rohere, unzüchtigere Jugend beiderlei Geschlechts gibt es nirgends. Die Kinder haben keine Achtung vor ihren Eltern, die übrigens nur so lange gemeinsam leben, als es ihnen eben paßt. Zucht und Sitte kennen sie nicht. Über der Gemeindehaustür prangt die Inschrift: „Halle zur freien Gedankenäußerung." Diese Halle ist eine Kneipe niedrigster Sorte. — Seit der Gründung von Liberal haben Zank und Streit, die oft in blutigen Tätlichkeiten enden, dort nicht aufgehört. Die gröbsten sittlichen Vergehen sind an der Tagesordnung. Wie steht es mit den volkswirtschaftlichen Zuständen? Anfangs hatten sich viele Kapitalisten beteiligt, aber die meisten verloren ihr Geld; denn in der Verwaltung und geschäftlichen Gebarung herrscht Lug und Trug, und kein Rechtsbegriff ist den Leuten beizubringen. — Das ist der vollkommene Schiffbruch des mit so großem Pomp begonnenen Unternehmens! Dahin führt die Losung: Ni Dieu, ni maître."

---

# V. Das Christentum als weltgeschichtliche Macht.[1])

## 1. Sein geheimnisvolles Fortschreiten.

1. Napoleons Urteil.

Wie das Werk, so der Meister! Christi Werk ist die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Nur ein gewaltiger, gottgeheiligter Geist konnte sich eine solche Aufgabe stellen und nur ein Christus sie vollbringen. Den vollen Eindruck der göttlichen Größe Christi wird man nur empfangen, wenn man seine Wirkungen in der Geschichte unseres Geschlechts verfolgt. Der Satz: Causa aequat effectum, — wie die Wirkung, so die Ursache —, gilt auch hier.

Von welcher Großartigkeit mußte der Charakter eines Menschen sein, von welcher gewaltigen Kraft und Lebensfülle ein Geist, dem drei kurze Erdenjahre genügten, um ein Werk ohnegleichen zu vollenden und allen nachfolgenden Geschlechtern den unauslöschlichen Eindruck seines Lebens zu hinterlassen! Neben einer solchen Geistesgröße müssen selbst die großen Eroberer klein erscheinen. Alexander, Cäsar, Karl der Große, Napoleon haben auch große Reiche gegründet, aber diese Reiche verfielen mit ihrem Tode. Christi Herrschaft hingegen beginnt gerade nach seinem Tode. Jene welthistorischen Schöpfungen beruhten auf Macht und Gewalt. Jesus allein gründete sein Reich auf Liebe, und bis auf den heutigen Tag würden Millionen willig für ihn sterben. Diese Gedanken

---

[1]) Zur Einführung in die Kirchengeschichte: Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß. Sollte jeder Gebildete einmal gelesen haben. Wissenschaftlich gediegen, reich illustriert, fürs Haus: Preuschen, Kirchengeschichte für die christl. Familie. Nur 6 Mk. Umfangreicher Baum-Geyer, ferner die Werke von Hase, Nippold, Harnack, Hauck. Seeberg, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. 3. Aufl.

brachten selbst einen Napoleon zur Anerkennung seiner göttlichen Größe und lassen ihn das Zeugnis ablegen: „Über die Kluft von achtzehn Jahrhunderten herüber stellt Jesus Christus eine Forderung auf, die schwerer zu erfüllen ist als irgendeine andere. Er fordert, was ein Philosoph oft vergeblich bei seinen Freunden, oder ein Vater bei seinen Kindern, oder eine Braut bei ihrem Verlobten, oder ein Mensch bei seinem Bruder sucht: er fordert das Herz des Menschen. Er will es ganz und ungeteilt für sich haben. Er verlangt es bedingungslos, und sofort wird seine Forderung vollzogen. Wunderbar! Trotz der Trennung durch Zeit und Raum erobert Christus die Seele des Menschen mit all ihren Kräften und Gaben für sein Reich. Alle, die aufrichtig an ihn glauben, erfahren in ihrem Herzen diese merkwürdige, übernatürliche Liebe zu ihm. Diese Erscheinung ist unerklärlich. Sie übersteigt den Spielraum der schöpferischen Kraft des Menschen weit. Die Zeit, diese große Zerstörerin, ist völlig machtlos, diese heilige Flamme auszulöschen. Die Zeit kann weder ihre Kraft erschöpfen noch ihre Fülle begrenzen. Das setzt mich am meisten in Erstaunen. Ich habe oft darüber nachgedacht. Das ist es, was mir am überzeugendsten die Göttlichkeit Jesu Christi beweist." Dem Imperator imponiert die magnetische Gewalt, mit der Christus die Herzen seiner Gläubigen an sich fesselt. Seinem Scharfblick entgeht aber, was noch viel wunderbarer ist, daß Christus keine Menschenseele für sich gewinnt, ohne sie, mit neuer Liebeskraft ausgerüstet, der Menschheit zurückzuführen. Er allein hat jenen eigentümlichen Liebestrieb erzeugt, der den Griechen fremd war, den Trieb, allen Menschen wohlzutun, zu wildfremden Menschen zu eilen und ihnen Wohltaten anzubieten, an denen ihnen so wenig gelegen ist, daß sie nicht selten ihre Wohltäter umbringen.

**2. Falsche Propheten.** Die Worte Napoleons erhalten in unserer Zeit eine wunderbare Bestätigung durch die Mission. Sie lehrt uns überall das unaufhaltsame, siegreiche Vordringen Christi. Wenn wir heute zurückschauen, können wir nur mit einer gewissen Wehmut all jener falschen Propheten gedenken, die seit Julians

Zeiten bis auf unsere Tage das Ende des Christentums geweissagt haben.

Am Ende des 18. Jahrhunderts zog der berüchtigte Spötter Voltaire, der gebildetste Mann seiner Zeit, gegen die Bibel zu Felde und schrieb unter anderem: In 100 Jahren werde die Bibel ein vergessenes und unbekanntes Buch sein, sie werde nur noch als Rarität in Rumpelkammern und Altertumssammlungen als Zeuge der Torheit früherer Geschlechter zu finden sein. Heute — welch eine Fügung Gottes! — befindet sich in demselben Paris, wo Voltaire diese Prophezeiung niederschrieb, ein Bibellager der britischen Bibelgesellschaft, welche jährlich 150000 Heilige Schriften von dort verbreitet. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals! Voltaire selbst ist längst tot. Er starb wie ein Feigling, so daß sich selbst seine besten Freunde dieses Todes schämten, und sein eigener Leibarzt in sein Tagebuch schrieb: „Furiis agitatus mortuus est! Von den Furien gejagt ist er gestorben." Die Bibel aber lebt, ein Quell unvergleichlicher Kraft und Wahrheit für alle Zeiten!

Ebenso wie Voltaire gelüstete es den Aufklärer Biester in Berlin unter die Propheten zu gehen. Im Jahre 1786 weissagte er, man dürfe jetzt nur nicht nachlassen, und in zwanzig Jahren werde der Name Jesu im religiösen Sinne nicht mehr genannt werden! Gerade zwanzig Jahre später treffen den preußischen Staat die Schläge von Jena und Auerstädt; und fern im Osten, wohin sich König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise geflüchtet hatten, stimmt Max von Schenkendorf sein Adventslied an:

„O Menschensohn voll Lieb und Macht,
O höchstes, ew'ges Leben,
Hast oft schon Funken angefacht
Und Strebekraft gegeben;
O Himmelsgeist, steig' wieder
Zum Tränentale nieder!"

Max von Schenkendorfs Lieder leben noch heute in der Seele des deutschen Volkes, wer aber denkt an Biesters Weissagung?

Der ehrlichste und achtbarste jener falschen Propheten ist gewiß David Friedrich Strauß. Er glaubte dem

Christentum durch seine kritischen Untersuchungen den Todesstoß versetzt zu haben. Aber er bedachte nicht, daß die Heilige Schrift neben ihrer menschlichen, zeitgeschichtlichen eine ewige, göttliche Seite hat, die jedoch dem kritischen Grübler nimmermehr, sondern allein dem bußfertigen Herzen offenbar wird. Auch Strauß sollte die völlige Hohlheit seiner Prophezeiung noch erleben. Er starb einsam und verbittert. An seinem Krankenlager aber stand eine christliche Diakonisse und erhellte ihm die letzte Leidenszeit.

So ließe sich an dem Schicksal von so manchem dieser Propheten nachweisen, daß es eine göttliche Ironie in der Weltgeschichte gibt. Wer aber das Auge öffnet für die weltgeschichtlichen Tatsachen, die ihn rings umgeben, der bedarf solcher einzelnen Züge nicht. Man denke nur an das zudringliche Gebaren unserer Monisten und Freidenker, die mit dem Christentum schon fertig zu sein wähnten, und an den Bildungsdünkel so vieler unserer Gebildeten, die seiner nicht mehr zu bedürfen glaubten. Wie ist das unter den Wetterschlägen des Krieges alles anders geworden! Wie klar sehen nun viele wieder, daß der Glaube allein den Menschen im Sturm der Zeit einen festen unerschütterlichen Halt bietet. Die christlichen Völker sind durch diesen Krieg gerichtet. Ihre vielgerühmte Kultur ist als äußerer Firnis erwiesen. Aber damit ist einer tieferen Erfassung des Evangeliums freie Bahn gemacht. Nicht das Ende des Christentums, wie manche meinen, wird dieser Krieg bedeuten, sondern einen neuen Anfang. Seine Wahrheit kann nicht untergehn. Während die Stimmen jener falschen Propheten fort und fort wirkungslos verhallen, steigt das Christentum immer wieder leuchtend über den Völkern empor und erweist sich für sie als Quelle des Lebens.

Dieses Vordringen einer Religion, die den Trieben des natürlichen Herzens durchaus zuwider ist, ist eine geheimnisvolle Tatsache, die allein erklärbar wird, wenn man in dem Evangelium die Gotteskraft erkennt, welche alle selig macht, die daran glauben.

---

## 2. Die Ausbreitung und Wirkung des Christentums in der Welt.[1])

**1. Der Sieg des Christentums in der antiken Welt.** Die ersten christlichen Jahrhunderte sind das Heldenzeitalter der christlichen Kirche. In ihm kommen die neuen weltüberwindenden Mächte am deutlichsten zur Erscheinung.

Die sittliche Kraft des Christentums offenbarte sich dem Heidentum vor allem in dem Mut zu sterben. Dem Heiden war der Tod das Furchtbarste, dem Christen war der Tod Gewinn. Hier war der Glaube, welcher das

---

[1]) Vgl. Harnack, Die Mission und die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Uhlhorn, Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt. Zur Einführung in die evangelische Mission empfehle ich: Strümpfel, „Was jedermann von der Äußeren Mission wissen muß." Dr. Heilmanns „Missionskarte der Erde", nebst Begleitwort, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. 1,20 M. Gareis, Geschichte der ev. Heidenmission, illustr. geb. 5 M. Warneck, „Geschichte der protestantischen Missionen", 10. Auflage; ders., Die Heidenmission in der Schule; zur besonderen Vertiefung dessen theoretische „Missionskunde", welche mehrere Bände umfaßt. Sehr lehrreich und empfehlenswert ist es, in einem bestimmten Missionsgebiet sich heimisch zu machen oder die Gründung und Entwicklung einer Missionsstation im einzelnen zu verfolgen. Man lese z. B. Richters Buch über „die Njassamission", oder dessen „Uganda", oder J. Warneck, „Die Lebenskräfte des Evangeliums in der animistischen Heidenwelt" — und man wird bald erkennen, mit welcher nüchternen Ruhe und gediegenen Sachlichkeit die Missionsarbeit hier behandelt wird. — Selbstredend verdienen die Biographien der großen Missionsapostel besondere Beachtung. Vgl. Richter, Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Zur ständigen Information über das ganze Gebiet dienen die Berichte der einzelnen Missionsgesellschaften, dann z. B. „Berliner Missionsfreund", allmonatlich, pro Jahr 1,20 M.; „Calwer Missionsblatt", jährlich 1,50 M.; „Barmer Missionsblatt", jährlich 1 M.; J. Richter, „Die evangelischen Missionen", illustriertes Familienblatt, monatlich, 3 M. pro Jahr, vorzüglich ausgestattet und redigiert. Gründlich und wissenschaftlich: Warneck, „Allgemeine Missionszeitschrift", monatlich, 7,50 W. pro Jahr. Die Zeitschrift „Afrika" richtet ihr besonderes Interesse auf den jetzt so viel umstrittenen „schwarzen" Erdteil und will vor allem über die Mission in unseren dortigen Kolonien berichten und aufklären. — Eger hat einen Wegweiser durch die volkstümliche, Strümpfel einen solchen durch die wissenschaftliche Missionsliteratur erscheinen lassen. Sie geben einen Einblick in das weitverzweigte Gebiet und zugleich einen Eindruck von der umfassenden Geistesarbeit, die bereits geleistet ist.

Irdische in gewissem Besitz des Überirdischen machtvoll überwindet. Gerade im äußeren Unterliegen erwies sich dieser Glaube am siegreichsten. Einem Justin war das Hauptmotiv seines Übertritts zum Christentum der Todesmut, mit welchem die Bekenner des christlichen Glaubens für ihre Überzeugung starben. Oftmals hatte der Tod eines Märtyrers die Bekehrung vieler Heiden zur Folge. Das Blut der Märtyrer war tatsächlich der „Same der Kirche".

Neben dem Glauben erwies sich die aus ihm geborene Bruderliebe als eine gewaltige Werbekraft. Wohl finden wir die Idee werktätiger Bruderliebe in manchen der damals bestehenden Genossenschaften. Aber so mächtig und grundsätzlich waren doch die trennenden Unterschiede des Geschlechts, des Standes und der Nationalität nie überwunden als in dem Wort des Paulus: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu" (Galater 3, 28). So innig war die Idee einer Zusammengehörigkeit aller Menschen nie gefaßt als hier, wo jeder einzelne im Licht der Erlösungstat Christi und in der Würde eines Kindes Gottes angeschaut ward. Dieser Glaube barg die Kraft in sich, von innen heraus das Gemeinschaftsleben der Menschen zu erneuern, die Sklaverei zu überwinden, die Stellung des Weibes zu heben und das Verhältnis von Mann und Weib, Herr und Diener, Obrigkeit und Untertan neu zu gestalten. Selbst in Zeiten, als die christliche Kirche anfing zu verweltlichen, verfügte sie doch über mehr Lebenskräfte als das absterbende Heidentum.

Wenn wir im dritten Jahrhundert die Masse der Gläubigen ansehen, wieviel bloßes Namenchristentum, wieviel Haß und Feindschaft, wieviel Ehrgeiz und weltliche Begier! Der Geist der ersten Zeugen war gewichen, die Kirche bereits alt und weltlich geworden. Daher die vielen Abtrünnigen, daher die furchtbare Verwüstung, welche insbesondere die letzten großen Verfolgungen über die Kirche brachten. Und doch ist die Kirche unbesiegbar geblieben. „Das ist gerade das Wunderbare und der größte Erfolg des Christentums" — sagt Professor Sohm mit Recht — „daß es nicht vernichtet werden konnte, ja,

daß es seinerseits den Sieg davontrug, trotzdem es durch viele seiner Bekenner so elend vertreten wurde. Soviel Verleugnung, soviel Schwäche und Sünde haben doch die unverwüstliche Kraft des Christentums zu zerstören nicht vermocht ... Durch all die Schatten und Finsternis, welche wir in der Geschichte der christlichen Kirche wahrnehmen, bricht zu allen Zeiten siegreich, das Gewölk mit Sonnenkraft zertrennend, bald hier, bald da strahlend aufleuchtend, das unzerstörliche Licht des wahren Christentums. So auch damals. Die Kirche siegte nicht durch die Christen, sondern trotz der Christen durch die Macht des Evangeliums."

**2. Das Missionsjahrhundert.** Das gilt in gewisser Weise auch für die heutige Missionsarbeit. Mag auch hier der rechte Geist und Eifer oft fehlen und Engherzigkeit, Hoffart oder Selbstsucht die heilige Größe des Christentums trüben und gefährden, mag der Krieg der christlichen Völker miteinander ihm zunächst schweren Schaden zufügen, das Werk wird trotz alledem seinen stillen Fortgang nehmen, weil es nicht der Menschen, sondern Gottes ist. Zahlen beweisen gerade auf diesem Gebiete wenig; vielleicht sind sie aber doch geeignet, diesem und jenem ein Bild von der gewaltigen Ausdehnung allein der evangelischen Heidenmission zu geben.

Das Missionsgebiet geht weit über die Grenzen des Weltpostvereins hinaus. Es gibt rund 8000 Missionare, 7000 unverheiratete Missionarinnen und Ärztinnen, 5300 ordinierte eingeborene evangelische Missionare, 90000 eingeborene Lehrer, 930 Ärzte und Ärztinnen. Vor 100 Jahren wurde keine halbe Million für Heidenmission geopfert; heute bringt der Protestantismus über 100 Millionen Mark auf, davon 10 Millionen von dem Missionsgebiet draußen. Deutschlands Missionsgelder betragen 10000000 Mark, während England und Amerika je 40000000 steuern. Der einzelne evangelische Christ opfert in England durchschnittlich 1,25 Mark, in Frankreich 1,25 Mark, in Amerika 0,40 Mark, in Deutschland 0,17 Mark. Wie bescheiden unsere Missionare in bezug auf das Gehalt sein müssen, kann man daraus ersehen, daß z. B. ein Missionar von Berlin I in Afrika 2000

Mark Gehalt empfängt, während ein Zahlmeister der deutschen Regierung 7200 Mark, ein Leutnant 6000 Mark, ein unverheirateter Handwerker 5000 Mark erhält. An Anstalten der Barmherzigkeit gibt es 544 Spitäler, 978 Polikliniken, 88 Aussätzigenasyle, 265 Waisenhäuser und 103 Opium-Heilanstalten. Mit drei Talern und einem Dukaten waren die ersten Missionare der Brüdergemeine ausgezogen; heute arbeiten 180 Missionare in ihrem Missionsdienst, und die Ausgaben für die Mission betragen jährlich etwa 2 000 000 Mark, obwohl die Brüdergemeine nur 32 000 Seelen zählt! Am Anfang des 19. Jahrhunderts landete ein Missionar in China, und heute wirken dort ca. 600 Missionsleute und 35 Missionsgesellschaften, darunter 4 deutsche. Vor 100 Jahren gab es nur einige Tausend Heidenchristen und heute über 5 Millionen. In 39 000 Schulen der verschiedensten Art werden etwa 1 900 000 Kinder unterrichtet. Der tatsächliche Erfolg übersteigt jedoch weit den zahlenmäßig nachweisbaren. Denn wo immer das Evangelium dauernd und treu verkündigt wird, da durchdringen neue Kräfte sauerteigartig die Welt, auch wenn noch keine Seele sich bekehrt hat. Es entsteht eine innere Unsicherheit der Gemüter, das Bewußtsein der Sünde wird rege und treibt ein tieferes Suchen und Sehnen hervor. Es beginnt ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, der endlich die einzelnen zur Entscheidung bringt. Diese einzelnen aber sind Saatkörnern gleich, von denen das Wort des geistvollen Sprachforschers M. Müller gilt: „Eine geistige Ernte kann nicht abgeschätzt werden, indem man Korn für Korn zählt. Jedes Korn enthält den Samen künftiger Ernten, und die Bekehrung eines einzigen Menschen bedingt die Bekehrung unzähliger Generationen der Zukunft.“ Sieht man 25 Jahre in der evangelischen Missionstätigkeit zurück, so ergibt sich, daß in dem letzten Vierteljahrhundert die Zahl der Bekehrten fünfmal so groß ist wie in dem vorangegangenen. Eine verheißungsvolle Tatsache! Wächst die Zahl der Heidenchristen in demselben Maße wie bisher, dann dürfen wir auf eine Evangelisierung der ganzen Welt in absehbarer Zeit hoffen. Allen Hemmungen und Rückschlägen zum Trotz wird das Gleichnis vom Senfkorn und das Wort Christi,

nach dem das Evangelium gepredigt werden wird „aller Kreatur“, seine Erfüllung finden.

Von den unscheinbaren Anfängen in Judäa ausgehend, hat sich das Reich Christi ausgedehnt und wird wachsen, bis die Scharen der Völker zu ihm fallen. Denn die christliche Gemeinde muß Mission treiben, solange sie sich im Besitz der höchsten religiösen Wahrheit weiß. Das Wort Jesu: „Gehet hin in alle Welt!“ kann nie vergessen werden. Die Liebe zu ihm, der für alle Menschen gestorben ist, drängt uns den Heiden zu. Das Elend der Heiden fordert die rettende Samariterliebe heraus. Der Dämonen- und Geisterglaube ängstigt den gebildeten Chinesen so gut wie den afrikanischen Neger. Die Entwürdigung des Weibes herrscht dort wie hier, in den Harems wie in den indischen Senanas. Dazu der finstere Aberglaube der Zauberei und der oft mit schamlosen Orgien verbundenen Götzenkulte! Es gehört die ganze Herzenskälte und — Unwissenheit des gebildeten Europäers dazu, um der Mission ihr göttliches und menschliches Recht bestreiten zu wollen. Der große Naturforscher Darwin, ein gewiß einwandfreier Zeuge, überzeugte sich selbst von dem heilsamen Einfluß der Mission auf den Feuerlandsinseln. Jahrelang wurde dort ohne jeden Erfolg gearbeitet. Die Missionsboten wurden ermordet. Der Kannibalismus schien unausrottbar. Endlich — nach langer Prüfungszeit — sollte auch hier das Evangelium die Herzen gewinnen. Als Darwin nach Jahren die Feuerländer als Christen wiedersah, war er erstaunt über die fast unglaubliche Umwandlung, die mit ihnen vorgegangen. Den Nörglern aber rief der freimütige Mann zu: „Die Tadler vergessen oder wollen nicht daran denken, daß Menschenopfer, Wollust und Kindesmord beseitigt und abgeschafft sind, und daß Unredlichkeit, Unmäßigkeit und Frechheit durch die Einführung des Christentums in ziemlichem Maße sich vermindert haben. Es ist die niedrigste Undankbarkeit, daß die Reiseberichter das vergessen. Sollte es ihnen beschieden sein, an irgend einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so würden sie ein heißes Gebet zum Himmel schicken, daß doch die Lehren der Missionare bis zu deren Bevölkerung gedrungen sein möchten.“ Fortan unterstützte er die Mission durch ein namhaftes jährliches Geldgeschenk.

**3. Mission und deutsche Presse.** Noch ist freilich die Kenntnis der Mission unter unseren Gebildeten erschreckend gering. Manche unserer großen Tageszeitungen gefallen sich nur darin, unwahre, oberflächliche, sogar offenkundig gehässige Berichte über dieses segensreiche, weltumspannende Werk zu verbreiten, wenn sich auch bei anderen die Haltung zum besseren gewandelt hat. Seine traurigsten Blüten aber hat der Haß gegen die Mission in der „Kolonialen Zeitschrift", dem Organ des deutschen Kolonialbundes, getrieben. Es verstieg sich zu der Schamlosigkeit, die Mission mit „Malaria, Schwarzwasserfieber und Heuschrecken" auf eine Stufe zu stellen und bezeichnete es als seine Aufgabe, „nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen" und „zunächst ihr den Goldstrom abgraben zu helfen, der ihr jahraus jahrein zufließt" (1904 S. 293). So etwas wagt man dem Volk der evangelischen Reformation zu bieten! In England und Amerika wären derartige gehässige Angriffe nicht möglich, ohne daß das öffentliche Gewissen dagegen reagierte.

Ende April 1900 fand in Neuyork die allgemeine Konferenz der evangelischen Weltmission statt. Sie wurde von 163000 Personen besucht, so daß auf jeden der zehn Versammlungstage 16000 Besucher kamen. An der Debatte beteiligten sich Gouverneure von verschiedenen Unionsstaaten und andere hochgestellte Staatsmänner. Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, General Harrison, legte das tiefchristliche Bekenntnis ab, daß alle die großen Erfindungen und Entdeckungen der Zeit nur in dem Verhältnis von Wert sind, „als sie zur Wiedergeburt der Menschheit beitragen." Ähnlich der verstorbene Präsident Mac Kinley: „Die Geschichte der Mission ist von erschütterndem Interesse und wunderbaren Erfolgen. Die Opfer, welche die Missionare für ihre Mitmenschen gebracht haben, füllen eins der ruhmreichsten Blätter der Weltgeschichte. Die edlen, selbstverleugnenden, willigen Diener des Friedens und der Güte gehören unter die Helden der Welt."

Ein großes Volk muß Mission treiben. Es hat unserem Volk auch in diesem Kriege schwer geschadet, daß es in seinem Missionseifer so weit hinter England und Amerika zurückstand.

**4. Mission und Kolonialpolitik.** Bis vor kurzem war bei der Mehrzahl der „Gebildeten“ eine barbarische Unkenntnis und hochmütige Geringschätzung der Missionsarbeit an der Tagesordnung. Seitdem wir aber Kolonien haben, macht sich in der Wertschätzung der Mission gerade in den bestunterrichteten, leitenden Kreisen ein erfreulicher Umschwung geltend. Reichskanzler Fürst Hohenlohe sagte in seiner Reichstagsrede vom 11. Dezember 1894: „Die Regierung wird am wenigsten auf die Unterstützung der christlichen Missionsgesellschaften verzichten, ohne deren opferfreudige und segensreiche Tätigkeit das gesamte Kolonialwerk in Frage gestellt wäre. Die Regierung wird ihrerseits die Missionen auf alle Weise fördern und ihnen die volle Freiheit in der Ausübung ihres Berufes in allen Schutzgebieten gestatten.“ Es läge die Versuchung nahe, die Zahl der Ehrenzeugnisse für die Mission aus dem Munde der berufensten Kolonialpolitiker zu vermehren, wir müssen uns jedoch begnügen, nur eins noch anzuführen: Premierleutnant von François, der Bruder und Arbeitsgefährte des Landeshauptmanns von François, schreibt in seinem vortrefflichen Werke „Nama und Damara“ (S. 300 f.): „Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes (Deutsch-Südwestafrika) ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte zur sogenannten Erforschung und Kultivierung getan haben, fällt gar nicht ins Gewicht neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit.“ „Wenn diese wenigen Zeilen“ — so schließt François seine Ausführungen über die Mission — „dazu beitragen können, der unermüdlichen, emsigen Kulturarbeit der selbstlosesten aller Zivilisatoren eine weitergehende Würdigung und ein dauerndes Interesse zu verschaffen, so ist — ein geringes Stück von dem Dank abgetragen, den Deutschland und das deutsche Volk der Missionstätigkeit im Schutzgebiet entgegenzubringen verpflichtet ist.“ So urteilt ein Mann, der die Mission in Südwestafrika aus eigener Anschauung genau kannte.

Am besten aber sprechen die Erfolge der Mission für sich selbst. Die christliche Mission unterhielt im Jahre 1911 2710 Schulen in unseren Kolonien, mit 781 weißen

und 3414 farbigen Lehrkräften und rund 150000 Schülern. Davon gehörten 1682 Schulen (62 %) mit 83000 Schülern der evangelischen Mission, 916 Schulen (34 %) mit 59000 Schülern der katholischen Mission. Die ärztliche Mission, die ein besonderes Institut in Tübingen hat, findet wegen ihrer Bedeutung für die Kolonien erhöhte Beachtung. Bei den großen Tagungen der Kolonialgesellschaft werden jetzt die hervorragenden Kenner der Mission als Vortragende zugezogen. Auf diese Weise ist die Mission in die weiteren Kreise des öffentlichen Lebens hinausgetreten. So konnte man gelegentlich des 25jährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers sogar daran denken, eine „Nationalspende für die christlichen Missionen in den deutschen Kolonien“ ins Auge zu fassen. Die Sammlung brachte den überraschend hohen Betrag von 3472386 Mark auf evangelischer und 1300000 Mark auf katholischer Seite. Alles Zeichen für ein zunehmendes Verständnis der Mission, deren wir uns freuen können.

Trotzdem dürfen wir die große Gefahr, die für die Mission in ihrer engen Beziehung zur Kolonialpolitik ist, nicht übersehen. Sie besteht in einem engen Nationalismus, der die Missionsarbeit nach dem Vorteil wertet, den sie den deutschen Interessen in den Kolonien bringt. Diese Verquickung von christlichen und politisch-nationalen Bestrebungen bildet ein dunkles Blatt in der Geschichte der englischen Mission. Hier war der Missionar nicht selten der Vorläufer des ihm folgenden Handlungsreisenden und Kaufmanns oder der Pionier staatlicher Kolonialbestrebungen. Demgegenüber bildet die Uneigennützigkeit einen Ruhmestitel der deutschen Mission, den sie sich nicht rauben lassen darf. Voraussichtlich werden sich ihr jetzt neue Türen auftun. Die deutsche evangelische Mission wird es sein, welcher nach der gegenwärtigen Weltlage die Aufgabe der christlichen Welt an den Mohammedanern zufällt. Möchte das Vorbild Englands, das durch seine selbstsüchtige Politik auch jeden christlichen Einfluß auf die Welt des Islam verloren hat, uns abhalten, in den gleichen Fehler zu verfallen.

Niemals darf die Mission vergessen, daß sie nicht dazu da ist, der Macht des Staates zu dienen, sondern

das Reich Christi auszubreiten. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß sie mit den Vertretern des Staates in einen Gegensatz tritt, wenn sich herausstellen sollte, daß das Missionswerk durch staatliche Maßnahmen gefährdet und gehindert wird, z. B. durch Bedrückung der Eingeborenen oder durch Zulassung der Einfuhr von Opium, Schnaps und Pulver. Denn das sind die Mittel, mit denen sich die Eingeborenen vergiften und zerfleischen. Der Schnaps ist jetzt der mächtigste Götze in Afrika, er ruiniert die Küstenvölker physisch und moralisch und macht sie für jeden Fortschritt unfähig. Daher kann die Mission nicht aufhören, gegen diesen Greuel der Verwüstung ihre Stimme zu erheben.

Auch muß sie von den Kolonialbeamten, Händlern und Reisenden ein gewisses Maß christlicher, sittlicher Lebensführung fordern. Denn die Eingeborenen bilden ihr Urteil über die Christenheit, Deutschland und Europa nach dem, was sie von diesen Vertretern sehen und hören. Es ist der schwerste Schaden der Mission, daß das Leben der Weißen die Arbeit der Missionare oft wieder zu schanden macht. „Wenn ein Kaffer im Tembaland seinen Missionar ganz naiv fragt: ‚Lehrer, die bösen Menschen aus Europa werden wohl alle nach Afrika geschickt, und die guten bleiben zu Hause?‘; wenn ein anderer, die dringende Aufforderung, sich zu bekehren, mit der höhnischen Bemerkung zurückweist: ‚Predige doch das zuerst deinen weißen Brüdern!‘; wenn ein dritter sich bitter bei dem Missionar beschwert: ‚Ihr Weißen habt uns vergiftet und verdorben; ehe ihr kamt, kannten wir diese Sünden nicht und schämten uns derselben!‘ — ist da der Missionar nicht ein geschlagener Mann?“ Die Mission hat die heilige Pflicht, auf solche Krebsschäden den Finger zu legen, trotz des Handels, trotz der Afrikaforscher und trotz des Staates.

**5. Die Mission und der Forschungsreisende.**

Das Urteil der Forschungsreisenden war leider für die Mission oft von nachteiliger Wirkung. Es ist nun einmal so, Missionsberichte werden vom großen Publikum als Reden pro domo behandelt und mit Mißtrauen aufgenommen. Aber was ein

Forschungsreisender über Land und Leute, Mission und Missionsarbeit zu erzählen weiß, das findet gläubige Aufnahme. Und doch — wer sollte wohl besser unterrichtet sein, der Missionar, der jahre- und jahrzehntelang mit den Eingeborenen lebt, ißt, trinkt, spricht und verkehrt, oder der Reisende, der nur einen vorübergehenden Aufenthalt nimmt, oft die Sprache nicht kennt und nicht selten als Kundschafter mit feindlichen Blicken angesehen wird? Wer sollte wohl besser über die Missionsarbeit urteilen können, der Berufsarbeiter, der mit ganzem Eifer darin steht und sie durch und durch kennt, oder der Mann, der einmal im vorübergehen einen flüchtigen Blick hineintut? Auf allen anderen Gebieten ist das Urteil des Sachverständigen längst als das maßgebende anerkannt. Hier aber hört man oft auf Leute, deren Urteil durch Sachkenntnis meist wenig getrübt ist.

Glücklicherweise haben sich gerade die bedeutendsten Forschungsreisenden anerkennend, ja bewundernd über die Mission und ihre Arbeiter geäußert. Eine Persönlichkeit wie Livingstone, der selbst auf Reisen missionierte, ist in den Augen von Tausenden eine vollgültige Legitimation für die evangelische Mission gewesen. Drummond, der englische Naturforscher und Forschungsreisende, nennt die Beziehung Europas zu Afrika das dunkelste Blatt der Geschichte des christlichen Kontinents. Während die Weißen jahrhundertelang nichts anderes als die gemeinste Gewinnsucht in den dunklen Erdteil hineintrieb, sieht er in den christlichen Missionsstationen und in ihnen allein die hellen Lichtpunkte, welche von einer selbstlosen Liebe zeugen und die Ehre des „christlichen" Europa retten. Unbegrenzt ist die Hochachtung, mit der Stanley sich z. B. über den Uganda-Missionar Mackay aussprach: „Gott weiß, wenn irgendein Mensch Anlaß hat, traurig zu sein und sich vereinsamt zu fühlen, so hatte Mackay alle Ursache dazu, als sein Bischof ermordet, seine Bücher verbrannt, die Christen erwürgt waren, und nachdem man seine schwarzen Freunde erschlagen hatte, Muanga auch ihn mit dem Tode bedrohte. Aber der kleine Mann sah mit seinem ruhigen Auge gefaßt allem entgegen und zuckte mit keiner Wimper. Solch einen Mann zu sehen, der zwölf Jahre lang Tag für Tag unermüdlich ge-

arbeitet hat und keine Klage, keinen Seufzer über „öde Wildnis“ laut werden läßt, und zu hören, wie er seiner kleinen Herde Gottes Güte am Morgen und seine Treue am Abend ans Herz legte, verdient es, daß man seinetwegen eine lange Reise unternimmt und neuen Mut und Zufriedenheit aus seiner Nähe schöpft.“

Um ein gerechtes Urteil über die Heidenmission zu erlangen, besuchte ein amerikanischer Schriftsteller W. E. Geil möglichst viele Missionsstationen und sprach sich dann folgendermaßen aus: „Ich habe unter den Missionaren die trefflichsten Menschen gefunden, ja ich kann sagen, heilige Menschen, auch gelehrte Menschen voller Wissen und edler Bildung; und ich habe solche Menschen arbeiten sehen wie Tagelöhner unter einer brennenden Sonne, in stinkenden Sümpfen unter großer Lebensgefahr. Und was ist ihr Lohn? Sie werden geschmäht von lasterhaften Leuten, gegen deren Verkommenheit sie auftraten, verleumdet von eigensüchtigen Kaufleuten und sonstigen schlechten Menschen.“ Ähnlich der Schwede Sven Hedin: „Je besser ich die Missionare kennen lernte, desto mehr bewunderte ich ihre stille, beharrliche und oft so undankbare Arbeit.“ (Transhimalaja.)

**6. Die Beschäftigung mit der Mission eine Glaubensstärkung.**

In der Tat verdienen die meisten der Missionare unsere volle Bewunderung. Zu sehen, wie sie, dem Drang des Herzens gehorchend, Vaterland und Freundschaft verlassen und einem ungewissen Geschick entgegengehen, wie sie mit eigener Hände Arbeit ihre Station errichten unter der heißen Tropensonne oder in der arktischen Nacht Grönlands; wie sie, alle die Annehmlichkeiten der Kultur und gleichgestimmter Umgebung drangebend, unter einem wilden Volke leben, beargwöhnt, von Feinden umgeben, jeden Augenblick dem Tode ins Auge sehen — und das alles nicht um irdischer Ehre, sondern allein um Christi willen —: solches zu sehen, kann uns Kleingläubigen daheim nur zum Heile gereichen. Man gebe sich nur einmal ernstlich die Mühe, die Leiden, Kämpfe und Sorgen auf dem Missionsfelde kennen zu lernen, und man wird hier einem christlichen Heroismus begegnen, dessen opferwillige Liebe, entsagungs-

reiche Geduld und mächtige Glaubenskraft einen wahrhaft erhebenden Eindruck auf uns machen muß. Ein Elliot und Egede, ein Schwarz und Gützlaff, ein Williams und Patteson, ein Mackay und Livingstone sind Männer von wahrhaft apostolischer Größe, ein Stolz unserer evangelischen Kirche, jeder ein Zeuge von der weltüberwindenden Kraft des christlichen Glaubens!

Zudem gibt es nichts, was unserem Glauben eine solche weltumspannende Weite des Gesichtskreises, einen solchen hoffnungsfrohen Schwung verleihen könnte, als die Liebe zur Mission. Geringfügig erscheint die Formulierung einzelner dogmatischer Fragen oder die Unterschiede zwischen „reformiert" und „lutherisch" gegenüber der gemeinsamen christlichen Aufgabe an der Heidenwelt. Mehr arbeiten, beten und opfern für Christi Reich — das wird uns weiterbringen als einsames Grübeln und dogmatisches Spintisieren. „Es ist ein erhabener Gedanke, daß die geoffenbarte Wahrheit Gottes erst in ihrem Pleroma (Vollkommenheit) zum Ausdruck kommt, wenn in allen Sprachen der Welt die große Geistesarbeit zur Vollendung gelangt sein wird." (Warneck.)

---

## 3. Die soziale Macht des Christentums.

**1. Die Erneuerung der christlichen Völker.**

Überall, wohin das Evangelium seinen Fuß setzt, beginnt eine Scheidung von Licht und Finsternis und durchdringen sittlich erneuernde Kräfte sauerteigartig das Volksleben. Auf dem Missionsfelde tritt diese Tatsache viel deutlicher hervor, als daheim, weil bei uns bereits alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens vom christlichen Geiste berührt sind und selbst seine Gegner dem Christentum ihr bestes, ihre sittliche Bildung, verdanken. Dem tieferdringenden Blick des Historikers wird sich aber auch bei uns das Christentum als eine unvergleichliche sittliche Lebensmacht erweisen. Wie tief der geistesgewaltigste aller deutschen Geschichtsschreiber, Ranke, von des Glaubens Macht ergriffen war, zeigt das Gebet, welches er selbst niedergeschrieben:

„Wer ist die Kraft, die Leben in mir schafft?
Wer gibt Erkenntnis und Verständnis?
Wer bewahrt die Seele, daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger, Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen,
Hier liege ich vor deines Thrones Stufen!“

Und wie urteilt dieser Historiker über Christus? „Auch auf dem Standpunkte unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir sagen: Unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben als Christi Wandel, sein Leiden und sein Sterben. In jedem seiner Sprüche weht der lautere Gottesodem, es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens. Das Menschengeschlecht hat keine Erscheinung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.“ Seine Schüler und Nachfolger Heinrich von Treitschke, der sich gern einen „Protestanten vom Scheitel bis zur Sohle“ nannte, machte einmal in seiner „Politik“ die Bemerkung, daß die abendländischen Nationen durchschnittlich ein viel längeres geschichtliches Leben führen als die untergegangenen oder zu leblosen Mumien erstarrten orientalischen Despotien. Während diese nur über ein gewissses Lebensquantum verfügten und nach der Blüte langsam dem Verfall entgegengingen, werden den großen christlichen Nationen durch das Evangelium fort und fort neue Lebenskräfte zugeführt, so daß sie aus dem Verfall sich immer wieder emporarbeiten, nicht ein, sondern mehrere Blütezeitalter haben und den Anschein hervorrufen, als wenn ihre Lebenskraft unerschöpflich wäre. Daher mißt auch Goethe dem Glauben die allerhöchste Bedeutung für das Volksleben bei, wenn er bemerkt: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt.“ Carlyle, der große schottische Philosoph und Historiker, stimmt darin ganz mit seinem Freunde Goethe überein. Glaubensvolle Zeiten sind, wie er sagt, stets lebensvolle, zeugungskräftige, weltüberwindende Epochen. Ein Gewährsmann von demselben Gewichte, W. Roscher, der

Begründer der Nationalökonomie, weist ebenfalls auf die unvergleichliche Bedeutung des Christentums für das Volksleben hin, wenn er sagt (Politik S. 386 f.): „Wenn wir übrigens im ganzen die neueren Demokratien mit jenen des Altertums hinsichtlich ihrer Lebensdauer vergleichen, so haben die ersteren in ihrer besseren (christlichen!) Religion ein Erhaltungsmittel von allerhöchster Bedeutung." Noch ist freilich die Kulturgeschichte des Christentums nicht geschrieben, welche die sittigende, erneuernde Kraft des Christentums nach allen Seiten in ein einwandfreies Licht stellen könnte. Wir sind auf die Beobachtung einzelner Tatsachen angewiesen. Aber auch diese reden deutlich genug.

**2. Vaterländische Helden als Gotteszeugen.**

Ein Blick in die Geschichte unseres Vaterlandes bestätigt uns die Wahrheit, daß Zeiten des Unglaubens immer auch Zeiten des Verfalls, und umgekehrt Zeiten des Glaubens immer auch solche der Blüte und Erhebung gewesen sind.

Man sehe sich nur einmal die deutschen Helden an von Luther bis auf unsere Zeit, welches Geistes Kinder sie waren. Der gewaltige Reformator war auch der deutscheste der Deutschen. Seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" atmet zugleich echten Christensinn und echtes Deutschtum. Mit dem Schmerze eines christlichen, mit dem Zorne eines deutschen Herzens wird der Papst zur Rechenschaft gezogen, daß er eine edle und treue Nation durch seine Ablaßlehre treulos und meineidig werden lasse. Durch schonungslose Enthüllung alles dessen, was seit Jahrhunderten deutsche Gutmütigkeit Unwürdiges erduldet hatte, brachte er seine „lieben Deutschen" zum Gefühl ihrer Ehre. Staunend und bewundernd steht der katholische Gelehrte Döllinger vor der gewaltigen Größe des Mannes. Fast wie ein Hymnus klingt es, wenn er von ihm sagt: „Es hat nur einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der ganzen Nation so erfaßt, ich möchte sagen: aufgesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch von Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in

der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslesebuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat wie der deutschen Sprache so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen, als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken" (Wiedervereinigung der christl. Kirchen, S. 53). Nur ein solcher Geist, dem alle Herzenstöne seines Volkes zu Gebote standen, konnte ein Werk schaffen wie die deutsche Bibelübersetzung, die überall sich die Herzen im Sturm gewann trotz der Jesuiten und trotz des Papstes. Während früher der Nord- und Süddeutsche sich nicht verstanden, drang nun das Lutherdeutsch durch und wurde das Mittel gemeinsamen Gedankenaustausches. So wurde die Sprache und Anschauung der Bibel das Einheitsband, welches alle deutschen Stämme umschlang. Die deutsche Bibel ist der Grundstein der deutschen Einheit. Sie ist auch bis auf den heutigen Tag die tiefste Quelle deutscher Kraft.

Gerade der furchtbare nationale Sturz, welcher der Blütezeit unserer Literatur im achtzehnten Jahrhundert folgte, zeigte, daß geistreiche Aufklärung und feine Empfindsamkeit ein Volk vor Schmach und Schande nicht bewahren können, wenn der Glaube fehlt. Die Selbstverleugnung, Begeisterung und Treue, die aus dem echten Christenglauben quillt, können keine Heere und Kanonen ersetzen. Nicht äußere Stärke war es, die unser Volk wieder emporhob nach den Tagen tiefster Erniedrigung, sondern jene Größe, welche in dem Glauben wurzelt. Die Helden und Dichter des Befreiungskrieges sind fromme Männer gewesen. An ihrem Mut und Gottvertrauen richtete sich das gebeugte Volk zu neuer Hoffnung auf.

Die Königin Luise war für viele wie ein guter Engel. Selbst krank und gramgebeugt, erhielt sie doch,

wie ihr Arzt Hufeland schreibt, „ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte uns alle." Ernst Moritz Arndt aber hielt seinem Volk mit prophetischem Ernst die Sünden vergangener Zeiten vor: „Auch du, mein Volk, bist schlecht geworden, auch du hast zuviel mit fremden Götzen gebuhlt. Soll ich dir sagen, was dich erlösen kann? Nichts als der Glaube an Gott, der Glaube an deine Väter, der Glaube an deutsche Redlichkeit. Fühle Gott wieder; in ihm fühlest du die Ehre und Würde der Väter." („Geist der Zeit.") Wie mächtig weiß er zu mahnen, wie herzlich zu stärken in seinem Büchlein voll deutscher Urkraft, im „Katechismus des deutschen Wehrmanns": „Weil du siehest, deutscher Jüngling, woher dein Unglück gekommen ist, so mußt du zuvörderst wieder schauen auf Gott und vertrauen auf den, von welchem alle Dinge sind. Denn der Glaube an Gott tut noch täglich Wunder, und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle. Und den Menschen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf sterbliche Kräfte gebaut wird. Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen stillen, freundlichen, festen Geist, einen Geist des Friedens und der Liebe! Wer Gott fürchtet, über den ist niemand, denn die Furcht Gottes ist über alles. Ein frommer und gläubiger Deutscher hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angetan." In dem bekannten Kraftliede: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" mahnt er die Deutschen: „Hebt hoch die Herzen himmelan und himmelan die Hände!" In einem anderen Liede fragt er: „Wer ist ein Mann?" um zu antworten: „Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut!" Als aber die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, da begrüßt der Dichter die Errettung des Vaterlandes mit dem feurigsten Dank seiner frommen Seele:

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Der aber so mächtig grollen und so gewaltig jubeln und danken konnte, er vermochte auch mit den Kindern zu beten: „Du lieber heil'ger, frommer Christ!" Ein treues Glied seiner evangelischen Kirche, steht er inmitten einer glaubensschwachen Zeit mit dem freudigen Bekenntnis: „Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß, was fest besteht!" Am schönsten aber tritt die Lauterkeit seiner Gesinnung hervor, als der tapfere Held wegen angeblich staatsgefährlicher Bestrebungen bei seinem König verdächtigt, dann seines Amtes enthoben und in das Gefängnis gesetzt wurde. Wie trug er das alles? Verzweifelte er am Vaterlande, schlug er sich auf die Seite der Umstürzler, oder zog er sich menschenverachtend und verbittert in sich selbst zurück? Nichts von alledem! Er glaubte und hoffte fort und wartete auf bessere Zeiten. „Ich habe dies" — sagt er — „hingenommen als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen, und dies hat mich, wofür ich Gott noch mehr danke, vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtenen Männer traurig untergehen." So handelt und denkt ein Vaterlandsfreund, dessen Vaterlandsliebe frei ist von aller Selbstsucht und Eitelkeit, so ein Patriot, der zugleich ein guter Christ ist.

Neben Arndt steht Rückert als gleichgewaltiger Wecker und Mahner. Durch seine „Geharnischten Sonette" rüttelt er das Volk aus dem Schlafe auf und belebt es mit neuer Hoffnung.

„Wie lang willst du dich winden, gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feind's Triumphrad's Speichen?" —

so fragt der Dichter zornig sein kleinmütiges Volk.

„Wir haben lang genug mit stummem Schamerröten
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande!" —

so mahnt er es zu kühner Tat. Als nun die große Völkerschlacht geschlagen, legt er dankbar und fröhlich das Bekenntnis ab:

„Alle Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen,
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes heilige Flammen!"

Und derselbe Dichter, der sein Volk so mächtig aufruft zu Kampf und Sieg, der mit der „Weisheit des Brahmanen" über das Getümmel der Welt hinwegschaut, er begrüßt mit dankbarem Herzen den Stern zu Bethlehem: „Er ist zu Bethlehem geboren, der uns das Leben hat gebracht," und singt seinem Volke das schöne Adventslied zu: „Dein König kommt in niedern Hüllen." Aus dem Kampf der Völker und dem Haß der Parteien, in dem alle Früchte der großen Siege schienen begraben werden zu sollen, ruft er den Friedefürsten an:

„O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Flammen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!"

Haben hier nicht christliches und patriotisches Empfinden sich zur schönsten Harmonie verbunden?

Auch Blücher, der kühne Marschall Vorwärts, hat sich in seiner schlichten und derben Weise durch die Jahre vaterländischer Erniedrigung hindurchgeglaubt. Manchmal leuchtet das Gold echter, urwüchsiger Frömmigkeit aus dem jugendfrischen Herzen des greisen Helden. So wenn er das Urteil über den großen Krieg kurz und bündig in die Worte zusammenfaßt: „Meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit — denen haben wir alles zu danken." Und wie der Marschall, so sein General York; dieser unerschrockene Haudegen, dieser harte und unbeugsame Charakter, hat vor der Schlacht bei Möckern mit den Offizieren unter Beten des Spruches angestoßen: „Anfang, Mitt' und Ende, o Herr, zum besten wende!"

Und nun sehe man sich die anderen Helden jener Zeit an, Fichte, der in der Akademie seine „Reden an die deutsche Nation" hielt, während unter den Linden Berlins die französische Trommel schlug. Schleiermacher, der in den Tagen der Erhebung so manchen zu neuer Hoffnung stärkte, Steffens, der in Breslau die Studenten entflammte, daß sie von den Hörsälen zu den Waffen liefen und der selbst den Krieg mitmachte. Sie alle gehörten zur Gemeinde der Gläubigen. Gilt

dasselbe nicht auch von Theodor Körner, dem Helden mit Leier und Schwert, der unter dem Donner der Geschütze das Lied dichtet: „Vater, ich rufe dich!"

Und endlich — der Größte von allen: Freiherr vom Stein! Ein Mann von tiefster Gottesfurcht und darum ohne alle Menschenfurcht, der es verstand, nicht bloß Kaiser und Könige zum Kampf zu stählen, sondern auch Traurige zu trösten und Ungläubige zum Glauben zu führen. Von hinterlistigen Gegnern verleumdet bekam er 1807 seine Entlassung. Ein harter, demütigender Schlag für den selbstlosen, tätigen Mann! Aber er zieht sich ohne Groll und Bitterkeit zurück und befiehlt seine Sache Gott. Als der König später schwerbedrängt ihn wieder um seinen Eintritt in den Staatsdienst bat, antwortet er, als wäre nichts vorgefallen: „Ew. Majestät Befehle sind mir zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung des näheren Verhältnisses." Auf denselben Glauben, der ihm Kraft und Trost spendete, weist er auch seine Freunde hin: „Suchen Sie" — schrieb er einem von ihnen — „Trost bei dem, der allen Mühseligen und Beladenen Erquickung verspricht; suchen Sie ihn durch das Gebet, dessen Kraft uns das seinige vom Ölberg lehrte und zugleich das, was wir bitten sollen: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Sehr befremdlich erschien es ihm, als einer seiner Bekannten in schwerer Zeit sich an Ciceros Buch: De natura deorum (von der Natur der Götter) zu trösten suchte: „In Ihrer ernsten Stimmung nehmen Sie Cicero de natura deorum zur Hand?! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen drüben entgegenwinkt, als der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade wir allein gerecht werden? Was würden Sie von einem Reisenden halten, der, um die Welt zu umsegeln und die Nordwestpassage aufzusuchen, irgend einen veralteten Schulatlas anschaffte und alle neueren geographischen Hilfsmittel zu Hause ließe?" — Für solche aber, welche sich zu dem Glauben nicht entschließen konnten, hatte Stein ein gutes Rezept: „Den Glauben vernünftelt man so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer

Demut und gänzlicher Selbstverleugnung." So sah er innerlich aus, „des Volkes Eckstein, des Reiches Grundstein und der Deutschen Edelstein."

Bismarck hat auf diesem „Grundstein" weiter gebaut und vollendet, was jener begonnen hatte. Er hat den Traum der deutschen Volksseele erfüllt, hat die Pforten des Kyffhäusers aufgetan und uns den Kaiser schauen lassen im Glanze der Krone. Glühende Liebe zum Vaterlande, dessen machtvolle Gestaltung ihm über alles ging, bildet den tiefsten Grundzug seines Wesens. Aber auch bei ihm finden wir diese Liebe geleitet, genährt und geläutert durch die Kraft christlichen Glaubens.

Was ihm sein Christentum bedeutete, das hat Fürst Bismarck einmal vor Paris im Winter 1871, als Frankreich niedergeworfen war und er selbst sich auf der Höhe seines Lebens fühlte, bei Tische also ausgesprochen: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Kaiser keine Stunde mehr. Warum soll ich mich denn angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen? Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht; der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist (das heißt Anhänger meines Königs), sonst wäre ich von Natur ein Republikaner. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, so würden Sie einen solchen Kanzler gar nicht erlebt haben."

Und wie der „eiserne Kanzler" zu trösten wußte, das zeigt ein Brief an seinen Schwager, der einen hoffnungsvollen Sohn verloren hatte: „Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ratlos und hilflos, so weit er uns selbst nicht helfen will, und können nichts tun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was er gab, und völlig vereinsamen lassen, und unsere Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische deinen gerechten Schmerz

nicht mit Bitterkeit und Murren. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviel Vorwürfe die Erinnerungen an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wieviel Segen Gott uns gibt, und wieviel Gefahr uns umringt, ohne uns zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichsten Fall, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserem jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre des An- und Ausziehens nicht wert, wenn es damit vorbei wäre."[1])

So denkt und bleibt er nicht bloß bei außerordentlichen Erlebnissen, nein, auch sein alltägliches Leben finden wir getragen und durchweht von dem Geist der Gottesfurcht. Ein Andachtsbuch pflegte immer auf seinem Nachttisch zu liegen. Regelmäßig ließ er sich im Kreise der Seinen das heilige Abendmahl reichen — im Hause, weil ihn der Anblick so vieler, nur seinetwegen in der Kirche sich einstellenden Schaulustigen in der Andacht störte. Weihevoll und ergreifend aber soll es gewesen sein, wenn er nach Vollendung der heiligen Handlung in tiefer Bewegung jeden seiner Lieben umarmte und küßte. Laßt uns über den gewaltigen Taten und Worten dieses Helden solche zarten, tiefen Seiten seines Gemüts nicht übersehen! Wenn er einmal in den deutschen Reichstag hineinrief: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt," so war das in seinem Munde ein wirkliches Bekenntnis, das uns zeigt, wo wir auch bei ihm die starken Wurzeln seiner Kraft zu suchen haben. Ähnlich auch bei Moltke und besonders bei Roon. Jenes unvergleichliche Verhältnis der Treue und des Vertrauens zwischen Kaiser

---

[1]) Vgl. Kohl, Bismarckbriefe, S. 311. Ferner auch: Baumgarten, Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche. Tiefe Blicke in die religiöse Entwicklung Bismarcks gewähren dessen Briefe an seine Braut und Gattin, ein herrliches Buch für junge und alte Eheleute, durch das man Bismarck als Menschen lieben lernt.

und Kanzler, es hat in der innersten zusammenstimmenden Richtung der Herzen seinen tiefsten Grund.

Und wenn irgend etwas Kaiser Wilhelm I. wahrhaft „groß“ macht, dann ist es die tiefe, aufrichtige Demut, die er trotz aller Erfolge und Siegeslorbeeren sich zu wahren wußte. Sein ganzes Leben erscheint wie eine Erfüllung des alten Prophetenwortes, daß Gott den Demütigen Gnade gibt. Ganz selbstverständlich ist es ihm, die glorreichen Siege als „Gottes Fügungen“ und unverdiente Gnaden hinzunehmen. Nie wird er müde, in schweren Zeiten sein Volk auf den hinzuweisen, „in dessen Hand,“ wie er selbst sagt, „Sieg und Niederlage ruht“ und von dem allein Heil und Segen zu erwarten ist, bis er endlich sein Haupt zum letzten Schlummer neigt und unter den Gebeten der Seinen wie ein Patriarch in Frieden dahinscheidet.

So erweist sich den Sängern und Helden, die an unserem Auge vorübergezogen, der christliche Glaube als eine Kraft patriotischer Begeisterung und selbstloser Vaterlandsliebe.

**3. Der deutsche Krieg. Deutschlands Aufgabe.**

Und haben wir das nicht auch in dem opferreichen und furchtbaren Kriege erlebt, dessen Zeugen wir sind? In demselben Augenblick, wo unser deutsches Volk, von lauernden Feinden umstellt, sich selber fand, fand es auch Gott wieder. Es ging nach dem Gesicht des Ezechiel: Was tot und erstorben am Boden lag, das erhob sich, ergriffen von einem hohen heiligen Leben. Wie füllten sich in der Heimat die Kirchen und wie wurde draußen auf dem Schlachtfelde und in den Schützengräben gebetet! Wie drängten sich unsere Krieger zu den Feldgottesdiensten! Wie mächtig erbrauste ihr Choralgesang nach siegreichen Gefechten und beim Einzug in eroberte Städte! Und aus dem betenden Volk emporragend als wirklicher Herzog der Deutschen — der Kaiser. Selten war es einem Herrscher gegeben wie ihm, in schicksalsschwerer Stunde das rechte Wort zu finden und sich mit seinem Volke unzerreißbar zusammenzuschließen. Es waren weltgeschichtliche Worte, die er am 31. Juli 1914 vom Balkon des königlichen Schlosses aus dem in atemloser Spannung

harrenden Volke zurief: „Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß ich das Schwert mit Gottes Hilfe führen und es mit Ehren wieder in die Scheide stecken kann."

Ungeheuer sind die Aufgaben, die dem Deutschen Reiche nach dem Kriege gestellt sind. England hat, durch seinen Krämergeist verführt, die von ihm selbst aufgestellte Kongoakte, wonach Farbige nicht in den Krieg gegen Weiße geführt werden sollen, zerrissen. Es hat wilde Barbaren, gelbe Asiaten gegen uns zum Kampf gerufen und den Krieg gegen Weiße in das Innere von Afrika hineingetragen. Dadurch hat es ebenso die Ehre des christlichen Namens wie die der weißen Rasse geschändet. Es hat durch ein langjähriges Ränkespiel Rußland mit seinen Mongolenhorden zum Kriege ermutigt und gegen die Kultur des Westens mobil gemacht und dadurch nicht nur die Blutschuld dieses ungeheuren Krieges auf sich geladen, sondern auch sein germanisches Rassebewußtsein besudelt.

Nun wird dem Deutschen Reiche die Aufgabe zufallen, die christlich-germanische Kultur zu schirmen. Sven Hedin, der berühmte schwedische Forscher, kann sich für die germanische Sache keinen besseren Vollbringer wünschen, „als ihr das Schicksal in der Person des Kaisers gewährt hat. Es ist, als sei er für diese Zeit geboren worden. Denn wie er für den Frieden sein Letztes eingesetzt, so jetzt für das Erringen des Sieges. Er fühlt, daß er die Verantwortung für die Gestaltung des deutschen Geschickes trägt, und danach ist heute all sein Empfinden, Denken und Handeln gerichtet."

Diese Aufgabe kann Deutschland aber nur dann erfüllen, wenn es nach außen stark und ehrfurchtgebietend dasteht. Ein politisch schwaches Land kann in der Zeit des Weltverkehrs keine umfassende Kulturaufgabe lösen. Schon um unseres Handels, um unseres Bevölkerungszuwachses willen, der jährlich 800000 Seelen beträgt, brauchen wir Kolonien. Wir brauchen sie aber ebensosehr als Stützpunkt unserer Macht und Schulstätten des christlich-deutschen Wesens. Deshalb dürfen wir nicht aufhören, nach einer Weltstellung, nicht nach der Weltherr-

schaft, des Deutschen Reiches zu streben. Unermüdlich, bis das Ziel errungen ist.

Die andere Aufgabe aber, nicht minder gewaltig und folgenreich, ist die Neugestaltung im Innern. Was Deutschland in diesem Kriege geleistet hat, darf nicht vergessen werden. Der mächtig erwachte Opfer- und Gemeinsinn darf nicht ziellos versickern. Die ungeheuren Opfer an Blut und Leben sind für das ganze Volk ein Aufruf, aller Eitelkeit und Selbstsucht, dem Parteihader und Kastengeist gründlich zu entsagen und in treuer Hingabe an das Vaterland durch wirkliche Opfer sich jener Opfer draußen wert zu machen. Für die deutsche Scholle haben unsere Krieger gekämpft und ihr Blut verspritzt. Die deutsche Scholle muß ihnen wieder werden. Weil mit dem Boden Schacher und Wucher getrieben ist, darum ist die große Masse unseres Volkes in die Mietskasernen hineingetrieben und heimatlos geworden. Hier liegt der Quellpunkt all der sozialen und sittlichen Notstände unserer großen Städte. Die Ansammlung der Massen in den großen Städten treibt den Wert des Grund und Bodens in die Höhe. Mit dem Wert des Grund und Bodens wieder wachsen die Mietskasernen Stockwerk um Stockwerk. Gibt es kein Mittel den Mehrwert, den die Allgemeinheit schafft, dieser auch zuzuführen, ihn also der kapitalistischen Spekulation zu entreißen? Es gibt nur einen Weg. Der Grund und Boden darf nicht länger als Ware behandelt werden. Er muß unter ein besonderes Recht gestellt werden. Die Kriegerheimstättenbewegung, welche namentlich den Kriegsverletzten den Erwerb einer Heimstätte ermöglichen will, ist der erste Schritt auf diesem Wege. Das soziale Elend wird nur schwinden, wenn es gelingt, dem Volke die Heimaterde zurückzuerobern. Dazu gehört Opfersinn und guter Wille. Der deutsche Bund für Bodenreform (Berlin) weist dazu die Wege.

Und neben dieser einen welche Fülle von anderen Aufgaben auf humanitärem, wirtschaftlichem, sozialem, sittlichem Gebiete! Wir werden nur dann die Kraft haben und behalten, sie anzugreifen und durchzuführen, wenn wir uns die inneren Lebenskräfte bewahren, die mit der inneren Erweckung unseres Volkes als ein Geschenk von oben uns dargereicht sind. Unser Volk hat

wieder begriffen, daß es durch Technik, Kunst und Wissenschaft sein Leben nicht zu erhalten vermag, daß es dazu vor allem des Opfersinns, des durchhaltenden Pflichtgefühls, der unwandelbaren Treue bedarf. Diese eigentlich welttragenden und -bauenden Kräfte wurzeln aber im Evangelium. Nur wenn Gottes Geist in den Menschenherzen regiert, werden wir die Schwierigkeiten und Aufgaben bewältigen können, die aus dem Kriege uns riesengroß erwachsen. Fällt dieser Glaube dahin, dann wird uns auch ein äußeres Wiederaufblühn nicht vor schmählichem Niedergang schützen. „Glaubt ihr nicht, so bleibet ihr nicht."

**4. Die Aufgabe des „christlichen" Staates.**

Ein Problem wird dem Staat auch nach dem Kriege zu schaffen machen, die soziale Frage. Gelähmt von der Idee des modernen Rechtstaates, hielt er es lange Zeit nicht für seine Aufgabe, in das wirtschaftliche Leben seiner Untertanen einzugreifen. Er meinte nur den Beruf zu haben, darüber zu wachen, daß in dem wirtschaftlichen Wettkampf ein gewisses Maß der Ordnung und des äußeren Anstandes gewahrt werde. Dagegen schien es ganz außer seinem Wirkungsbereich zu liegen, etwa die wirtschaftlich Schwächeren vor Vernichtung und Ausbeutung zu schützen. Aber die Not der Zeit lehrte, daß der Staat gegen das verfeinerte Gerechtigkeitsgefühl seiner Untertanen nicht gleichgültig sein dürfe, daß ein christliches Volk auch in einem anderen Geiste regiert werden müsse als ein heidnisches. Es ist das unvergängliche Verdienst Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers, dies klar erkannt zu haben. Nichts läßt den edlen Christensinn des großen Kaisers in solch helles Licht treten, als die Art, wie er auf den zwiefachen Mordanfall antwortet, der von Kindern des eigenen Landes auf ihn gemacht war. Manch anderer wäre vielleicht dadurch zum menschenverachtenden, finsteren Despoten geworden oder hätte mindestens alle Hoffnung aufgegeben, auf dem Wege heilender Reformen die furchtbaren Mächte des Hasses, der Unzufriedenheit, der Verblendung zu überwältigen. Er aber erkannte in diesen furchtbaren Ereignissen, wie er am 31. Dezember 1878

schrieb, „eine gnadenvolle Führung Gottes, die mich zum Guten führen soll, wie alles, was von ihm in Leid und Freude uns trifft."

Die Frucht aber, die aus so tiefer Frömmigkeit geboren wurde, war die weltberühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. „Schon im Februar des Jahres" — heißt es darin — „haben wir unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression (Zurückdrängung) sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein wird. Wir halten es für unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und werden wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen . . ." In diesem Sinne soll nun „die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle" sowie „eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenwesens" gesetzlich vorbereitet werden. „Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zuteil werden können. Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht . . ." Goldene Worte, die es verdienen, in Erz gegraben zu werden!

Wilhelm II. trat in die Fußstapfen seines Großvaters und erhob den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung zu seiner kaiserlichen Aufgabe. „Bei meinem Regierungsantritt" — heißt es in dem Februarerlaß von 1890 — „habe ich meinen Entschluß kundgegeben, die

fernere Entwicklung unserer Gesetzgebung in der gleichen Richtung zu fördern, in welcher mein in Gott ruhender Großvater sich der Fürsorge für den wirtschaftlich schwächeren Teil des Volkes im Geist christlicher Sittenlehre angenommen hat. — Über den weiteren Ausbau der Arbeiter-Versicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiet laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden. — Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. — Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten."

Diese Arbeiterschutzgesetzgebung ist ein Ruhmesblatt des neuen Deutschen Reiches. Wir sind damit allen andern Völkern vorangegangen. Professor Füster in Paris, ein Franzose, hat gesagt, die deutsche soziale Fürsorge habe ein starkes, lebenskräftiges Deutschland geschaffen, das ewig dauern wird. Ihr vor allem ist das einmütige Eintreten der Arbeiterschaft für das Reich zu Anfang des Krieges mitzudanken. Bis Ende 1913 haben die Versicherungen nahezu 11 Milliarden Mark an Entschädigungen gezahlt. Die Versicherten selbst hatten dazu nur

etwas mehr als die Hälfte, nämlich 6 Milliarden Mark beigetragen. In den drei Versicherungen (Kranken-, Unfall- und Altersversicherung) wurden 1913 täglich 2 1/4 Millionen Mark an die Rentenempfänger ausgezahlt. Das gewaltige Werk ist ein Denkmal für die aufbauende Macht des christlichen Geistes in der Gesetzgebung. Wir haben demnach ein Recht, im gewissen Sinne von einem „christlichen" Staate zu sprechen. Das christliche Sittlichkeitsideal ist für ihn maßgebend und nicht das antike oder mohammedanische. Das christliche Rechtsbewußtsein wirkt bestimmend ein auf die Gesetzgebung, drängt dieselbe vorwärts und stellt ihr immer neue Ziele und Aufgaben. Der Staat steht mit dem Christentum von der sittlichen Seite her in einer innigen Beziehung.

Trotzdem kann er niemals im vollen Sinne „christlich" werden. Denn seinem Wesen nach ist er die äußere Rechtsordnung, welche die äußeren Handlungen der Menschen durch Anwendung von Gewalt regelt. Der Staat beruht auf Zwang, das Christentum auf freier Überzeugung. Der Staat regelt das äußere Tun, das Christentum die innere Gesinnung. Der Staat ist von dieser Welt und nur für diese Welt, das Christentum ist nicht von dieser Welt. Der Staat hat es mit dem zeitlichen Gemeinwohl, das Christentum mit dem ewigen Heil der Seele zu tun. Wollte er die christliche Gesinnung durch Gesetz erzwingen, so würde er christliche Liebe unmöglich machen, die freie Hingabe an Gott aufheben, die Heuchelei großziehen, — kurz: er würde das Christentum vernichten. Er hat also ebenso wie das Christentum seine eigene Aufgabe und seine besondere Selbständigkeit. Trotzdem sind beide aufeinander angewiesen. Das Christentum wird den Gehorsam gegen die bestehende Rechtsordnung in die Gewissen pflanzen und die sittliche Gesinnung pflegen, ohne die auf die Dauer kein Staat bestehen kann. Der Staat aber muß seinerseits den sittlichen Anforderungen des christlichen Gewissens entgegenkommen, soweit sie, ohne das Ganze zu gefährden, erfüllbar sind.

**5. Das Christentum als Kraft des gesunden Fortschritts.**

Damit ist der Weg eines gesunden Fortschritts gewiesen, der nur mit Kraft und Freudigkeit weiter betreten zu werden braucht, um die innere Entwicklung in die rechte Bahn zu leiten und den Geist der Revolution, der immer in der berechtigten Unzufriedenheit der Massen seine nährende Wurzel hat, niederzuzwingen. Wenn der Brennstoff beseitigt wird, wird die Flamme endlich erlöschen müssen. Weshalb brach die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts so furchtbar vernichtend über das französische Volk herein? Weil die herrschenden Stände, Adel und Geistlichkeit, die Klagen des gedrückten Volkes nicht gehört hatten. Damals war es der dritte Stand, welcher emporstrebte, heute ist es der vierte. Die Zeiten haben sich geändert, die Situation ist dieselbe. Wir stehen wieder an einem Wendepunkt unserer inneren Geschichte. Ein neuer Stand ist sich seiner Rechte bewußt geworden und drängt auf die Bühne der Geschichte. Wird es möglich sein, den Geist der Unzufriedenheit und Zwietracht zu bannen? Wird es gelingen, im Frieden den Geist der Einmütigkeit und Zusammengehörigkeit festzuhalten, der im Kriege lange Zeit alle Schichten wie ein heiliges Band umschlang? Ohne Verzichte seitens der Großen und Besitzenden zugunsten der Kleinen und wirtschaftlich Schwachen sicherlich nicht. Noch nie ist ein Volk ohne solche Opfer weitergekommen. Gott verlangt sie von uns als Antwort auf die Blut- und Leidensopfer, die für uns gebracht sind. Aus solchem Opfersinn allein kann unserem Volke eine bessere Zukunft erwachsen.

Freuen wir uns darum, daß so leuchtende Gestalten wie unsere beiden Kaiser, wie ein Bismarck dem Schiff des Staates die Richtung gewiesen haben, in der es steuern muß.

„Die Lösung liegt im Lieben, nicht im Hassen!“

**6. Der Evangelisch-soziale Kongreß und die Kirchlich-soziale Konferenz.**

Um das Gedächtnis der kaiserlichen Botschaften dem deutschen Volke lebendig zu erhalten, haben sich eine Anzahl evangelischer Männer und Frauen aus den verschiedensten Ständen zu einem Evangelisch-sozialen

Kongreß zusammengefunden, der alljährlich einmal zusammenkommt. Ursprünglich herausgeboren aus den sozialen Nöten der Zeit und die verschiedensten theologischen und politischen Richtungen umfassend ist er mehr und mehr zu einem Sammelplatz der liberalen Theologie geworden und versucht in ihrem Sinne die sozialen Probleme zu behandeln. Die Kirchlich-soziale Konferenz dagegen hat sich auf den Boden des biblischen Evangeliums gestellt und geht von der Überzeugung aus, daß diese Nöte nur gemildert, ja überwunden werden können durch Erfüllung und Durchdringung unseres persönlichen, unseres Gemeinde- und unseres gesamten Gesellschaftslebens mit dem Geist des Evangeliums. Sie hält sich mit ihrer Arbeit mehr im Rahmen der Kirche und wendet sich mehr den Aufgaben praktischer Gegenwartsarbeit zu.[1])

Beide Vereinigungen wollen das Licht des Evangeliums auf unsere wirtschaftlichen und sozialen Zustände fallen lassen und in diesem Lichte den Weg zu ihrer Besserung und zur Heilung der sittlichen Volksschäden suchen. Sie sind weit entfernt davon, die Heilige Schrift zu einem sozialpolitischen Gesetzeskodex machen zu wollen; aber sie leben der Überzeugung, daß eine vom christlichen Geiste verlassene Gesetzgebung im Dunkeln tappt und ihre Aufgabe nicht erfüllen kann. Sie wollen die sozialen Schäden nur aufdecken und sind sich sehr wohl bewußt, daß es technisch geschulten Berufsarbeitern überlassen werden muß, die Mittel und Wege, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten einer gesetzlichen Abhilfe festzustellen.

Diese Ziele können natürlich von denen nicht gebilligt werden, die ein Gebot christlicher Sittlichkeit für sich selbst oder den Staat nicht anerkennen und den rücksichtslosen Kampf ums Dasein als die Vorbedingung auch des sozialen Fortschritts proklamieren. Laß das Elende und Geringe zertreten werden, damit der wirtschaftlich Kräftige allein das Feld behaupte! Dieser Entwicklungskampf aber würde nur ein Kampf aller

---

[1]) Über den Gedankenkreis des Kongresses und der Konferenz unterrichten am besten die Protokolle der Jahresversammlungen, welche Beiträge von hervorragenden Nationalökonomen und anderen Gelehrten enthalten.

gegen alle sein; er würde über Blut und Leichen hinweggehen und würde am Ende nicht zu einem Ausgleich der Gegensätze, sondern zu einer wüsten Herrschaft des Kapitalismus oder der rohen Gewalt führen.

Dieser unheilvollen Entwicklung wollen die genannten Vereinigungen durch die sittlichen Mächte religiösen Pflichtbewußtseins und christlicher Nächstenliebe entgegenwirken und unsere wirtschaftlichen Zustände darauf prüfen, ob sie eine sittliche und wirtschaftlich sozialfriedliche Entwicklung unseres Volkes fördern oder ihr entgegenstehen.

**7. Massenelend und Massensünde.**

Stehen denn aber die wirtschaftlichen und die sittlichen Zustände in irgendeinem Verhältnisse? Gewiß ist, daß Sünde — man denke nur an die Trunksucht! — Elend zur Folge hat. Gilt denn aber auch das Umgekehrte? Ich antworte mit einigen Fragen: Warum geschehen denn in den wirtschaftlich am tiefsten stehenden Klassen nachweislich die meisten Verbrechen? Sind wir etwa von Natur soviel besser als sie? Warum zählt man die meisten Diebstähle da, wo das Einkommen zur Lebenserhaltung nicht oder kaum ausreicht? Warum grassieren Tuberkulose, geistige und sittliche Zerrüttung in den öden Mietskasernen? Warum ist die Unkeuschheit so furchtbar, wo die Wohnungsverhältnisse schlecht sind und womöglich Personen zweierlei Geschlechts in einem Raume kampieren? Ist es nicht sehr überflüssig, so zu fragen? Nun wohl; dann müssen wir doch aber die Folgerung ziehen, daß Massenelend Massenversuchung und Massensünde zur Folge hat. Damit wird dem einzelnen die Verantwortung für seine Sünde nicht abgenommen, aber das Pflichtgefühl der Gesamtheit wird geschärft und ihr Schuldbewußtsein verfeinert. Das Massenelend in den unteren Schichten ist zugleich eine Anklage wider die Selbstsucht der oberen herrschenden Kreise; es stellt zugleich eine Massenschuld dar. Zustände, die offenbar zur Sünde verleiten, müssen nach christlichem Urteil beseitigt werden. Es wird das bleibende Verdienst von Adolf Stöcker sein, diesen

Zusammenhang von Massensünde und Massenelend zuerst klar erkannt und die Wege einer wirksamen Abhilfe gesucht zu haben.

**8. Was die Kirche von dem Staate fordern darf.**

Darum kann es der Kirche, welche die sittliche und religiöse Erziehung des Volkes zu leiten hat, nicht gleichgültig sein, wie sich der Staat zu den sozialen Mißständen stellt. Was nützt es ihr z. B., Keuschheit zu predigen, wenn der Staat Zustände in Wohnungen und Fabriken duldet, die einer täglichen Verführung zur Unkeuschheit gleichkommen? Die Arbeit der Kirche wird zum Schöpfen mit dem Danaidenfaß, solange der Staat gewisse Quellen der Versuchungen nicht verstopft, die in wirtschaftlichen Notständen zu suchen sind. Vor Gott ist die Seele des geringsten Arbeiters so wertvoll wie die des reichsten Besitzers. Das Ziel jeder Menschenseele ist die Gotteskindschaft. Die Kirche muß im Interesse ihrer geringen Glieder fordern, daß Einrichtungen oder Zustände nach Kräften beseitigt werden, welche die Entfaltung zu einer christlichen Persönlichkeit nach menschlichem Ermessen in Frage stellen. Das ist eine bescheidene Forderung, die nichts gemein hat mit den Machtansprüchen der römischen Kirche. Sie muß erhoben werden im Interesse der christlichen Volkserziehung und damit im eigensten Interesse des Staates. Was Professor Heinrich v. Treitschke einst im Reichstag unter dem Beifall von rechts und von der Ministerbank sagen konnte, gilt auch heute: „Will man der Kirche überhaupt verbieten, über Politik zu reden, so fordert man den Unsinn!"

---

## 4. Die soziale Aufgabe der evangelischen Kirche.

Lange, ehe nur ein sozialistischer Führer seine Stimme erhob, haben einzelne evangelische Christen ein offenes Auge gehabt für das Elend des Volkes und Mittel und Wege gesucht, ihm tatkräftig zu steuern. Aber erst in unserem Jahrhundert hat die evangelische Kirche

ngefangen, jene ausgebreitete Liebestätigkeit am eigenen Volke zu pflegen, die man unter dem Namen der Inneren Mission zusammenfaßt.

**. Der Vater der Inneren Mission.**

Das Jahr 1848 ist das Geburtsjahr der Inneren Mission. Die Stürme des Revolutionsjahrs sollten das Feuer der rettenden Bruderliebe mächtig entfachen. Während des Aufruhrs der Parteien sollte das stille Friedenswerk der Inneren Mission seinen Anfang nehmen. Wichern war es, der Vater der Inneren Mission, der die Kirche zum erstenmal mit gewaltiger Kraft auf den Liebesdienst an den Kranken, Elenden, Gefährdeten und Verlorenen hingewiesen hat. Wie ein Prophet, von Gott gesandt, trat er auf in jener sturmbewegten Zeit, und während das Vaterland aus den Fugen zu gehen drohte, rief er der evangelischen Christenheit die hoffnungsfrohen Worte zu: „Der Tag der großartigsten Entfaltung der Inneren Mission ist jetzt angebrochen. Der gewaltsame Umsturz der politischen Verhältnisse, die gräßliche Aufdeckung der sozialen Mißstände im Schoße der Christenheit können die Innere Mission nicht entmutigen. Jede neu offenbar werdende Not ist eine neue Anregung zur Liebe, jede Offenbarung heidnischer Roheit ein Aufruf zum Erwachen, zum kräftigen Beginn des Tagewerks der rettenden Liebe. Die Zeit der Doktrinen und Theorien ist vorläufig vorüber, die Zeit der Taten ist da . . . Unser Mut ist der gewisse und bleibende Sieg, Christus ist unsere Kraft! Des Herrn Fahne erhoben! Vaterland und Kirche können in diesen Stürmen untergehen, aber nur, um herrlicher wieder aufzustehen. Die Innere Mission wird mit beiden nach einer schweren Leidenszeit eine um so herrlichere Auferstehung feiern. Ihre Ostersonne steht und bleibt am Himmel." Bald sollte dem mutigen Manne die Gelegenheit geboten werden, das entscheidende Wort zu sprechen. Als unter den drohenden Zeichen der Zeit zum ersten Male die Vertreter der deutschen Landeskirchen zu einem Kirchentage in Wittenberg zusammentraten, vertrat Wichern die Sache der Inneren Mission in der Schloßkirche über den Gebeinen der Reformatoren mit so hinreißender Begeisterung,

daß sich die Versammlung zuletzt wie ein Mann erho und mit gen Himmel gehobenen Armen ihr Ja un Amen gab. Das war recht eigentlich der Geburtsta der Inneren Mission.

**2. Ausdehnung und Segen der Inneren Mission.**

Der Samaritergeist Jesu regte si von nun an mächtig im Volke. A allen Orten wuchsen Anstalten d rettenden Liebe empor. Wichern „Rauhes Haus" bei Hamburg, eine Rettungsanstalt fü verwahrloste Kinder, weitet sich aus zu einem Rettungs dorfe. Pastor von Bodelschwingh, früher Land wirt, dann aus Herzensneigung Theologe geworde nimmt sich der Epileptischen an und entwickelt die An stalt „Bethel" bei Bielefeld zu einer kleinen Stadt fü sich mit über 3000 Einwohnern, wo 2000 solcher Un glücklichen Aufnahme, Pflege und Beschäftigung finde In seiner Arbeiterkolonie „Wilhelmsdorf" bietet derselb arbeitsscheuen, vagabondierenden Männern Gelegenhei sich durch geregelte Arbeit und christliche Zucht wiede emporzuhelfen und in geordnete Verhältnisse zurückzu kehren. Früher schon hatte Gustav Werner sein großartigen Anstalten und gewerblichen Unternehmunge bei Reutlingen in den Dienst rettender und bewahrende christlicher Bruderliebe gestellt. Nachdem Fliedner 183 die erste protestantische Diakonissenanstalt gegründet hatt blühte das Diakonissenwesen fröhlich empor, so daß wi jetzt bereits über 25000 Schwestern haben, die freilich de Bedürfnis noch lange nicht genügen. Adolf Stöcke hat sich der kirchlichen Notstände Berlins tatkräftig an genommen und die Berliner Stadtmission zu einem groß artigen Werk erhoben, welches Trost und Hilfe christliche Liebe selbst in die dunklen Keller und vergessenen Dach kammern der Großstadt hineinträgt.

Dies nur die hervorragendsten Werke christliche Barmherzigkeit, die einem Blütenregen gleich ihre Seg nungen weithin über das evangelische Vaterland aus streute. Ein ganzes Netz von christlichen Anstalten un Vereinen überzog bald das deutsche Land: die Diakonissen und Brüderanstalten, die Rettungshäuser und Mädchen asyle, die verschiedenartigen Krankenhäuser und Heil

nstalten für Trinker, Blinde, Epileptische, Taubstumme, Sieche und Blöde, die Kinderbewahranstalten und Waisenhäuser, die Arbeiterkolonien und Herbergen zur Heimat, ie Seemanns- und Auswanderermission, die Erziehungs- nd Gefängnisvereine, die evangelischen Jungfrauen-, Männer-, Jünglings- und Arbeitervereine, die Vereine om Weißen und Blauen Kreuz zur Steuer der Unzucht nd Trunksucht — und wie diese Unternehmungen sonst eißen mögen — sie alle sind geboren aus der Kraft des rneuerten christlichen Glaubens.

Wer will die Segenskräfte ermessen, die von diesen Anstalten und Vereinen aus heilend, tröstend, bewahrend n das Volksleben sich ergossen haben, wer die Abertausende zählen, die in Leibes- und Seelennot die heilende, elfende Hand christlicher Nächstenliebe verspüren durften? Es verrät wenig Geist und Herz, über dieses gewaltige Liebeswerk kühl hinwegzusehen oder es gar geringe zu chten, solange man selbst müßig am Wege steht. Noch agt sichtbar und mächtig die Gestalt Jesu, des großen Samariters, aus unserem Volksleben, um aller Welt undzutun, daß er auch heute eine Macht der Hilfe und Rettung für viele ist. Als das „Kleine Journal" vor Jahren bei Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern usw. nfragte, was sie für die größte Tat des Jahrhunderts hielten, gab der Professor der Astronomie an der Berliner Universität, Dr. R. Lehmann-Filhés, folgende Antwort: „Von einem Vertreter der astronomischen Wissenschaft rwartet man vielleicht, daß er die Entdeckung des Planeten Neptun oder die Erfindung der Spektralanalyse oder ine andere große Entdeckung auf naturwissenschaftlichem Gebiete als die größte Tat des Jahrhunderts feiert, dennoch liegt nach meiner tiefsten und innersten Überzeugung die bedeutendste Tat des Jahrhunderts auf einem völlig anderen Gebiete als auf dem der Wissenschaft. Ich bekenne, daß ich für das Größte und Bedeutendste, was dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, das Erwachen und kräftige Aufblühen christlicher Liebestätigkeit besonders die Einrichtung der Inneren Mission ansehe."[1])

---

[1]) Wicherns grundlegende Schrift: „Die Innere Mission in der evangelischen Kirche". Über das ausgebreitete Werk der Inneren

3. Wer sieht am schärfsten?

Viele von den Werken christliche Barmherzigkeit sind bereits in die Händ des Staates oder der bürgerlichen Ge meinden übergegangen. Es bleibt aber ein Ehrentit der christlichen Liebe, daß sie zuerst die mannigfachen Nöt des Volkslebens erkannt und Mittel zu ihrer Abhilfe ge sucht hat. Was haben die Griechen und Römer für ihr Armen und Kranken getan? Es ist verschwindend! Ba silius der Große und seine hochherzige Schwester Macrin schufen zuerst mit dem Opfer ihres Vermögens wohl ausgestattete Krankenhäuser, in denen sie selbst den Dien an den Kranken mit freudiger Hingabe übten.

Im Mittelalter entfalteten die Mönchsorden, di Bruder- und Schwesterschaften eine umfangreiche Liebes tätigkeit. Die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke sowie von der höheren Heiligkeit des Priester- un Mönchsstandes waren mächtige Hilfsmittel, um die Gaben zusammenströmen zu lassen und immer neue Kräfte den Dienst der Barmherzigkeit zuzuführen. Die evangelisch Kirche kann von Mitteln keinen Gebrauch machen, di im Grunde nur eine oberflächliche Werkheiligkeit förder können. Sie appelliert, wie Christus und seine Apostel an die dankbaren Herzen der Erlösten und an ihr un mittelbares Mitgefühl.

Luther gab allen voran ein leuchtendes Vorbild Trotz seiner bedrängten Vermögenslage spendete er den Armen nicht selten mehr, als er entbehren konnte; helden mütig war sein Opfersinn, mit dem er in den Zeiten de Pest die Kranken pflegte. Bald nach der Reformation entstanden in den evangelischen Ländern mehr als fünfzi

---

Mission orientiert Schäfer, „Leitfaden der Inneren Mission" „Die Innere Mission in der Schule". Anschauliche Einzelbilde gibt Hennig, „Taten Jesu in unseren Tagen"; einen gedrängte Überblick über das ganze Gebiet Wurster und Hennig, „Was jeder mann heute von der Inneren Mission wissen muß". — Ein aus führliches Bild der christlichen Liebestätigkeit entwirft in gediegene Gründlichkeit und formvollendeter Sprache Uhlhorn mit seiner drei bändigen „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit" von den erste christlichen Jahrhunderten bis auf unsere Zeit. Über das ganz Gebiet orientieren fortlaufend „Die Innere Mission im evangelische Deutschland", Organ des Zentralausschusses für Innere Mission un „Die Vierteljahresschrift für Innere Mission".

Armenordnungen, ein Zeichen, wie mächtig der Wohltätigkeitssinn in der Zeit des erneuten Glaubenslebens angeregt war. Bis in unsere Zeit hinein hat sich die Erfahrung bestätigt, daß mit einem Aufschwung der Glaubenskraft auch immer ein Aufblühen der Liebestätigkeit gegeben ist. Nichts vermag das Auge so für die Not der Brüder zu schärfen, als die Erfahrung der Liebe Gottes am eigenen Herzen.

A. H. Francke hatte zuerst einen vollen Blick für das Elend der Waisenkinder. Er gründete 1695 mit 7 Gulden das „Hallesche Waisenhaus", das erste seiner Art. Er baute es, trotzdem er oft am Montag nicht wußte, wie er am Sonnabend die Arbeiter bezahlen sollte. Unter sichtbaren Gottesfügungen stieg der Bau empor und breitete sich im Laufe der Jahre zu den weltberühmten „Franckeschen Stiftungen" aus — ein gewaltiges Zeugnis von der Wahrheit des Prophetenwortes, das in goldenen Buchstaben vom Giebel herableuchtet: „Die auf den Herrn harren, kriegen immer neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler". Oberlin, der fromme Pfarrer des Steintals (1740—1826), rief die erste Kleinkinderschule, Fliedner eine solche zuerst in Deutschland ins Leben. Nachdem Wichern 1833 sein „Rauhes (eigentlich Ruges, Name des früheren Besitzers) Haus" und Pastor von Bodelschwingh seine Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf gegründet hat, ist der Staat mit ähnlichen Anstalten gefolgt.

Die christliche Liebestätigkeit hat der bürgerlichen und staatlichen häufig die Wege gewiesen. Englische Fabrikbesitzer, welche bekannten, daß sie in der Bibel ihre Verdammnis gelesen hätten, wurden Arens Helfer und leiteten mit diesem eine Besserung ein. So ging der erste Anstoß zu bedeutsamen Werken der Hilfe von Männern aus, die dem Herrn nachfühlten: „Mich jammert des Volks". Was man auch sagen mag, — stets sah die christliche Liebe schärfer als die „allgemeine Menschenliebe".

**4. Wer hilft am gründlichsten?**

Sollte sie nicht auch gründlicher zu helfen wissen? Wohl ist bei der Größe des Elends, namentlich in den Großstädten, die kommunale Armenpflege und die Mithilfe des Staates gar nicht zu entbehren. Je mehr man

aber geneigt ist, die kommunalen und humanen Be strebungen als ausreichend zu erachten, um so deutliche muß auf den tiefgreifenden Unterschied zwischen ihne und der christlichen Liebestätigkeit hingewiesen werde Die humane Liebestätigkeit begnügt sich, den leibliche und vielleicht auch noch den sittlichen Notständen abzu helfen, falls diese leibliches Elend zur Folge haben. Si sieht in den Armen und Elenden nur heruntergekommen Glieder der Gesellschaft, welche sie aus Mitleid vor de *äußeren Verderben*, dem Verhungern und Ve kommen, zu schützen entschlossen ist. Die christliche Liebes tätigkeit umfaßt den *ganzen* Menschen, nach Leib un Seele. Sie ist durchdrungen von dem unendlichen We jeder einzelnen Menschenseele. Darum verbindet sie m der leiblichen Fürsorge die Seelsorge. Nach dem Vo bilde Jesu, der mit der leiblichen Heilung immer zuglei die seelische Gesundung erstrebte, sieht sie ihre höchst Aufgabe darin, die Menschen zum Glauben an die Lieb Gottes zu führen.

In der Tat wird man bei geringem Nachdenke finden, daß einer großen Anzahl von Menschen, z. B den Trinkern, Vagabunden, sittlich Verwahrlosten, Prosti tuierten 2c., durch äußere Mittel gar nicht zu helfen is wenn es nicht gelingt, sie *zur Einkehr zu bringe und innerlich zu erneuern*. Zudem verliert jed leibliche Not viel von ihrer drückenden Last, wenn sie mi christlicher Ergebenheit getragen wird. Sollte es nich auch einen großen Unterschied machen, *wie* die Hilfe er teilt wird, ob in der Form eines bestimmten Armen geldes, das bald wie ein gutes Recht empfangen wird oder als eine freie Gabe der Nächstenliebe? Ob da Geld einfach geschäftlich abgeliefert wird, oder ob es vo jemandem kommt, der mit dem Armen fühlt und ihn trotz seiner Armut wie einem Mitbruder und Genosse des ewigen Heils begegnet? Offenbar wird eine solch Gabe einen ganz anderen sittlichen Wert haben. „Di unbeschränkte Armensteuer" — sagt Roscher in seine „Armenpolitik", S. 129 — „zerstört leicht alle Wohltätig keit auf Seite der Reichen, indem sie einen Zwang daraus macht, alle Bescheidenheit und Dankbarkeit auf Seite de Armen, indem sie diesen ein klagbares Recht gibt. Di

eise Absicht der göttlichen Vorsehung, in der Armut eine ttliche Erziehungsanstalt für beide Teile zu schaffen, hnlich der gegenseitigen Bedürftigkeit der Geschlechter, er Lebensalter usw., wird dadurch vereitelt." „Ich meine, e kirchliche Armenpflege soll das Salz der Armenpflege berhaupt sein" (S. 51).

In der Regel reicht das rein menschliche Mitgefühl a nicht mehr aus, wo wahrhafte Selbstverleugnung nd Selbstaufopferung verlangt wird. Die christ=che Liebe aber hat sich zu allen Zeiten als die opfer=illigste und selbstverleugnendste bewiesen, weil sie an dem orbild des Heilandes ein unerreichbares Ideal und in er Erfahrung seiner erlösenden Gnade einen immer neuen ntrieb zur Barmherzigkeitsübung findet. Man versuche ur einmal auf dem Gebiet der humanen Liebestätigkeit ersönlichkeiten zu finden, die sich einer Elisabeth Fry, iesem „Engel der Gefangenen", einer Amalie Sieveking, ieser „Schwester der Armen", einem A. H. Francke oder inem Wichern an unermüdlicher Selbstverleugnung und ingebendem Opfersinn nur von ferne vergleichen ließen! s kann nur traurig=komisch wirken, wenn man uns die uddhistische Mitleidstheorie als kräftigstes Heilmittel zur teuer des Elends zu empfehlen wagt, während die christ=che Liebe den ersten Lichtstrahl der Menschlichkeit in die enanas des buddhistischen Indiens hineinträgt und christ=che Missionare den verachteten Parias zuerst das Gefühl hrer Menschenwürde zurückgeben mußten (siehe unter I). olche Verirrungen des gesunden Urteils wären nicht öglich, wenn unsere „Gebildeten" nicht oftmals von iner geradezu barbarischen Unkenntnis in christlichen ingen erfüllt wären.

**. Die Innere Mission und die Aufgabe der Gemeinde.**

Groß und unermeßlich ist der Segen der Anstalten der Inneren Mission; aber bei allem Segen, den sie stiften, sind sie doch „nur ein eweis, daß unsere Kirche krank ist, und dauernde, ründliche Heilung vermögen sie nicht zu bringen." Keiner atte das klarer erkannt, als der Begründer der Inneren ission, Wichern selbst. „Die Innere Mission" — sagt

Wichern — „hat zu ihrem Zweck die Rettung des eva gelischen Volkes aus seiner geistlichen und leiblichen N durch Verkündigung des Evangeliums und die brüderlic Handreichung der christlichen Liebe . . . Sie umfaßt n diejenigen Lebensgebiete, welche die geor neten Ämter der evangelischen Kirche mit ihr Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht ir stande sind, so daß sie diesen in die Hände arbeit und in dem Maße ihre Arbeit für gelöst ansieht, als d Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitert und ei treten kann." Die Innere Mission ist also ein Notbehe Je mehr das leibliche und geistige Elend des Volkes z nimmt, um so deutlicher zeigt es sich, daß sie nicht in stande ist, mit ihren Anstalten und Vereinen das Leb des Volksganzen christlich zu beeinflussen. Sie verm immer nur einzelnen die Hilfe der rettenden und b wahrenden Liebe zuteil werden zu lassen, aber sie verm nicht das Volksleben mit den Kräften des Evangeliun zu durchdringen.

Die Aufgabe ist so groß, daß nur die Gesamth der einzelnen Gemeinden sie zu lösen vermag. Daru wird der Ruf nach lebendigen Gemeinden immer laute Das Bild der urchristlichen Gemeinde, wie es uns a der Apostelgeschichte und den Briefen entgegentritt, zei uns die Richtung, in der gearbeitet werden muß. Es das Verdienst von D. Sulze, in seinem vortreffliche Buche „Die evangelische Gemeinde" klar und eindringli gezeigt zu haben, daß allein die organisierte christlic Gemeinde fähig ist, die sozialen Aufgaben zu bewältig und ein erneuertes Glaubensleben aus sich zu gebäre Der bloßen Wortverkündigung am Sonntag muß d christliche Liebestätigkeit als Beweis des Geistes und d Kraft zur Seite gehen. Die Kranken- und Armenpfleg die kirchliche Fürsorge für die Kinder und die konfirmier Jugend, die Verbreitung christlicher Bildung und Lit ratur, die christliche Beeinflussung der Hausväter u Lehrherren usw., alle diese Tätigkeiten müssen im Rahm der Einzelgemeinde geübt werden. Jedes einzelne G meindeglied muß wissen, daß es an der Gemeinde Zeiten der Not einen festen Halt findet, daß es aber au in ihr mitzuarbeiten hat nach dem Maße seiner Gabe

Nur eine Gemeinde ist es, die zurzeit ihre christliche Aufgabe voll erfaßt hat, die Brüdergemeinde. Sie kann allen Kleinmütigen den lebendigen Beweis liefern, daß das Evangelium stark genug ist, ein ganzes Gemeinwesen mit dem Geist brüderlicher Gesinnung zu durchtränken. Wer wollte auch leugnen, daß in jeder christlichen Gemeinde Kräfte verborgen ruhen, die nur geweckt und an die richtige Stelle gestellt zu werden brauchen, um einen segensreichen Einfluß zur Belebung des Ganzen auszuüben? Die Mannigfaltigkeit der urchristlichen Gemeindeämter kann uns lehren, mit welchem weisen Verständnis die ersten Gemeinden die verschiedenen Gaben und Kräfte für den Dienst des Ganzen nutzbar zu machen wußten. Sollte das heute nicht auch möglich sein?

**. Das Evangelium der Versöhnung.**

Nichts vermag ja die natürliche Selbstsucht so zu überwinden, als die Erfahrung des Sünders, daß er durch Christus allein einen gnädigen Gott hat, nichts die Selbstingabe für andere so mächtig herauszufordern als der Anblick des Gekreuzigten auf Golgatha. Unter seinem Kreuze lernen wir es, mit wahrhaftigem Herzen zu prechen: „Wir sind allzumal Sünder". Das zerbricht jede Hoffart und setzt alle in dasselbe Elend. Bringt as schon die Menschen einander nahe, wievielmehr das Innewerden der rettenden Liebe des Herrn, die allen ieselbe Ehre zuwendet, alle zu einer Gottesamilie zusammenschließt: „Wir sind nun Gottes Kinder!" „Herz und Herz vereint zusammen, sucht in Gottes Herzen Ruh."

Keine Macht auf Erden vermag darum die sozialen Härten in den Unterschieden von Besitz und Bildung so u mildern, als das Evangelium. Es macht die Großen lein und die Kleinen groß. Den Reichen ermahnt es, eine Güter als „anvertraute Pfunde" anzusehen, von eren Verwaltung dereinst Rechenschaft gefordert wird. Dem Armen und Bedürftigen zeigt es, daß man trotz einer Armut doch unendlich reich sein kann in Gott. V. Roscher, der Neubegründer der Nationalökonomie, agt daher: „Wo jedermann den Reichtum als ein von

Gott anvertrautes Amt, die Armut als eine erziehend Schickung Gottes, das Erdenleben als eine Vorstufe de Ewigkeit betrachtet, da verlieren selbst die äußerste Vermögensunterschiede ihre aufreizende und demorali sierende Kraft."

**7. Die soziale Bedeutung des öffentlichen Gottesdienstes.**

Darum soll die Welt si freuen, daß das Evangeliu noch allsonntäglich von de Kanzeln unserer Kirchen verkündigt wird. Während d Trennung der oberen und unteren Stände im gesellschaf lichen und öffentlichen Leben eher zu- wie abnimmt, sin in unseren Kirchen die trennenden sozialen Unterschied wenigstens für eine kurze Stunde aufgehoben. Hi kannst du noch reich neben arm und hoch neben niedri sitzen sehen. Sie alle vermischen ihre Stimmen in ein Melodie, sie beugen sich unter das eine Wort, sie schaue auf zu dem einen Gott und Vater über alle. Alle kirc lichen Einrichtungen, die, wie die Vermietung der Si plätze, den Unterschied der Stände in die Kirche hinei tragen, sollten darum beseitigt werden, weil sie dem Gei des Evangeliums widerstreiten. Es gilt, den untere Ständen durch Tat und Beispiel zu zeigen, daß sie a Christen den Reichen und Vornehmen nicht nachgeste werden (vgl. Jak. 2!).

Freilich, ganz anders noch muß das Evangeliu des Friedens seine versöhnende Wirkung entfalten könne wenn es im Schoße einer Gemeinde verkündigt wird, der „brüderliche Gemeinschaft" und „brüderliche Lieb nicht bloße Worte, sondern Tat und Wahrheit geword sind. Was dazu gehört? Treue Betätigung der chri lichen Liebe und der christlich-sozialen Gesinnung in de von Gott angewiesenen Berufskreise. Pflege christlich Gemeinschaft in Familie und Haus, aber auch mit B kannten und Freunden! Lebendige Teilnahme an d Werken der Äußeren und Inneren Mission. Eifrige Mi arbeit an den Aufgaben des Gemeindelebens in Kinde gottesdienst und Jugendpflege, in Armenpflege und Arbeite verein, in Verbreitung guter Schriften und gediegen Bildung, in Gustav-Adolf-Verein und Evangelischem Bun Jeder Christ ein Bekenner, ein Mitarbeiter an de

umfassenden Liebeswerk der Kirche. Das fordert die Not der Zeit.

Ungeheure Aufgaben werden nach dem Kriege an die Gesellschaft und die evangelische Gemeinde herantreten. Werden wir ihnen gewachsen sein? Wird es uns gelingen, den hehren Geist der Opferwilligkeit für das Ganze festzuhalten, wenn die äußere Gefahr geschwunden ist, und so den Dämon des Hasses und des Umsturzes zu beschwören?

**8. Arbeiterbewegung und Völkerfriede.** Die Sozialdemokratie ist vor eine ernste Entscheidung gestellt. Wird sie es wagen können, fernerhin die nationalen Interessen der roten Internationale zu opfern, wo Hunderttausende aus ihren Reihen für Deutschlands Ehre mitgekämpft haben? Schon jetzt hat der vaterländische Gedanke ein mächtiges Echo in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung gefunden, der bereits 1500000 Mitglieder zugehören. Hoffen wir, daß die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet. Die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft steht und fällt mit der des Deutschen Reiches. Das sollte der Krieg jedem deutschen Arbeiter bewiesen haben. In einem politisch schwachen, wirtschaftlich konkurrenzunfähigen Deutschland ist ein kraftvoll aufstrebender Arbeiterstand unmöglich. Ohne Kolonien und billige Rohstoffe, ohne die Möglichkeit, deutsche Arbeit und Handel auch in Übersee schützen zu können, sinken wir wieder zu Knechten fremder Völker herab. Die Verleugnung des vaterländischen Interesses muß sich auch am Arbeiterstande bitter rächen.

Andrerseits hat der Gedanke der Internationale durch den Krieg eine unleugbare Verstärkung erfahren. Die Opfer, Entbehrungen und Wunden dieser Zeit haben in Millionen das Verlangen wachgerufen: Einen solchen Krieg nicht wieder! Sollte nicht die internationale Arbeiterschaft berufen sein, durch Volksabstimmung ein für allemal die Kriege aus der Welt zu schaffen? Ein schöner Traum und noch dazu ein recht gefährlicher! Gerade in den demokratisch regierten Ländern England und Frankreich war die Kriegstreiberei (schon vor dem Kriege) am

stärksten. Amerika steuerte in ihn hinein ohne jede politische Notwendigkeit, während die monarchisch regierten Mittelstaaten öfter und nachdrücklich ihren Friedenswillen bekundet haben. Die eigentlich regierende Macht ist in jenen Staaten das Kapital, in dessen Dienst auch die Führer der Parteien stehen. Die Wahlen sind zum Geschäft geworden. Auch der Krieg ist ihnen in der Hauptsache ein Handelsgeschäft, bei dem der unbequeme Konkurrent Deutschland ausgeschaltet werden soll. Eine Weltfriedensbewegung bei uns würde von jener Seite sofort benutzt werden, um unsere politische Macht zu schwächen und Deutschland um so sicherer sich gefügig zu machen.

Aber auch auf Jesus und die Bibel können sich die Anhänger der Weltfriedensidee (Pazifismus) nicht berufen. Jesus hat bis zur Weltvollendung durch das Eingreifen Gottes mit Kriegen gerechnet. Er sah klar, daß die irdischen Reiche auf Gewalt gegründet sind und nach den Grundsätzen der Macht und Klugheit zum Besten der Untertanen regiert werden müssen. *Sein* Reich wußte er in Gegensatz zu diesen Reichen, und *der* Frieden, den er den Seinen verhieß, war der *Friede eines mit Gott versöhnten Herzens*. Der Völkerfriede, zu dem er diese Menschheit führen will, wird nicht durch politische Beschlüsse herbeigeführt, sondern durch eine *Erneuerung und Bekehrung der Seelen*. Für seine Jünger gelten neue Maßstäbe, Werte und Ziele. Er weiß daher auch, daß er sie in einen scharfen Gegensatz zum Wesen dieser Welt stellt, daß er ihnen nicht den Frieden bringt, sondern das Schwert. Nur in dem Maße, als diese Jesusgesinnung sich durchsetzt in den Völkern und ihr staatliches Leben durchdringt, reifen sie dem allgemeinen Völkerfrieden zu. Der aus Bequemlichkeit und Genußsucht stammende Pazifismus aber hemmt gerade die Einsicht in die Notwendigkeit durchgreifender Bekehrung und Umwandlung der Herzen. Er hat seine Wurzel in der Gesinnung des Diesseits und hemmt darum viel mehr die Verbreitung des wahren Gottesfriedens, als daß er ihn fördert. Es ist eine leere, verderbliche Einbildung, den Völkerfrieden haben zu können, ohne aufrichtige Bekehrung zu Gott. Solange der Egoismus in den einzelnen Herzen nicht gebrochen

t, so lange wird er auch im Leben der Völker sich aus-
irken. Die Macht der Selbstsucht und des Hasses aber
inn nur überwinden, wer selbst durch die Liebe Gottes
berwunden ist.

Es kann nicht Friede werden
Bis daß die Liebe siegt. — —[1])

---

[1]) Vgl. Sohms Kirchengeschichte, Schluß. Zur Einführung in
e soziale Frage und in die deutsche Arbeiterbewegung: R. Seeberg,
Reden und Aufsätze von Adolf Stöcker". Th. Ziegler, „Die soziale
rage eine sittliche Frage". D. von Oertzen, „Von Wichern bis
osadowsky". Just, „Geschichte der christlich-nationalen Arbeiter-
wegung". 2. Aufl. (Gütersloh, C. Bertelsmann).

# VI. Was soll ich glauben?

---

## 1. Des Glaubens Art.

1. Luthers Glaube.

Als Luther an die Stelle Röm. 1, 1
kam und ihm das Verständnis des Worte
aufging: „Der Gerechte wird seines Glauben
leben“, da war's ihm, wie er selbst sagt, als sähe
„eine weit aufgesperrte Tür mitten in das Paradie
hinein“. Die Erlösung nicht mein Werk, sondern Gotte
Werk, der Glaube nicht menschliches Tun, sondern göt
liche Wirkung. Sola fide! Allein durch den Glauben

Im heißen Schmerz des Schuldgefühls und in de
jauchzenden Freude des Gottvertrauens hatte Luther dies
Erfahrung des seligmachenden Glaubens gemacht. Si
hob ihn heraus aus aller „Möncherei“ und machte ih
zum Reformator der Kirche. Sie ist die tiefste Quell
jenes Frohsinns und Humors, jener Furchtlosigkeit un
Heldenhaftigkeit, die wir an ihm bewundern. Als ma
ihn auf dem Wege nach Worms warnte: „Kehret um
Man wird Euch verbrennen“, antwortete er: „Und wen
sie ein Feuer machten von Wittenberg bis Worms, s
wollte ich doch hindurch und unseren Herrn Christum be
kennen“. In der Nacht vom 17. bis 18. April hat e
mit Gott im Gebet gerungen. Einer seiner Freunde ha
ihn durch die Wand beten hören und die Worte au
geschrieben: „Ach Gott, ach Gott, mein Gott, stehe mi
bei wider aller Welt Weisheit! Tue Du es! Du muß
es tun, Du allein; ich vermag es nicht. Die Sache i
doch Dein, nicht mein! Ich verlasse mich auf keine
Menschen, es wäre umsonst, es sinkt doch alles, wa
fleischlich ist. — Ach Gott, ach Gott, hörst Du nicht
Mein Gott, bist Du tot? Nein, Du kannst nicht sterben
Du verbirgst Dich nur. Du hast mich zu der Sache er

wählet; ei, so stehe mir bei im Namen Deines Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz, mein Schirm und meine Burg ist!" Am andern Tage gab er jene weltberühmte mannhafte Erklärung, die ihm die Acht eintrug. Das war Luthers Glaube; ein lebendiges, persönliches Vertrauen auf den Vater Jesu Christi — „eine lebendige Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß der Mensch tausendmal darüber stürbe! Und solche Zuversicht und Erkenntnis" — fährt er fort — „macht fröhlich gegen Gott und alle Kreaturen; daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedem Gutes zu tun, jedem zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat." Unermüdlich ist er, in Rede und Schrift die Herrlichkeit dieses rechten evangelischen Glaubens zu preisen.

„Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns" — ruft er ein andermal aus — „das uns veredelt und neu gebieret aus Gott, tötet den alten Menschen, macht andere Menschen aus uns von Herzen, Mut, Sinn und Kräften und bringet den Heiligen Geist mit sich". Dieser Glaube ruht auf der Offenbarung Gottes in Christus: „Wo Christus, mein Herr, bleibt, da bleibe ich auch." Dann wieder: „In meinem Herzen herrscht nur jener eine Artikel, nämlich der Glaube an Christum, von welchem, durch welchen und aus welchem alle meine theologischen Gedanken bei Tag und Nacht ein- und ausgehen". Dieser Glaube ist das Herz Luthers. Ohne ihn wäre er nichts gewesen als ein begabter Mönch.

**2. Krankheiten des Glaubens.** Es war ein Abfall von der Glaubenserfahrung Luthers, als man zur Zeit der Orthodoxie die Zustimmung zu einer Summe einzelner formulierter Glaubenslehren als Bedingung des rechten Glaubens forderte. Man legte allen Nachdruck auf die Rechtgläubigkeit und verlor darüber die rechte Gläubigkeit aus den Augen und Herzen. Man erkannte in dem Glauben nicht mehr in erster Linie das persönliche Verhältnis zu Gott, das kindliche Vertrauen auf ihn, sondern man sah ihn nach katholischer Art als das Fürwahrhalten einzelner göttlicher Wahrheiten an. So wurde der Glaube zu einer Sache des

Verstandes und hörte auf, als befreiende, tröstende Gotteskraft in dem Herzen zu pulsieren. Daher erklären sich die endlosen Glaubensstreitigkeiten, die jene Zeit erfüllen, daher jener unbrüderliche, an katholische Ketzerrichterei erinnernde Fanatismus, der die Kanzeln entweihte und sich nicht dazu verstehen mochte, mit einem Reformierten das Liebesmahl des Herrn zu feiern. Kann es einen besseren Beweis geben, daß diese Art der Frömmigkeit von Christi Geist verlassen war?

Die Orthodoxie wurde mit ihren eigenen Waffen geschlagen, als der Rationalismus auftrat. Er zog einfach die Konsequenzen aus dem falschen Glaubensbegriff der Orthodoxie: Ist der Glaube Sache des Verstandes, so müssen sich die Wahrheiten, die geglaubt werden sollen, auch vor dem Verstande rechtfertigen lassen, also „Vernunftwahrheiten" sein. Beide Richtungen übersehen, daß der evangelische Glaube eine Erfahrung der göttlichen Gnade ist und daher seinen Sitz nicht im Verstande hat, sondern im Herzen und Gewissen.

Den Pietisten des 17. Jahrhunderts gebührt das Verdienst, den Glauben wieder zu einer Sache des Herzens und Lebens gemacht zu haben, wenn sie auch noch nicht vermochten, sich aus aller Engherzigkeit zu der freien, kühnen Glaubensfreudigkeit eines Luther zu erheben.

Das lehrt uns unweigerlich die Geschichte des Protestantismus: Soll der evangelische Glaube gesund bleiben, so muß er gleichmäßig das ganze geistige Leben des Menschen durchdringen und sich im Denken, Fühlen und Wandel zugleich offenbaren. Und wenn einer die ganze Heilige Schrift sowie alle Bekenntnisse der Kirche glaubte und über die schwierigsten theologischen Fragen mit Engelszungen disputieren könnte — das ist noch nicht evangelischer Glaube. Und wenn einer in mystischen Gefühlen versänke und in anbetender Bewunderung Gottes schwärmte — das ist noch nicht evangelischer Glaube. Laßt ihn aber an der Person des Herrn die einfache Erfahrung machen, daß er ein verlorener Sünder ist und doch in Gnaden — das ist rechter evangelischer Glaube. Mit dieser Herzenserfahrung hebt der Glaube an, von ihr aus durchdringt er das gesamte Denken des Menschen und nötigt ihn, alle Tatsachen der Natur, der

eschichte und seines eigenen Lebens im Lichte dieser
nzigartigen Erfahrung zu betrachten. Die Gefühle der
emut, der Dankbarkeit über die väterliche, göttliche
üte und Barmherzigkeit fangen an, die Brust zu er-
llen und in immer helleren, zuversichtlicheren Tönen den
chmerz und den Zweifel des Sünders zu überwältigen.
er Wille erhält neue mächtige Antriebe, „Gott zu dienen
id gehorsam zu sein" und in einem neuen Leben die
esundheit des inneren Lebens zu bewähren.

Wo der Glaube so den ganzen Menschen mit seiner
raft erleuchtet und durchströmt, da tut er noch heute
Sunder und beweist sich als eine wahrhafte „Kraft
ottes zur Seligkeit" (Röm. 1, 16).

---

## 2. Der weltfreudige Glaube.

**Das weltfreudige Christentum.**

Solcher Glaube „macht fröhlich gegen Gott und alle Kreaturen". Wer in jedem Glauben nur „Muckerei"
eht, der hat ihn nie gekannt. Der rechte Glaube hebt
rade heraus aus aller Engherzigkeit und Steifbeinig-
eit des Gemüts. Er schließt uns das Auge auf für die
chönheit und Harmonie der Schöpfung. Er lehrt uns,
ese Welt als das Haus unseres Vaters in Liebe zu
nfassen, ihre Gesetzmäßigkeit zu erforschen, ihre Herrlich-
eit zu bewundern. Er macht uns auch untereinander
eltoffen, zeigt uns, daß alle Menschen göttlichen Ge-
hlechts sind und sich als Brüder fühlen sollen. So ent-
uillt dem weltfreudigen Glauben die Humanität, der
ottesliebe die Menschenliebe.

Weltfreudig ist dieser Glaube, weil er weltüberwindend
. Denn er erhebt den Christen über alle Leiden und
ämpfe dieser Zeit. Er lehrt uns in allen, selbst den
hwersten Ereignissen unseres Lebens die erziehende Hand
s allmächtigen Vaters erkennen. Not und Tod können
is von ihm nicht scheiden, sondern sie müssen zu unserer
eligkeit helfen. Darum rühmt Luther in der Schrift
on der „Freiheit eines Christenmenschen",[1]) daß die

[1]) Bietet den schönsten Ausdruck der reformatorischen Frömmig-

Christen durch den Glauben „Könige“ und „Priester
seien mit Christo. „Und das geht also zu, daß d
Mensch durch den Glauben hoch erhoben wird über al
Dinge, daß er aller Dinge geistlich Herr wird, denn
kann ihm kein Ding nicht schaden zur Seligkeit. -
Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Best
dienen — es sei Leben, Sterben, Sünde, Frommhe
Gutes oder Böses, wie es auch heißen mag . . . Nic
daß wir aller Dinge leiblich mächtig sind, sie zu besitz
oder zu gebrauchen, wie die Menschen auf Erden, de
wir müssen sterben leiblich, und kann niemand dem T
entfliehen; ebenso müssen wir auch vielen anderen Ding
unterliegen, wie wir an Christo und seinen Heiligen sehe
Denn dies ist eine geistliche Herrschaft, die da regieret
der leiblichen Unterdrückung, das ist, ich kann mich
allen Dingen bessern nach der Seele, daß auch der T
und das Leiden mir müssen dienen zur Seligkeit. D
ist eine gar hohe, herrliche Würdigkeit und eine rech
allmächtige Herrschaft, ein geistlich Königreich, da ke
Ding ist so gut, so böse, es muß mir dienen zum Gut
so ich glaube; und ich bedarf sein doch nicht, sonde
mein Glaube ist mir genugsam. Siehe, wie ist das ei
köstliche Freiheit und Gewalt der Christen!“

**2. Pessimismus und Optimismus.**

Der Pessimismus verzagt an d
Welt. Sie erscheint ihm sehr schlec
(pessimus), weil sie ihm wenig
Lust zu bieten scheint, als er glaubt, beanspruchen
können. Dem Unglück und der Not weiß er nich
anderes entgegenzusetzen als eine dumpfe, trübe Resi
nation. Der Christ aber schaut mit Freude in das D
sein, denn er weiß, daß alle Unlust, alle Not ihm z
sittlichen Läuterung und Verklärung helfen muß, we
er nur glaubt. Geduld im Leiden, Mut im Entsage
Stählung des sittlichen Willens und Trost im Unglü
Demut im Glück und allezeit „fröhlich in Hoffnung“ -
diese Früchte zeitigt nur der Glaube, daß wir bei all
Kraft der eigenen Tat doch immer in Gottes Hand stehe

---

keit (Reclam). Ein wahrer Schatz für den evangelischen Chris
sind „Luthers Werke“, Volksausgabe. Berlin. Gebunden 20
Böhmer, Luthers Werke für das deutsche Volk. Geb. nur 6 M

er Stoiker kann schweigend entsagen und dulden, aber ohgemut entsagen und dulden wird nur können, wer in Leid als einen Quell des Heils für sich und andere rkennt — der Christ.

Wenn die Welt wirklich die denkbar schlechteste ist, ie die Pessimisten sich und andern weismachen wollen, ist alles höhere Streben in Wissenschaft und Kunst ine Torheit, weil völlig aussichtslos; eine Torheit auch, Bücher zu schreiben und über das Elend der Welt zu mmern, da es ja ganz vergeblich sein muß, dieser grundverdorbenen Welt irgendwie auf die Beine zu helfen. Das einzig Vernünftige wäre, dieser elenden Welt möglichst schnell den Rücken zu kehren. Die Pessimisten sind ber weit entfernt, diese Konsequenz zu ziehen. Nicht venige von ihnen schwimmen im üppigen Lebensgenuß, nd die Philosophie dient ihnen nur dazu, in Stunden nnerer Leere ihre sittliche Trägheit, ihr inhaltloses, üppiges, lles idealen Gehaltes bares Leben vor sich selbst zu entchuldigen. Solange die Pessimisten noch leben, leben sie icht nach, sondern trotz ihrer Lehre. Sie sind immer och weltfreudiger, als sie eigentlich dürften. Das gilt erade von den Edelsten und Besten unter ihnen.

Hätte das Leben keinen positiven, unleugbaren Wert, o vermöchten wir das Leid nie und nimmer so gewaltig u fühlen. Denn es ist ein Unding, den Verlust von twas schwer zu nehmen, dessen Besitz gar nichts wert var. Bestehen keine wahren Güter, so kann auch die Entbehrung kein Leiden sein.

Der Pessimismus widerspricht also sich selbst. Er widerspricht aber auch der Welt und unserm Gewissen. Daß die Welt mehr Leid als Lust in sich schließe und jede Freude nur als der Übergang zu neuer Qual anzusehen sei, ist eine Behauptung, die nur in einem völlig vergrübelten und vergrämten Gehirn ausgebrütet werden konnte. Gott hat alle Wesen nicht nur schön erschaffen, er hat sie auch glücklich gemacht; das kann trotz des vielen Elends, das diese Welt birgt, nicht geleugnet werden. „Jeder denkende Mensch wird beim Lauschen auf den Gesang des Vogels fühlen, daß dieser glücklich sei, und da Gott den Vogel schuf, wollte er auch, daß er glücklich sei" (Kingsley). Sollte dasselbe nicht auch vom

Menschen gelten? Machen wir denn nicht jeden Ta
hundertfach die Erfahrung, daß jede praktische oder idea
Betätigung Freude macht? Jede ernste Arbeit, jede b
scheidene Leistung in Kunst oder Wissenschaft trägt eben
wie jede gute Tat ihr stilles Glück in sich. Wer da
Glück freilich am Biertisch oder hinter Champagnerkübel
bei Diners oder Soireen sucht, dem wird es bald w
eine schillernde Seifenblase vorkommen und alles Bemühe
vergeblich sein, sich über die gähnende Leere des eigene
Innern hinwegzutäuschen. Diese moderne Langeweile od
Blasiertheit ist nichts anderes als das unbewußte Ve
langen nach einer ehrlichen, das Leben ausfüllenden Täti
keit, ist der letzte Protest der besseren Natur des Men
schen gegen ein in schmählicher Oberflächlichkeit oder nut
losen Grübeleien vertrödeltes Leben.

Wie jämmerlich ist es doch, wenn solche Geister, an
statt sich aus ihrer Trägheit aufzuraffen, ihr unbefriedigte
Dasein einem verfehlten Weltall zuschieben und die er
wachende Stimme ihres Gewissens in einer bequemen
pessimistischen Sofaphilosophie ersticken! Denn damit be
rauben sie sich des letzten Weges der Rettung. Der kon
sequente Pessimismus lähmt nicht nur die sittliche, e
lähmt jede Tatkraft und verbittert jeden Genuß. Er is
der moderne Katzenjammer nach einer Periode des zügel
losen, sinnlichen Lebensgenusses. Er ist die Modekrankhei
einer materialistischen Zeit, die immer nur nach Genuß
fragt, anstatt zu erkennen, daß der Mensch nicht zum
Genuß, sondern zur Arbeit geboren ist.

Könnten wir denn eine Welt ohne Übe
überhaupt brauchen? Gerade die mannigfachen Übe
und Unvollkommenheiten in der Welt fordern den sitt
lichen Willen immer aufs neue heraus und stellen ihm
Aufgaben, an deren Überwindung alle edlen Kräfte des
Menschenherzens in die Erscheinung treten. Eine Welt
ohne Übel wäre eine Welt für Schlaraffen und
Faulenzer, aber nicht eine Welt für Menschen,
die aus der Nacht zum Licht, aus dem Unvoll-
kommenen zum Vollkommenen emporstreben.
Nur im Lande der Gegensätze, der Widerstände, Nöte, Finster-
nisse und des Bösen vermag der Mensch zu lebendiger Sittlich-
keit, zu Tat und Heldengröße aufzuwachsen. Ist es aber das

öchste Ziel des Menschen, der sittlichen Vollendung nach-
ujagen, ist dieses ein unweigerliches Gebot unseres Ge-
vissens — dann soll der Klügling erst noch gefunden
verden, der die Welt besser geschaffen hätte, als sie ist.
Das ist sicher: Wäre es eine Welt ohne Übel, dann
väre es für uns Menschen eine sehr schlechte, eine ver-
ängnisvolle, eine entsetzliche Welt, auf der eine fort-
chreitende Entwicklung zum Guten unmöglich wäre und
eder Anlaß einer Erhebung zu Gott hinwegfiele. Wir
vollen darum Gott danken, daß die Welt ist, wie sie ist.
Sie ist mit allen ihren Übeln wirklich „sehr gut", weil sie
hrem Zwecke entspricht.

Diese Weltfreudigkeit ist noch längst kein ober-
lächlicher Optimismus, der die Welt leichten Herzens
ür wunderschön hält, sich in gedankenlosem Genießen
ber den Ernst der Dinge hinwegtäuscht und sich scheut,
n die dunklen Tiefen und Abgründe der Menschheit wie
eines eigenen Wesens hinabzublicken. Der Christ kennt
en furchtbaren Ernst der Sünde und die versuchende
Macht des Leides, Hungers und Elends viel tiefer als
er Pessimist sie schildern kann. Der Gegensatz zwischen
Wollen und Sollen, Natur und Geist zieht sich schmerzlich
und erschütternd durch seine Brust. Aber er kennt auch
ine Überwindung dieses Zwiespalts durch das göttliche
Erbarmen. Darum ahnt er schon hier in allen finsteren
Rätseln und allem Zwiespalt des Daseins den Trost der
göttlichen Harmonie: Die Welt ist trotz alledem Gottes!

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände." (Goethe.)

Das ist weltfreudiger Glaube! Der Bildungsärmste
vie der Höchstgebildete kann diese Weltfreudigkeit emp-
inden. Glücklich, wer jene Versöhnung in sich erlebt, die
en Sinn weltoffen, den Blick des Geistes hell macht für
Sünde und Elend, zugleich aber in ihrer Überwindung
die eigentliche und höchste Lebensaufgabe erkennen läßt.
Ein sittlich gesunder Mensch, der schaffen und vorwärts-
kommen will, sich und andern zum Segen, er wird in
seinem evangelischen Glauben eine Quelle des Lebens

erkennen und nicht in Versuchung geraten, dem Pessimis-
mus, dieser Religion des Todes, zum Opfer zu fallen.

3. Das Beste in der Welt.

Welche geistige Habe könnte sich wol
dem rechten Glauben vergleichen? Ei
Glaube, der so fest ist, daß er dur
eine Welt des Zweifels sicher hindurchgeht, so tief, da
man um seinetwillen mit Freuden sterben kann,
lebendig und kraftvoll, daß das Herz durch ihn sein
Jugend bewahrt, der gegen alle verführerischen Stimme
zur Rechten und zur Linken gefeit ist und befähigt, ei
ganzes Leben durch selbstlose, reine Liebe zu verkläre
— ein Glaube, der nicht ein Führwahrhalten einzeln
Sätze oder Formeln bedeutet, sondern ein Hineintrete
in die unsichtbare Geisteswelt, ein Schauen und Erfasse
des lebendigen Gottes — ein solcher Glaube geht üb
alles. Er ist das Beste in der Welt, besser als da
was die Menschen Glück nennen. Denn er kommt un
macht selig und bleibt, was die Welt auch ve
suchen mag, ihn zu entwurzeln.

---

## 3. Bibelglaube und Christusglaube.[1])

1. Hat Jesus gelebt? Strauß und Drews.

Wie ein Donnerschlag traf vie
unvorbereitete Gemüter das im Jah
1835 erscheinende „Leben Jesu" vo
David Friedrich Strauß, welches die Gestalt Christi i
einem Nebel von Mythen und Legenden verschwinde
ließ. Strauß wollte das Leben Jesu „voraussetzungslos
untersuchen, ging aber dabei von der Voraussetzung au
daß das Lebensbild Jesu in den Hauptzügen aus Mythe

---

[1]) Vgl.: Drews, Christusmythe. Dunkmann, Der Kampf u
die Christusmythe. (Hobbing) 80 Pf. Beth, Hat Jesus geleb
Eine Kritik der Drewsschen Christusmythe. 1910. Barth, Haup
probleme des Lebens Jesu. 4. Aufl. 1911. Die kurzgefaßten Leb
Jesu von B. Weiß und Behrmann. Loofs, Wer war Jesus Christu
Leipoldt, Vom Jesusbilde der Gegenwart. B. Weiß, Paulus u
die urchristliche Gemeinde. Heinrici, Das Urchristentum. Webe
Historisch-kritische Schriftforschung und Bibelglaube. 2. Aufl. 191

ldung zu erklären sei, weil in den Berichten hier und n Widersprüche hervortreten, und an einigen Stellen, wie ähnlichen gewaltigen Epochen, sich mythische Züge an=esetzt haben: Ein logischer salto mortale, nach dem man uch das Auftreten Luthers auf dem Wormser Reichs=ge aus der Geschichte streichen, oder, nach tausend ahren, auch die Entstehung des Deutschen Reiches in en Bereich mythischer Dichtung verweisen könnte, eil sich ja in den Berichten darüber so viele Wider=rüche finden! In alledem zeigt sich Strauß nur als ein etreuer Schüler der Hegelschen Philosophie, welche die bendige Geschichte nach der „Idee" aburteilt: Christus onnte nicht der sein, als welchen ihn die Evangelien arstellen. Warum? „Die Idee liebt es nicht" — so ihrt er am Schluß der angeführten Schrift aus — „in in Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen lle übrigen zu geizen; nur die Gattung entspricht der dee. Das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, daß ls Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo bei=egt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, icht kantisch unwirkliche, gesetzt wird." Jedenfalls ist as der Schlüssel der Straußschen Geschichtskonstruktion. tun wissen wir, warum es keinen persönlichen Gott und olgerecht auch keine Offenbarung und keinen Gott=enschen geben darf: „Die Idee liebt es nicht!" An telle des Erlösers wird die menschliche Gattung gesetzt nd zu göttlicher Herrlichkeit emporgeschraubt: Menschen=ergötterung an Stelle der Anbetung Gottes im Geist und 1 der Wahrheit!

Drews ist in allen Hauptpunkten ein getreuer Schüler on Strauß, nur daß er noch weiter geht als dieser. Ließ trauß noch einen Kern der Person Jesu Christi als eschichtlich bestehen, so geht Drews dazu über, die ganze Person Jesu Christi als ein Gebilde des Mythus nach=uweisen. Sein Schlußurteil ist, „daß der Christusglaube anz unabhängig von irgendwelchen uns bekannten istorischen Persönlichkeiten entstanden ist, daß er in diesem Sinne allerdings sich als ein Erzeugnis des religiösen Massengeistes" darstellt und von Paulus mit entsprechen=er Umänderung und Weiterbildung nur in den Mittel=unkt der von ihm gebildeten Gemeinschaften gestellt

worden ist." Damit war die Geschichte glücklich auf d
Kopf gestellt. Nicht Christus hat seine Gemeinde b
gründet, sondern die Jüngergemeinde hat die Christu
gestalt produziert! Was Drews zu diesem ungeheuerlich
Schluß veranlaßt, sind gewisse religionsgeschichtlic
Ähnlichkeiten und Analogien bei Kultgemeinden, welc
einen sterbenden und auferstehenden „Gottheiland" a
Mythus der sich selbst erneuernden Natur verehrte
Diese Ähnlichkeiten sind da, wie denn die ganze vorde
asiatische Menschheit auch in ihren religiösen Denk- u
Anschauungsformen für die Aufnahme des Weltheiland
unverkennbar vorbereitet war. Drews unterliegt ab
fort und fort dem Trugschluß, daß er aus den vorhanden
Ähnlichkeiten Abhängigkeiten macht und so schließlich d
klare Bild Jesu aus phantastischen, heidnischen Kult- u
Göttervorstellungen erwachsen läßt. Daß das Neue Test
ment sich überall auf das bestimmteste von allen hei
nischen Einflüssen scheidet, daß es durchaus auf de
Grunde des Alten Testaments ruht und in keiner Wei
in die Religionsmengerei der damaligen Zeit hinei
gezogen werden kann, daß Paulus nicht erst den Glaube
an den erhöhten Christus gebracht, sich vielmehr in ih
einig wußte mit der Urgemeinde, daß also alle seine Au
führungen über die Entstehung des Christentums psych
logisch und historisch unhaltbar sind, will Drews nic
Wort haben. Denn auch bei ihm ist ebenso wie b
Strauß die treibende Macht seiner Untersuchunge
eine „Idee". „Das Leben der Welt als Gottes Leben
die leidende Entwicklung der Menschheit als göttlich
Passionsgeschichte; der Weltprozeß als der Prozeß eine
Gottes, der in der Geschichte leidet, kämpft und stirb
um im religiösen Bewußtsein des Menschen die Schrank
der Endlichkeit zu überwinden und seinen dereinstige
Triumph über das gesamte Weltleid vorwegzunehmen
das ist die Wahrheit der christlichen Erlösungslehre" —
sagt Drews! Nun wissen wir, warum Jesus nicht geleb
hat, warum er nicht leben durfte. Die Schopenhaue
Hartmannsche Philosophie, mit der geradezu blasphemische
Auffassung eines durch die Menschheit zu erlösende
Gottes, macht es ihm unmöglich, zur Erkenntnis de
Wahrheit zu kommen.

Nicht jeder ist befähigt, das Leben Jesu Christi
vahrhaft „vorurteilsfrei" zu betrachten. Es gibt in aller
Beschichte kein Gebiet, wo die Persönlichkeit des Forschers
o entscheidend wäre für das Resultat, als die Christus-
eschichte. Kann jemand Heldengröße verstehen, kann er
ie aufflammende Macht patriotischer Begeisterung schil-
ern, wenn seine Seele klein und gewöhnlich und höheren
lufschwungs unfähig ist? Hier aber ist mehr als alles
as! In den Evangelien tritt uns eine Überlieferung
ntgegen, die etwas anderes darstellt, als was sonst
n der Geschichte der Menschheit uns begegnet. Wer nun,
vie Strauß oder Drews, von vornherein überzeugt ist,
aß es keinen lebendigen Gott gibt, der über den Natur-
esetzen steht, der muß natürlich die Geschichtlichkeit des
iblischen Christusbildes leugnen. Der Grund dafür liegt
ber, wie man sieht, in jener philosophischen Voraus-
tzung, nicht auf historischem Gebiet. Freier und voraus-
tzungsloser verfahren offenbar diejenigen, welche die
Möglichkeit des Übernatürlichen offen lassen und auch hier
er Wahrheit allein die Ehre zu geben entschlossen sind.

**Die Evangelienkritik.**

Ein Gutes aber hatte Strauß' „Leben
Jesu" doch. Die Wissenschaft sah sich
gezwungen, die Evangelien auf ihre
Beschichtlichkeit genau zu prüfen. Diese Prüfung ist auch
tzt noch nicht ganz abgeschlossen. Folgende Sätze können
edoch bereits als feststehendes Resultat angesehen werden:
Unseren Evangelien liegen zwei Hauptquellen zugrunde.
Die eine stimmt ungefähr mit unserem Markusevangelium
berein und berichtet vornehmlich Tatsachen aus dem
eben des Herrn. Markus hatte den Petrus bei seinen
Reisen begleitet und dabei als Dolmetscher gedient. Die
Worte und Taten Christi, von denen Petrus erzählte,
at er dann aufgeschrieben, jedoch „ohne Ordnung", wie
s die Gelegenheit mit sich brachte. Dies berichtet uns
er Bischof Papias von Hierapolis, der es von einem
Presbyter gehört hatte, welcher Jesum noch gesehen.
Derselbe Papias hat auch eine „Erklärung der Herren-
vorte" geschrieben, die er teils der Tradition, teils
hriftlichen Quellen entnommen hatte. Unter den letzteren
acht er den Matthäus namhaft, charakterisiert ihn aber

als eine hebräische (aramäische) Zusammenstellung de Herrenworte. Neben diesen beiden Hauptquellen habe unsere Evangelisten natürlich noch die mündliche Traditio und die Berichte der Augenzeugen zu Rate gezogen (vg Lukas 1!).

Unsere Evangelien sind demnach nicht von eine einzelnen Verfasser glatt hingeschrieben, sondern sie sin verfaßt auf Grund der Berichte von Augenzeugen od Apostelschülern, daher auch im Griechischen: Evangeliu nach Matthäus ꝛc.! Diese Berichte reichen nachweisli zurück bis in die Zeit vor der Zerstörung Jerusalem Daß aber bereits 30 oder 40 Jahre nach dem Tode Je zu einer Zeit, wo noch zahlreiche Augenzeugen am Lebe waren, sein Leben zum Gegenstand bewußter oder u bewußter Dichtung gemacht sein sollte, ist eine auge scheinliche Unmöglichkeit. „Wenn irgend etwas feststeh dann ist es dieses, daß Jesus einen Eindruck auf sei Zeitgenossen gemacht hat von einer Tiefe, Lebendigke und Nachhaltigkeit, wie nie ein anderer. Dann aber mu auch 30—40 Jahre nach seinem Tode bei denen, die m ihm verkehrten, noch ein lebendiges, echtes und wahre Bild von ihm vorhanden gewesen sein, also muß auch da Christusbild, das die Evangelien uns bieten, dieses ec geschichtliche sein.“ Zudem lehrt die Vergleichung de Christus der Evangelien mit dem der großen paulinische Briefe, welche im hellen Lichte der Geschichte stehen, da sein Bild hier wie dort dasselbe ist. Und so ist denn unserer Zeit die Quellenkritik gerade ein Hilfsmittel g worden, die Geschichtlichkeit des Lebens Jesu zu erweise Jedenfalls ist die geschichtliche Glaubwürdigkeit d Evangelien durch sie beträchtlich gesteigert.

Damit ist nur erhärtet, was dem gesunden Bli immer als selbstverständlich gegolten hat und gelten wir Es ist einfach undenkbar, daß die in jüdischen Vorurteil befangenen Jünger das Christusbild der Evangelien g schaffen haben sollten, und daß die welterobernde Mac des Christentums im letzten Grunde auf einem Schluß v der Weissagung auf die Erfüllung ruht. Ein solcher G danke konnte nur in dem Kopfe eines doktrinären Stube gelehrten entspringen. Zwei unverfängliche Zeugen mög uns das noch bestätigen. Goethe äußerte in der letzt

Zeit seines Lebens zu Eckermann: „Es ist in den Evangelien der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art ist, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist.“ Selbst ein Rousseau gesteht ein, daß ihn die Majestät der Bibel mit Staunen erfülle, und fragt: „Ist es möglich, daß der, dessen Geschichte das Evangelium erzählt, nur ein Mensch ist? Es würde viel unbegreiflicher sein, wenn einige Menschen sich vereinigt hätten, dieses Buch zu verfassen, als wenn man annimmt, daß es einen gegeben habe, der den Stoff dazu bot.“

Aber noch in anderer Hinsicht hat das „Leben Jesu“ von Strauß klärend gewirkt: Man hat einsehen müssen, daß der Glaube an Christus in der Hauptsache unabhängig von der geschichtlichen Erforschung seines Lebensbildes ist.

**3. Der wirkliche Christus, der Grund unseres Glaubens.** Diese mag die Äußerlichkeiten seines Lebens untersuchen, sein inneres Leben, sein Herz vermag sie uns nicht zu nehmen. Aus allem Feuer der Kritik ist dieses unverletzt, ja nur um so leuchtender in seiner einzigartigen Hoheit hervorgegangen. Er war nach dem übereinstimmenden Zeugnis seiner täglichen Umgebung fleckenlos rein. Alle Naturtriebe sinnlicher wie seelischer Art waren in ihm beherrscht von der Macht des Geistes. Mit tiefer Demut vereinigt er ein erhabenes Selbstbewußtsein, mit schlichter Einfalt eine tiefe Weisheit. Nüchterne Erkenntnis der Wirklichkeit und schrankenlose Hingabe an sein hohes Ziel verbinden sich hier zu edler Geistesklarheit. Er wurzelt in der großen Vergangenheit seines Volkes und ist der Tradition gegenüber doch vollständig ursprünglich und selbständig geblieben. Er schied sich von allen andern, selbst von seiner Mutter, und war doch allen zugetan in einer Liebe von ungekannter Tiefe und Weite. In dem lügnerischen Treiben dieser Welt war er der Mann der Wahrheit. Im Jammer dieser Welt, im Erdulden des Schwersten, im Zusammenbruch seines Werkes erwies er sich alles Leidens innerlich mächtig. In alledem weiß er sich als der verheißene Messias; und er gründet dieses Selbst-

bewußtsein auf ein einzigartiges Verhältnis zu dem Vater, den niemand kennt, denn nur der Sohn. Sein Glaube war ein Schauen Gottes ohne allen Zwang, ein Ruhen in seiner Gemeinschaft, ein Schöpfen aus seiner unendlichen Lebensfülle. Aus diesem Glauben heraus hat er gekämpft, geliebt, gelitten, wie nie ein Mensch, hat er die Kraft gewonnen, selbst für seine Mörder zu beten und in dem grauenvollen Ende seines Lebens eine heilvolle Gottesfügung zu erblicken.

Das ist in kurzen Zügen gezeichnet das Personenbild Jesu von Nazareth, ein Bild ohnegleichen in der Geschichte aller Zeiten und Völker. Wer sich mit stillem Ernst in das Anschauen dieser Persönlichkeit versenkt, dem wird die innere Hoheit Jesu das Herz abgewinnen; er fühlt sich gezwungen, ihm recht zu geben gegenüber der Welt. So wird Christus das Wort Gottes für unsere fragende, suchende Seele. In ihm ergeht an uns die göttliche Berufung, uns aus den weltlichen Eitelkeiten und Lüsten frei zu machen. In diesem Christus, vor allem in seinem Leiden, Sterben und Auferstehen tritt uns der überweltliche Gott selbst nahe, um uns durch die Macht seiner uns ziehenden, vergebenden Liebe zur völligen Hingabe des Herzens zu bringen und so zu seinem Eigentum zu machen. Wer aber solches durch Christus erfährt, der ist damit der Wirklichkeit dieses Christus und seines Lebens unmittelbar gewiß. Denn von den Toten gehen rettende Wirkungen nicht aus, sondern nur von Lebendigen. Die Erfahrung des Glaubens gibt so dem Christusbilde der Geschichte eine Gewißheit, wie sie die historische Forschung niemals gewähren kann.

Die innere Lebenswahrheit dieses Bildes macht aber auch alle künstlichen Teilungsversuche unmöglich. Es ist unmöglich, zwischen menschlichem und göttlichem, sittlichem und religiösem Leben hier zu scheiden. Gerade in seiner vollmenschlichen Realität weist dieses Bild über das bloß Menschliche hinaus auf jene einzigartige Würde und Gottentstammtheit, wie er sie in seinem Selbstzeugnis in Anspruch nimmt. Und wenn er gerade als der Sohn sein Leben verzehrt hat in heiliger Bruderliebe, wie könnten wir die sittliche Kraft und Hoheit dieser Person

ewundern, ohne ehrfürchtig stille zu stehen vor dem
efen, geheimnisvollen Quell, aus welchem sie geboren
urde? Gerade die Ehrfurcht vor der sittlichen
röße des Menschen Jesus muß uns hindern,
ichtfertig und oberflächlig über sein Gottes-
ewußtsein hinwegzugleiten. Wer sittlich alle
nderen Menschen so überragte wie Jesus, der konnte sich
cht in der ersten Vorbedingung alles sittlichen Lebens,
er Selbsterkenntnis, geirrt und eine Würde angemaßt
aben, auf die er keinen Anspruch hatte. Seine Besonnen-
eit und Wahrhaftigkeit, sein Abscheu gegen alle Selbst-
berhebung und Selbstgerechtigkeit lassen es nicht zu, daß
ir an seinem Selbstzeugnis zweifeln.

So werden auch wir wie die Jünger einst von der
ewundernden Hingabe an den vollkommenen Menschen
 dem Gottessohne „voller Gnade und Wahrheit" geführt.
ieser Glaube wird aber in demselben Maße an Kraft und
reudigkeit gewinnen, als Christus „unser Herr" wird,
s wir uns mit all unserm Denken und Tun in die
achfolge dieses Herrn stellen und in ihr seiner heiligen-
en, emporhebenden, erlösenden Macht fort und fort teil-
aftig werden. Ein solcher Glaube, der ein fortschreitendes
rleben und Innewerden Christi selber bedeutet, ist allein
n wahrhaftes Bekenntnis zur Gottessohnschaft Christi
nd gar nicht zu vergleichen mit der bloßen Annahme
ner Formel oder dem Fürwahrhalten irgendeiner Lehre
ber ihn.

Dem Ausgeführten entspricht auch die Praxis der
postel. Von Gottes Geist erleuchtet und getrieben zeugen
e einfach von dem, was sie gehört und gesehen haben,
nd sind gewiß, daß eben dieser Geist Gottes jedem
ufrichtigen Menschen die Wahrheit ihrer
otschaft besiegeln werde. Diese Erfahrung
es eigenen Herzens kann allein einen ge-
issen Glauben begründen. Sie kann in keiner
Beise durch geschichtliche Untersuchungen ersetzt werden,
ie bekanntlich über Wahrscheinlichkeit nicht hinausführen.
er gelehrte Professor kommt eben im Grunde nicht
nders zum Glauben an Christus als der arme Paria,
em bei der Predigt des Missionars die einzigartige Ho-
eit und die vergebende Sünderliebe des Heilandes das
erz abgewinnt.

**4. Das Geheimnis der Glaubensgewißheit.** Wie die Entstehung alles Leben so ist auch die Entstehung der höchst Form des Lebens, der gottinnig Glaubens- und Gebetsgemeinschaft mit Gott, in Dunk gehüllt und profanen Blicken entzogen.

Die Tatsache des Lebens umgibt uns überall. Ab kein Gelehrter kann sie uns erklären. Wir leben selb und wissen doch nicht, was dieses rätselhafte Leben i So mag auch der Christ sich seines Glaubens freuen, ab der innere Vorgang, durch den er zum Glauben ka wird ihm selbst hienieden ein Geheimnis bleiben. Göt liches und menschliches Tun wirkt hier ineinander. Luth sagt, daß wir nicht „aus eigner Vernunft und Kraft" unseren Herrn Jesum Christum glauben oder zu ih kommen können. So bliebe uns nichts anderes übri als geduldig zu warten, bis der Glaube über uns komm wie eine Eingebung, wie ein aufstrahlendes Licht in d Finsternis? Durchaus nicht, sondern „der Heilige Ge hat mich durch das Evangelium berufen". Dies Hinweis zeigt mir den sichern Weg zum Glauben, zei mir die Notwendigkeit, mit dem Evangelium in die engs Berührung zu kommen und darin zu bleiben. Da Evangelium tut's, der Heilige Geist durch das Eva gelium! Dem Evangelium außer uns entspricht die inne Stimme in uns, in der sich Gott selbst zu diesem Eva gelium bekennt und es dem Menschen als unumstößlic Wahrheit besiegelt.

**5. Bibelglaube noch kein Christusglaube.** Das Evangelium oder die froh Botschaft von der Erlösung dur Christus überwindet die Herzen. E erweckt den Glauben, nicht etwa, weil es in der Bib steht, sondern weil es wahr ist; und es ist wahr, nic etwa, weil es auf wunderbare Weise überliefert ist, sonder weil es sich als wahr an dem Gewissen bekräftig

Man mache sich einmal klar, wie ein gebildete Hindu zum Christen wird. Der Hinweis auf ein insp riertes, unfehlbares Bibelbuch macht auf ihn gar keine Eindruck, denn er behauptet von seinen heiligen Büchern dasselbe. Wenn er zum Glauben kommt, so geschieht e weil das Zeugnis von dem Leben, Leiden, Sterben un

Auferstehen Christi ihm das Herz abgewinnt und sich als Wahrheit an seiner heilverlangenden Seele offenbart. Nun erst wird ihm die Bibel zu dem Buch der Bücher, weil sie von Christus Zeugnis gibt. *Der Heilandsglaube geht hier dem Bibelglauben voraus.* Gewiß, es kann auch umgekehrt sein: Der einfache Bibelglaube kann sich zu einem freudigen, starken, bewußten Heilsglauben entwickeln. Dieser Weg hat aber für die religiöse Entwicklung auch seine Gefahren.

Die erste besteht in der Verwechslung von Bibelglaube und Christusglaube. Man kann den ganzen Inhalt der Bibel glauben, d. h. für wahr halten und im Sinne Christi ein total ungläubiger Mensch sein. Das abschreckendste Beispiel dafür sind die buchstabengläubigen Pharisäer zu Jesu Zeiten. Auch heute noch führt ein derartiger Bibelglaube nur zu leicht zu einer hochmütigen Absprecherei, die das Gegenteil von christlicher Demut ist. Man meint, auf seinen Glauben pochen zu dürfen, und weiß noch gar nicht, daß der rechte Glaube ein Geschenk von oben ist, für das man Gott mit Furcht und Zittern zu danken hat. Weil man den Inhalt der Bibel für wahr hält, wiegt man sich so leicht in dem befriedigenden Gefühl, die absolute Wahrheit zu besitzen; man ahnt nicht, daß der Besitz einer solchen Wahrheit für uns nicht Leben sondern Tod bedeutet, daß auch der gläubige Christ *wachsen* soll in der Erkenntnis von Stufe zu Stufe, von Klarheit zu Klarheit.

Die andere Gefahr besteht in der Begründung des Christusglaubens auf den Bibelglauben. Man glaubt unter der Voraussetzung, daß die Bibel ein unfehlbares, irrtumsfreies Buch ist. *Die Theorie der absoluten Inspiration* oder wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift durch Gottes Geist erscheint hier als das tragende Fundament des Glaubens. Mit dieser Theorie scheint auch der Glaube in seinen Grundfesten erschüttert zu werden. Daher sieht so mancher fromme Christ in der biblischen Kritik eine Gefährdung seines Glaubens und ist von vornherein entschlossen, sie als unchristlich abzuweisen und diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigen, als Ungläubige zu betrachten. Sein Glaube beruht auf der Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens und fällt mit ihr

dahin. Darum zittert er vor jeder geschichtlichen Be
trachtung der Heiligen Schrift, die den menschlichen Ur
sprung und Charakter derselben aufdeckt. Er empfinde
sie als einen Angriff auf das Heiligtum seines Glaubens
Er fühlt sich gezwungen, seine Augen vor allen Ergeb
nissen einer geschichtlichen Erforschung der Bibel zu ver
schließen, und wird doch die heimliche Angst nicht los
daß sie recht haben könnte. Das ist ein kläglicher, trost
loser Zustand, um so kläglicher, als der Mensch ihn sich
selbst erst geschaffen hat.

Wer heißt uns denn den heilbringenden Christus
glauben auf eine menschliche Theorie über die Bibel
bauen, um uns dann über die Unhaltbarkeit diese
Theorie zu ängstigen? Ist denn in der Heiligen Schrif
nicht deutlich genug gesagt, daß der erlösende Glaube
nichts anderes ist als ein „Annehmen“ Christi, ein
„Bleiben“ in ihm, ein „Glauben“ an ihn? Darum wirf
nur alle Theorie über ihn und die Bibel getrost beiseite
und gib dich dem geistesmächtigen Eindruck seiner Person
hin, und du wirst dich überzeugen, daß er noch heute als
lebendigmachender Geist uns nahe ist. Wie bei den
Aposteln und den ersten Christen, die noch kein geschriebenes
Evangelium kannten, so ist auch bei uns das eigent-
lich Überführende und den Glauben Er-
weckende nicht der Buchstabe der Bibel, sondern
der Geist Christi selber, der durch die innere Wahr-
heit des Evangeliums uns ergreift und sich als Kraft
göttlichen Trostes und freudigster Erhebung an unserer
Seele bewährt.

Diese seligmachende Gotteskraft muß man an sich erfahren; dann weiß man, daß man in der Heiligen Schrift das „Wort Gottes“ besitzt, und bedarf dafür keiner künstlichen Beweise. Diese unumstößliche Erfahrung wird aber nur von dem gemacht, welcher, von der Sehnsucht seines gottverlangenden Herzens geleitet, in der Heiligen Schrift „sucht“ und ihrem anfassenden Gewissensernste nicht widerstrebt. „So jemand will des (Gottes) Willen tun, der wird's inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede!“ (Joh. 7, 17). Mit diesen Worten weist Jesus auf das Gewissen als den höchsten Richterstuhl hin, vor dem sich

e Wahrheit des Christentums bewährt. Sie soll bloß
on dem erfahren werden, der zugleich nach ihr lebt.

Luthers
ibelkritik.

Ein so begründeter Glaube hat seinen Halt in sich und bedarf keiner menschlichen Stützen. Er macht, wie Luther sagt, den hristen zu einem „Herrn über alle Dinge“, auch zu einem errn über die Bibel. Kraft dieses Glaubens hat Luther cht bloß an Worten, sondern an ganzen Büchern der ibel eine einschneidende Kritik geübt. So meinte er B. von dem vortrefflichen Jakobusbrief: „Sankt Jakobi pistel ist eine stroherne Epistel (gegen die Schriften auli, Joh., Petri), denn sie doch keine evangelische Art i sich hat.“ Die Offenbarung Johannis hält er weder r apostolisch noch prophetisch und könne nicht spüren, ß sie vom Heiligen Geiste gestellt sei, besonders weil so durch und durch mit Gesichtern und Bildern handle id nicht mit klaren, dürren Worten weissage, wie aulus und Petrus und Christus selbst. Er will alle ücher der Schrift danach beurteilt wissen, „wie sie Chri=um treiben“. Ein vortrefflicher, echt evangelischer Grund=tz, an dessen Hand jeder Christ zu einer selbständigen, ligiösen Würdigung der Schriften des Alten und des euen Testaments hindurchzudringen vermag. Dieser rundsatz bestätigt den Gedanken, von dem wir ausgingen, ß unser Bibelglaube am letzten Ende auf dem Christus=auben beruht und von ihm aus seine Begründung ipfängt: Wir glauben der Bibel, weil wir an Christus auben.

7. Die biblische Kritik,
ie Gehilfin des Glaubens.

Die biblische Kritik nötigt uns, mit dieser Wahrheit vollen Ernst zu machen — ich denke unserem eigenen Besten. Denn die Bibel ist ein gott=enschliches Buch. Wir müssen uns daher hüten, ihre enschliche Seite in Abrede zu stellen.

Die Heilige Schrift ist durch Menschen und für enschen geschrieben, von Menschen gesammelt und über=fert worden. Ihre Bestandteile sind zu ganz ver=iedenen Zeiten verfaßt und tragen die Spuren ihrer enschlichen Entstehungsgeschichte und die Merkmale jedes enschenwortes an sich. Dies zeigt sich in der ver=

schiedenen Sprach- und Anschauungsweise ihrer Verfasse
in der Berufung derselben auf Quellen, die sie benut
haben, sowie in der manchmal abweichenden Berich
erstattung über ein und dieselbe Tatsache. In historische
geographischen, naturwissenschaftlichen Fragen sind d
heiligen Schriftsteller Kinder ihrer Zeit. Sie sind si
auch dieser ihrer menschlichen Beschränktheit wohl bewuß
und der größte aller Apostel legt das bescheidene B
kenntnis ab: „Wir haben aber solchen Schatz (das Eva
gelium) in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwenglic
Kraft sei Gottes und nicht von uns“ (2. Kor. 4, 7). W
Christus selbst „Knechtsgestalt“ trug, so hat Gott u
auch die Urkunde seiner Offenbarung in menschlich
Weise, d. h. unter zeitgeschichtlichen Bedingungen u
Formen zugänglich gemacht.

Auch an die Bibel soll darum der Mensch mit d
ihm von Gott verliehenen Geisteskräften herantreten. V
dem Unerforschlichen und Ewig-Geheimnisvollen hat si
der Mensch in Ehrfurcht und Demut zu beugen. W
aber menschlicher Vernunft und menschlicher Erkenntn
erreichbar ist, das soll auch von ihnen erfaßt und dur
drungen werden. Es wäre ja ohne Frage recht beque
wenn wir in der Bibel einen papiernen Papst hätte
wenn wir auf jedes Wort und Komma derselben oh
Besinnen schwören könnten. Dann hätte der trä
autoritätshungrige Menschengeist alles, was er brauc
um sich getrost mit geschlossenen Augen führen zu lasse
Es hat aber Gott gefallen, uns die Bibel in einer Fo
zu geben, die unser eigenes Forschen und Suchen ni
ausschließt, sondern erfordert. Er bietet uns die chri
liche Wahrheit, umhüllt von dem Schleier menschlich
Überlieferung, und hat uns erlaubt, diesen Schleier du
eigenes redliches Forschen zu lüften und durch ern
ringende Vertiefung in ihren ewigen Inhalt der Wa
heit näher zu kommen. Sollten wir ihm dafür ni
gerade dankbar sein und in dieser Art seiner geschic
lichen Offenbarung ein Zeichen seiner unendlichen Gi
erkennen, die den menschlichen Geist nicht unter d
Joch eines Buchstabens knechten, sondern zum p
sönlichen Suchen und Erfassen der Wahrheit anspor
wollte?

Gewiß ist bei eigenem Forschen die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Irrtums naheliegend; und der Gegensatz der Meinungen mag manchen ehrlichen Geist beängstigen. Aber gerade in unserer Zeit fängt die historische Kritik mehr und mehr an, sich als eine Gehilfin des Glaubens zu erweisen, indem sie den wunderbaren Zusammenhang dieser schlechthin einzigartigen, über anderthalb Jahrtausend sich erstreckenden und doch einheitlichen Geschichtsüberlieferung nachweist, den wirklichen Heilsgehalt der Schrift gegenüber zeitgeschichtlich-menschlichen Nebensachen heraushebt, sowie kecke, anmaßende Behauptungen entkräftet. „Manches, was einst verworfen wurde," — bekennt der Kirchenhistoriker A. Harnack — „hat sich eindringender Untersuchung und umfassender Erfahrung nach doch wieder erprobt." Nicht selten wirft sie auch auf schon bekannte Erscheinungen ein neues, lehrreiches Licht. Jedenfalls überlasse man die biblische Kritik getrost ihren berufenen Vertretern und sei gewiß, daß aus dem Für und Wider des wissenschaftlichen Kampfes Gott wie bisher die christliche Erkenntnis bereichert, befruchtet und vertieft wird hervorgehen lassen. Denn „wir können nicht wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit" (2. Kor. 13, 8). Alle wahre Bibelwissenschaft kann, auch wo sie den menschlichen Charakter der einzelnen Bücher aufdeckt, nur dazu beitragen, ihre göttliche Art in ein neues Licht zu stellen.

**3. Das Ergebnis des Bibel-Babel-Streits.**

Nur ein Beispiel! Von unseren Gelehrten war schon längst festgestellt, daß einige Berichte des Alten Testaments sich ganz ähnlich in der alten babylonischen Literatur finden, an deren Erforschung und Entzifferung seit Jahrzehnten gearbeitet wird. Ein Gelehrter, namens Delitzsch, hielt nun vor dem Kaiser einen Vortrag, in dem er in etwas übertriebener Weise auf diese Abhängigkeit des Alten Testaments von dem babylonischen Schrifttum hinwies. Darüber großer Lärm in der Presse! Da sehe man doch deutlich, daß das ganze Alte Testament aus Babylon stamme und schließlich auch das Christentum babylonischen Ursprungs sei. Die Sache erhielt aber bald ein ganz anderes Gesicht, als man anfing, die Tatsachen

genauer zu prüfen. Da stellte sich folgendes herau Zwar stammen einige Berichte des Alten Testaments, v allem die Schöpfungs- und Sintflutsage, wahrscheinlich a Babylon, aber sie wurden von dem biblischen Schri steller nicht einfach herübergenommen, sondern einer tie greifenden Umwandlung unterzogen. Die babylonisch Berichte nämlich sind mit der Vielgötterei verquickt, d biblischen sind davon gereinigt und zu Trägern der e habenen alttestamentlichen Gottesoffenbarung gemach Der prophetische Verfasser hat jene Erzählungen also kra des in ihm wirkenden göttlichen Geistes auf eine neu höhere Stufe gehoben und zu Gefäßen der göttliche Offenbarung umgebildet. Dadurch aber wird uns nu erst recht die Frage aufgenötigt, wie kam das klein Judenvolk zu dem Glauben an den einen heiligen Got Schöpfer Himmels und der Erde, während das hoc gebildete Kulturvolk der Babylonier in der Vielgötter befangen blieb? Von den anderen herumwohnende Völkern konnte er nicht kommen, weil auch sie nachweis lich im Götzendienst versunken waren. Aus sich selbe hatte das Volk Israel diesen Glauben auch nicht schöpfe können. Die ganze Geschichte des Volkes be zeugt, daß dieser Glaube nicht das Produk einer natürlichen Entwicklung war, sondern sic gegen die natürlichen, fleischlichen Neigungen der große Masse durchsetzen mußte. Die göttlichen Werkzeuge dafü waren, wie wir sahen, die Propheten. So hat gerad der Bibel-Babel-Streit wieder vielen die Augen dafü öffnen müssen, daß Israel wirklich das Volk der Offen barung ist, und daß der biblische Gottesglaube über all alle anderen Religionen der Erde unvergleichbar hervorrag

Die Bibelwissenschaft leistet der Gemeinde den wich tigen Dienst, daß sie haltlose Angriffe auf die biblisch Wahrheit entkräftet und tieferen Anschauungen Bah bricht. Ihr danken wir's aber auch, daß die Gefahr eine toten pharisäischen Bibelglaubens geringer geworden is Der Christusglaube tritt als das eine, was not ist, in de Vordergrund, ohne daß als Bedingung die Zustimmun zu einer unhaltbaren Theorie über die Eingebung de Schrift mit einem Opfer des Intellekts erkauft werde müßte. So wird der Glaube freier, geistiger, freudiger

nd auch die Bibel büßt dabei an Wert und Bedeutung ichts ein. Ja, ihre göttliche Seite tritt erst in ein klares Licht, wenn die menschliche deutlich erkannt ist. Denn un weiß ich, daß diese göttliche Seite der Schrift nur em aufgeht, der ihre heiligende, erweckende Kraft an einem Herzen erfährt. Ich weiß, daß mich die verstandes-näßige Betrachtung der Bibel weder zu diesem Glauben ühren noch an ihm hindern kann, daß alles ankommt uf die rechte Stellung des Herzens, das „Hungern und Dürsten"! Es ist nicht mehr möglich, mit theoretischen Einwänden oder Bedenken den Unglauben des Herzens u beschönigen! „So jemand will des (Gottes) Willen un, der wird's inne werden!" Dieser Weg der praktischen Erfahrung ihres göttlichen Inhalts steht jedem offen und ührt allein zu der felsenfesten Gewißheit, daß wir in der Bibel Gottes Wort haben, daß sie von Gott eingegeben t und uns allein den Weg zeigen kann „zur Seligkeit" 2. Timoth. 3, 15 f.).[1]

---

[1]) Zur Einführung in das Bibelstudium ist zu empfehlen: chlatter, Einleitung in die Bibel, auch dessen Auslegungen des N. s. für Bibelleser; B. Weiß, Das Neue Testament nach D. Mart. uthers berichtigter Übersetzung mit fortlaufender Erläuterung ver-hen, 2 Bände, 1904; Kühl, Erläuterung der paulinischen Briefe nter Beibehaltung der Briefform, 2 Bände, 1907; J. Kögel, Zum chriftverständnis des Neuen Testaments; Erläuterungen zum A. T. Calwer Verlag). Wissenschaftlich gehalten sind: Sellin oder Cornill, inleitung in das A. T.; Barth, Feine, Zahn oder Holtzmann, Ein-eitung in das N. T.; Feine, Theologie des N. T.; König, Geschichte er alttestamentlichen Religion; Sellin oder Cornill, Prophetismus; ittel, Die alttest. Wissenschaft. — Eine wortgetreue und geschmack-olle Übersetzung des N. Ts. gibt Weizsäcker, eine solche des A. Ts. autzsch, beide zusammen die sog. „Textbibel", noch handlicher und illiger Schlachters Miniaturbibel, eine billige und vortreffliche Aus-abe des griechischen N. Ts. die Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart. Ebenda auch eine recht gute wortgetreue bersetzung des N. Ts. mit erklärenden Fußnoten von Wiese.

## 4. Vom rechten Bekennen.

**1. Das unerläßliche Bekenntnis.**

Ist der Glaube, wie Luther sag „ein lebendig und geschäftig Ding, dann wird er sich auch in der ve schiedensten Weise zum Ausdruck bringen. Das B kenntnis des Glaubens ist nicht an eine bestimmte For oder Formel gebunden. Der Künstler kann ihn bekenn in seinen Schöpfungen, wie wir an Michelangelo, Co nelius, Bach u. a. sehen, der Dichter in seinen Lieder wie die Psalmen und unsere Glaubenslieder beweise Jeder Christ wird in Lebenslagen geführt, wo da Schweigen zum „Verleugnen" und das Bekenntnis d Mundes für ihn zu einer gebieterischen Pflicht wird. A wirkungsvollsten aber bekennt der Christ seinen Glaub durch die Tat und seinen Lebenswandel. Das Leb frommer Christen in alter und neuer Zeit, die Leiden d Märtyrer, der bekannten und unbekannten, sind bis a unsere Zeit das eindringlichste und überzeugungskräftigs Bekenntnis von der Herrlichkeit des Christentums. D Werke des Glaubens, wie sie ein Francke, Zinzendo Wichern, Fliedner und so viele andere Christen ve richtet haben und noch verrichten, bringen den Nam Jesu Christi mehr zu Ehren, als es Worte, wären auch noch so treffend und noch so wahr, je vermöge Es muß in der evangelischen Kirche offen anerkan werden, daß das Bekenntnis der Tat über das d Wortes oder der Zunge geht; jeder evangelische Chri muß wissen, daß er sich mit seinem g a n z e n L e b e seinem Denken, Wollen und Handeln zu seinem Her Jesus Christus zu bekennen hat.

Unerläßlich ist dieses Bekenntnis des Lebens. Den von ihm hängt der Wert der christlichen Persönlichkeit u das ewige Heil der Seele ab. Am Tage des Gerich wird Christus nicht nach der Konfession oder der Stellu zum kirchlichen Bekenntnis fragen, sondern nach der B währung des Glaubens in der Liebe: „Was ihr geta habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, da habt ihr mir getan." Und wiederum: „Was ihr n i c getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt i mir auch nicht getan." (Matth. 25, 40. 45.) Ist da

cht deutlich genug? Nicht auf das Bekennen einzelner laubensformeln soll es ankommen, sondern auf die Beeisung des Christusglaubens in der Kraft brüderlicher iebe. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, err, in das Himmelreich kommen, sondern die den Billen tun meines Vaters im Himmel" (Matth. 7, 21). in Mangel in diesem Bekenntnis der Tat und Wahreit kann durch keine noch so eifrige Zustimmung zu dem rchlichen Bekenntnis verdeckt oder gar ersetzt werden. s ist ein tiefer, seelenverderbender Irrtum, wenn man e Zustimmung zu einem formulierten Bekenntnis über e tatkräftige Bezeugung von Christi Geist stellt. Es : widerchristlich, denn es ist gegen Christi klares Wort nd Verhalten. Wie schnell müßte alles hochmütige ichten und unbrüderliche Verdammen Andersdenkender nd Bekennender einer heilsamen Demut weichen, wenn an sich jener Weisungen Christi mit dem gebührenden rnste erinnern wollte!

**Das kirchliche Bekenntnis.** Diese Gedanken muß man im Auge behalten, wenn man erkennen will, wie der evangelische Christ zum kirchlichen ekenntnis sich zu stellen hat.

Die kirchlichen Bekenntnisse sind Zeugnisse des Glauens, welche darstellen, wie die Kirche die christlichen Bahrheiten zu einer bestimmten Zeit verstanden hat. Zu rem vollen Verständnis gehört daher eine historische und ogmenhistorische Bildung, welche die Tatsachen, kirchchen Parteien und Strömungen kennt, die zur Bildung er Bekenntnisse geführt haben. Ihre Autorität ist nur ne abgeleitete und bedingte. Die Bekenntnisschriften er evangelischen Kirche gründen sie selbst darauf, daß sie it der Heiligen Schrift übereinstimmen und nach ihr beteilt und gerichtet sein wollen (vgl. Form. Conc.; onf. Scot. praef.; Conf. Helv. II. praef.). Daher hat der evangelische Christ das Recht, das kirchliche Beenntnis auf seine Schriftgemäßheit und seinen Glaubensehalt zu prüfen. Er kann das tun unbeschadet der icherheit des eigenen Glaubens. Der katholische Christ ann es nicht, darf es nicht. Denn er gründet seine

Glaubensgewißheit auf die unfehlbare Kirche oder d
unfehlbaren Papst. Diesen Autoritäten hat er sich u
bedingt zu unterwerfen. Eine Abweichung von der Leh
der Kirche ist hier fluchwürdige Ketzerei. Der evangelisc
Christ dagegen sieht sich auf die persönlichen Glauben
erfahrungen hingewiesen, die er am Evangelium gema
hat. Seine Gewißheit ruht auf eigener Erfahrung. Kei
Macht der Welt kann ihm die ersetzen, keine Kirche, ke
Bekenntnis, keine Bibel, wenn er diese Mittel auch z
Erlangung seines Glaubens nicht entbehren kann. E
Nachsprechen von Glaubensformeln, bloß weil die Kirc
sie lehrt, mag in der katholischen Kirche geboten sein,
der evangelischen Kirche hat eine solche Art, den Glaub
seiner Kirche zu „bekennen", keinen Wert, denn der Glau
des evangelischen Christen ist nicht eine Gehorsamst
gegen die Lehre seiner Kirche, ein Zustimmen zum Bu
staben des Bekenntnisses, sondern eine Gnadenwirkung d
Evangeliums an seinem Herzen, die ihm nur auf Gru
eigenen Suchens und Kämpfens zuteil wird! Diese pe
sönliche Heilserfahrung befähigt ihn erst, die in dem B
kenntnis niedergelegten christlichen Wahrheiten als Au
legungen seiner Glaubenserkenntnis anzuschauen und
dem Bekenntnis seiner Kirche ähnliche Glaubenserfahrung
wiederzufinden, wie er sie selbst gemacht hat.

**3. Luthers Stellung zum Bekenntnis, unser Vorbild.**

Solche freie evangelisc
Stellung hat Luther z.
eingenommen zum Apost
lischen Glaubensbekenntnis. Er hat es evangelisch ve
standen und ausgelegt. Das Evangelium war ihm d
Maßstab für die Auslegung und Geltung des Bekenn
nisses. Er lehnt es z. B. ab, das Beiwort „Jungfr
Maria" von der bleibenden Jungfrauschaft der Mar
zu verstehen. Er ersetzt den Zusatz „katholisch" b
„heilige katholische Kirche" durch „christlich", weil m
zu seiner Zeit unter „katholische Kirche" nicht mehr d
allgemeine, sondern die „allein seligmachende römisc
Kirche" verstand. Die „Gemeinschaft der Heiligen"
ihm nicht „Gemeinschaft mit den vollendeten He
ligen", mit den Märtyrern und Heiligen der katholisch
Kirche, sondern die Gemeinschaft der wahrhaft Heilig

der Gläubigen hier auf Erden. Auch die „Auferstehung" es Fleisches", früher ein Ausdruck der sinnlich gefärbten Hoffnung eines tausendjährigen Reiches Christi auf Erden, eutet er der Schrift entsprechend in „Auferstehung des Leibes", der nach 1. Kor. 15 verklärt oder „geistlich" zu enken ist.

So hat Luther das Bekenntnis nach der Erfahrung nd Erkenntnis ausgelegt, die er durch das Evangelium ewonnen hatte; er hat es in seinen meisterhaften und indlich einfachen Erklärungen bereichert, vertieft, verjüngt nd es zum Träger der Grundwahrheit der Reformation emacht, der Rechtfertigung allein aus Gnaden.

Wie Luther das Bekenntnis zum Ausdruck seiner ersönlichen Glaubenserfahrung gemacht hat, so kann es uch der einzelne nur als Ausdruck seines Glaubens und ach dem Maß seiner eigenen Glaubenserfahrung am Evangelium bekennen. Anders nicht. Zu unserm persön=ichen Glaubensbekenntnis kann das Apostolikum nur erden, wenn wir unsere persönlichen Glaubenserfahrungen n dasselbe hineinlegen, wie Luther es getan. Kurz, wir müssen das apostolische wie jedes Glaubensbekenntnis vangelisch auslegen und gebrauchen lernen.[1])

**4. Vorzüge und Nach=eile der evang. Stellung zum Bekenntnis.**

Die Möglichkeit auseinander=gehender Glaubensanschauungen ist dadurch freilich in unserer Kirche fortwährend gegeben. Das mag nanchem als ein Nachteil gegenüber der katholischen Glaubenseinheit erscheinen. Diese vielgerühmte Gleich=örmigkeit der katholischen Glaubensanschauung wird aber euer erkauft. Alles eigene Suchen in der Schrift, jede elbstgewonnene Glaubensüberzeugung muß hier der Ein=eit und Unfehlbarkeit der Kirche zum Opfer gebracht verden. Im Interesse der Glaubenseinheit wird in der atholischen Kirche ein kaum erträglicher Gewissenszwang

[1]) Vgl. hierzu O. Pfennigsdorf, „Praktisches Christentum im Rahmen des Kleinen Katechismus Luthers", Schwerin, Fr. Bahn, in Buch, das namentlich Lehrern und Predigern für praktische Belebung des Religionsunterrichts wertvolle Dienste leistet. 3 Teile. . Auflage.

geübt. Jede Abweichung von der Lehre der Kirche i
fluchwürdige Ketzerei, jede Regung ursprünglichen reli
giösen Lebens wird niedergehalten, wenn's sein kann
mit Gewalt. Für die „Freiheit eines Christenmenschen"
der seines Glaubens so froh ist, weil er ihn selbst erleb
hat, ist hier kein Raum, und doch wird der Glaube ein
persönliche Lebensmacht erst dann, wenn er nicht meh
in einem Nachsprechen von Lehren besteht, wie in de
katholischen Kirche, sondern in der eigenen Erfahrun
wurzelt und in dem Feuer der Anfechtung bewährt is

Ein solcher Glaube macht das Herz stark und fröhlic
und gibt der Kirche jene innere Kraft, die mehr wert i
als eine äußere Uniformität. Ein solcher Glaube erzeug
aber auch jenen ehrfürchtigen, bescheidenen Sinn, der sic
an dem Ernst und Wahrheitsgehalt der Bekenntniss
früherer Zeiten dankbar freut und sie als geschichtlic
notwendig zu verstehen sucht. Je tiefer sein Glaube is
um so mehr wird der evangelische Christ sich hüten, i
einem oberflächlichen Absprechen über das kirchliche Be
kenntnis seine Kraft zu suchen, um so mehr Verständni
zeigen für die historische Entwicklung und Vermittlun
der christlichen Wahrheit.

Wenn auch der einzelne der kirchlichen Bekenntniss
entbehren kann, die Kirche, die evangelische Gemeind
kann es nicht. Denn sie sind die Marksteine ihrer eigene
Entwicklung und vermitteln ihr das Bewußtsein ihrer ge
schichtlichen Eigenart und Aufgabe. In den Bekenntnisse
der evangelischen Kirche haben frühere Generationen ihr
Erfahrungen am Evangelium niedergelegt. Und dies
Erfahrungen haben heute noch wegweisende Bedeutun
für den Glauben. Die Reformatoren haben den chris
lichen Heilsglauben am tiefsten und originellsten wieder
erlebt. Erst mit diesem Erlebnis ist Luther das Ver
ständnis der Schrift aufgegangen. „Der Glaube ist de
Schlüssel." Das reformatorische Bekenntnis als der klas
sische Ausdruck dieses Erlebens, ist daher für das Ver
ständnis der Bibel von unentbehrlicher Bedeutung. Woh
ist jede Zeit berechtigt, ihr Verständnis des Evangelium
in einem Bekenntnis zum Ausdruck zu bringen, abe
nicht jede Zeit ist dazu berufen, am allerwenigsten ein
Zeit kritischer Zweifel und kleingläubiger Verzagthei

wie die unsere ist. Wer Sehnsucht nach einem „neuen Dogma" hat, der arbeite vor allem an der Vertiefung und Stärkung seines eigenen Glaubens und helfe so mit zu einer Wiedergeburt der ganzen Kirche, aus der allein ein neues Dogma geboren werden kann.[1])

---

## 5. Ist Religion Privatsache?

1. Ja und nein! Die Religion ist das Verhältnis der Seele zu Gott: Gott und die Seele, die Seele und Gott! Alles, was sich in dies Wechselverhältnis einschieben will, stört seine Innigkeit und Freiheit. „Daß der Mensch Gott finde, ihn habe als seinen Gott, in seiner Furcht atme, ihm vertraue, in dieser Kraft ein heiliges und seliges Leben führe, das ist Inhalt und Ziel der Religion", und insofern ist Religion Privatsache.

Aber eben, weil sie Herzens- und Gewissenssache ist, darum ist sie zugleich mehr als Privatsache. „Ihr müßt gestehen" — sagt Schleiermacher in seiner vierten Rede

---

[1]) Der Sinn für theologische und kirchliche Fragen ist unter unseren Gebildeten leider noch sehr gering. Einige hervorragende Gelehrte, wie z. B. Roscher, Sohm, Treitschke, Delbrück, Riehl, ausgenommen, zeigt der Durchschnittsgebildete nicht selten ein erstaunliches Maß des Nichtwissens, das den Christen in ihm beschämen sollte. Wer weiß bei uns etwas Näheres von den hauptsächlichen kirchlichen und theologischen Richtungen und Arbeiten? Kann man sich wirklich „gebildet" nennen, wenn man über die größte Tatsache der Weltgeschichte nur eine schülerhafte Kenntnis besitzt — und manchmal weniger als das? — Ein vorzüglicher kleiner Abriß zur ersten Orientierung ist Kirns „Grundriß der evangelischen Dogmatik". Über die verschiedenen theologischen Strömungen in unserem Jahrhundert orientiert die Geschichte der neueren Theologie von Grützmacher. In die Geschichte der christlichen Dogmen führen neben den obengenannten Lehrbüchern der Dogmatik ein: Harnacks und Seebergs Dogmengeschichte. Erstere nimmt in der alten Kirche eine starke Verquickung von christlichem Glauben und griechischer Philosophie an, die erst durch die Reformation gelöst wird. Die letztere steht der kirchlichen Tradition näher. Zur fortgehenden Orientierung über theologische und kirchliche Fragen: Luthardts Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung (lutherisch), Stöckers „Reformation" (positiv-uniert), Rades „Christliche Welt" (liberal).

über die Religion — „daß es etwas Krankhaftes, höchs Widernatürliches ist, wenn der einzelne Mensch dasjenige was er in sich erzeugt und ausgearbeitet hat, auch in sich verschließen will . . . und je heftiger ihn etwas bewegt je inniger es sein Wesen durchdringt, desto stärker wirk auch jener gesellige Trieb . . . Wie sollte er gerade di umfassendsten und allgemeinsten Einwirkungen der Wel für sich behalten, die ihm als das Größte und Unwiderstehlichste erscheinen? Wie sollte er gerade das in sich verschließen wollen, was ihn am stärksten aus sich heraustreibt? Sein erstes Bestreben ist es vielmehr, wenn eine religiöse Ansicht ihm klar geworden ist oder ein frommes Gefühl seine Seele durchdringt, auf denselben Gegenstand auch andere hinzuweisen und die Schwingungen seines Gemüts womöglich auf sie fortzupflanzen. Mit keinem Element des Lebens ist wohl dem Menschen zugleich ein so lebhaftes Gefühl eingepflanzt von seiner gänzlichen Unfähigkeit, es für sich allein jemals zu erschöpfen, als mit der Religion.“[1]) Was aber von der Religion im allgemeinen, das gilt vom Christentum im besonderen. Die Erlösungstat Christi heiligt und erhebt auch den Nächsten zum Miterlösten, und im Lichte des „Unser Vater“ wird die ganze Menschheit zu einer zusammengehörigen Bruderschaft. Darum waren Zeiten des Glaubens immer auch solche einer innigen religiösen Gemeinschaft. Die Frömmigkeit trug kirchlichen Charakter. Gesunder, kraftvoller Glaube ist niemals Privat- oder Winkelsache gewesen, sondern immer Gemeinschaftssache. Jeder Christ wird als Glied einer solchen Gemeinschaft geboren.

**2. Religion ist Kirchensache, Volkssache, Weltsache.**

Das Glaubensleben des einzelnen reift in der Kirche unter ihrem erziehenden Einfluß heran. Durch sie wird uns der Geist Christi und das Reich Gottes übermittelt. Insofern können auch wi

[1]) Vgl. „Reden über die Religion“ 4. Rede. Die in diesem Erstlingswerk vertretene ästhetische Auffassung der Religion als „Sinn“, „Geschmack“, „Gefühl für das Unendliche“ verläßt Schleiermacher später. Vgl. seine Glaubenslehre, das grundlegende Werk der neueren Theologie.

ie Kirche „die Mutter der Gläubigen“ nennen. Aber sie t es nur in dem Sinne, daß sie den einzelnen zur ersönlichen Teilnahme an ihren Gütern, zum persönchen Glaubensleben führt. Nur der ist Mitglied der Gemeinschaft der Gläubigen oder der Kirche, der durch hren erziehenden Einfluß zur persönlichen Lebensemeinschaft mit Christus und dem Vater gekommen ist. Und darum bleibt es für den mündigen evangelischen Christen bei dem Wort Schleiermachers: „Der Protestantismus macht das Verhältnis des einzelnen zur Kirche bhängig von seinem Verhältnis zu Christo, der Kathozismus das Verhältnis des einzelnen zu Christo abängig von seinem Verhältnis zur Kirche“, und zwar zur ömischen Papstkirche.

Wir Evangelischen sind weit entfernt, den Mitgliedern nderer Konfessionskirchen das Christentum abzusprechen der uns selber als die einzig-wahren Christen anzusehen; wir leben aber der Überzeugung, daß unsere Auffassung es Evangeliums die reinere und vollkommenere ist. Darum sind wir verpflichtet, das evangelische Christentum ochzuhalten, nicht bloß um unseret-, sondern um der anzen Christenheit willen.

Wie die Erfolge auf dem Missionsfelde und der Niedergang der romanischen Völker lehren, scheint die Zukunft dem evangelischen Bekenntnis zu gehören. Das Evangelium führt den Völkern immer neue sittliche Lebenskräfte zu. Es ist ein „Salz“ auch im Volksleben und bewahrt dasselbe vor innerer Fäulnis und Zersetzung. Es überwindet die Greuel heidnischer Barbarei und breitet den Geist Christi immer weiter über die Erde aus. Ein Netz von christlichen Missionsstationen überspannt den Erdball. Über 10000 Missionsarbeiter stehen allein auf evangelischer Seite als Pioniere des Christentums in der heidnischen Welt. Gewaltige Schlachten werden draußen geschlagen, beschämende Opfer gebracht, herrliche Siege erkämpft. Das Evangelium ist ein eminent wichtiger, ja der wichtigste Faktor der Menschheitsgeschichte!

Wer heutzutage im Ernst behaupten wollte, die Religion sei Privatsache, nichts als Privatsache — der ist blind für die offenkundigen Tatsachen, die sich vor seinen Augen vollziehen (vgl. oben V). Wenn man unter

Religion das Christentum versteht, dann kann man m
weit größerem Rechte sagen: Die Religion ist Volk
sache, ist Weltsache!

---

## 6. Die Übung des Glaubens.

Übe dich in der Gottseligkeit! — Ist der Glau
eine Sache der Erfahrung, so ist er auch eine Sac
der Übung. Diese einfache Wahrheit darf niemand u
gestraft verachten. Wie kein hohes Ziel auf Erden oh
Anstrengung und Schweiß erreicht wird, so fordert au
der Glaube, dieser verborgene Schatz im Acker, eine A
spannung aller edlen Kräfte der Menschennatur, ei
Hingabe von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganze
Gemüt. Denn der Glaube ist kein Besitz, auf dem si
bequem ausruhen ließe, sondern er verlangt ein imm
neues Prüfen und Sichvertiefen, Sichbesinnen und Übe
zeugtwerden; er gehört zu jenen hohen geistigen Güter
die nur der verdient, „der täglich sie erwerben muß
Allein auf dem Wege einer täglich erneuten und e
probten Erfahrung vertieft sich der christliche Glaube z
einer gemüt- und charakterbildenden Macht und wi
fähig, alle Zweifelsgedanken zu überwinden und de
ganzen inneren Menschen zu erwärmen und zu erleuchte
Offenbar gibt es verschiedene Mittel, den Glauben z
üben: ihr Wert und ihr Nutzen wird nicht selten vo
den Lebensbedingungen und der Individualität des ei
zelnen abhängen. Ich hebe darum nur einige herau
die für jeden dieselbe Bedeutung besitzen.

**1. Das Gebet.** Wie alles Hohe und Heilige in de
Welt, so kann auch das Gebet von Müßig
gängern, Heuchlern oder Schwächlingen herabgewürdig
werden. Das darf uns aber nicht abhalten, an de
rechten Gebrauch mit ganzem Herzen festzuhalten. Selb
ein Bismarck, dieser Riese an Geist und Kraft, ha
gebetet und aus solchem Glaubens- und Gebetslebe
in schwerer Zeit die Kraft gefunden, unter einer furcht

baren Last der Verantwortung und unter aufreibenden diplomatischen Verhandlungen den Kopf oben zu behalten. Eins der wenigen Bücher, die er 1870 in das Feld mitnahm, waren die täglichen Losungen der Brüdergemeine, die für jeden Tag ein Schriftwort (ausgelost, daher Losungen) und einen Liedervers gleichsam als Motto oder Thema zum Betrachten und Erleben darbieten. Den Segen und die Kraft des Gebetes beweist am besten das Leben so vieler Männer und Frauen, die wir bewundern, die in der Kraft des Gebetes erstrittenen Siege und gebrachten Opfer daheim und draußen in der Heidenwelt, vor allem aber das Leben Jesu Christi selbst, dieses Beters ohnegleichen. Er betet gern in der Stille der Nacht, in der Abgeschiedenheit der Wüste oder auf der Spitze des Berges. Da atmet er, der tautrinkenden Blume gleich, an Kraft und Weisheit aus Gott ein, was er des Tages über in Wort und Werk ausströmt. Sein „Vater unser", sein Ergebungsgebet in Gethsemane sind Mustergebete, vorbildlich auch seine Dankgebete und seine Fürbitten, ewig denkwürdig sein Sterbegebet.

Auch im Beten hat er uns ein Beispiel gelassen, welches uns zur Nachfolge reizen soll. Wenn er, der Vollkommene, die Gebetsgemeinschaft mit dem Vater suchte und selbst die Nacht über im Gebet zu ihm verharrte, wie sollte unsere Unvollkommenheit und Dürftigkeit uns in die Gebetseinsamkeit treiben! Kann man Gott lieben, kann man ihn Vater nennen, ohne mit ihm zu verkehren? Erst durch das Gebet wird der Christ der Liebe seines himmlischen Vaters gewiß und froh. Alle Einwürfe gegen dasselbe erledigen sich am gründlichsten durch fleißige Übung des Gebets; da merkt man bald, daß jedes Gebet im Namen Jesu Erhörung findet. Im Namen Christi beten wir aber, wenn wir in seinem Sinn und Geist, sowie mit Berufung auf sein Erlösungswerk beten, stets bereit, den eigenen Willen dem Willen Gottes unterzuordnen. Die Erhörung besteht nicht immer in der Erfüllung unserer Wünsche, die oft recht menschlich oder gar töricht sind, sondern in der Stärkung des inneren Menschen durch das Einswerden mit dem Willen Gottes (vgl. Christus in Gethsemane). Auch wo drin-

gende Bitten nicht erhört werden, geschieht es aus gött
licher Güte! Nichts läßt uns das Erbarmen Gottes übe
den Sünder so tief erkennen, nichts macht den Sinn s
heiter und fröhlich, so aufgeschlossen für alles Gute un
und Edle, nichts das Herz so demütig vor Gott, so furcht
los und unabhängig von den Menschen, so wahrhafti
vor sich selbst als das Gebet. Das Gebet verstärkt un
vertieft das Leben der Seele. Es bringt mit göttliche
Gedanken und himmlischen Kräften in Verbindung. „We
ist ein Mann? Der beten kann!“ sagt Ernst Moritz Arnd
und hat's auch bewiesen.

Der Katholik läuft Gefahr, in Erfüllung seine
Gebetsübungen, zumal wenn sie als Kirchenbuße auferleg
werden, andachtslos zu werden. Der evangelische Chris
unterliegt nicht selten der Versuchung, den Gebetsverkeh
mit Gott aufzugeben. Vor dieser Gefahr bewahrt ih
am besten eine frei gewählte und treu innegehalten
Gebetsordnung. Die besten Christen und größte
Glaubenszeugen haben es so gehalten. Von Luther ist e
ja bekannt. Aber auch der gewaltige Freiherr vom Stei
z. B. hatte es sich zur Regel gemacht, jeden Morge
nach dem Ankleiden eine viertel oder halbe Stunde i
stillen Gebet zuzubringen. Einen Freund, den er zu sic
einlud, bat er zugleich, nicht am Karfreitag zu kommen
weil er diesen Tag ganz für das Gebet bestimmt hab
(Weitbrecht). Daß der Christ aber auch für besonder
Abschnitte und Ereignisse seines Lebens sich durch da
Gebet stärkt und vorbereitet, ist ganz selbstverständlic
und durch Christi Beispiel geboten. So pflegte sich z. B
der Nationalökonom Roscher auf den Anfang eines aka
demischen Semesters durch inniges Gebet, in dem er auc
seiner Hörer gedachte, zu rüsten.

Doch was können hier Worte? Die Hauptsache ist
daß gebetet wird. Die Benutzung formulierter Gebet
(Andachtsbücher) wird zunächst das Gewiesene und ni
ganz zu entbehren sein. Doch soll es der Christ imme
mehr lernen, in freien Worten sein Anliegen vor Got
zu bringen. Auf den geordneten Gedankengang und di
Schönheit der Rede kommt es hier nicht an, sondern au
die Sehnsucht des Herzens nach seiner Gemeinschaft un
auf den ernsten Willen, sich von Gott strafen, heilige

nd leiten zu lassen.[1]) „Nimm das Gebet aus der Welt, nd es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit ott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem ater stumm gemacht" — so spricht Fechner, der nicht ur ein gefeierter Naturforscher und großer Denker, sonern auch ein Beter war.

**Das Bibellesen.** Das wichtigste Erbauungsbuch ist und bleibt für den evangelischen Christen ie Bibel. Kein Buch ist so gehaßt und verfolgt, und eins hat eine so gewaltige Ausbreitung gefunden. Heute t die ganze Bibel in 108, einzelne Teile derselben sind 430 Sprachen übersetzt und über den ganzen Erdkreis erbreitet.

Wohl haben auch andere Religionen ihre heiligen ücher, Zeugnisse ernsten Suchens nach Wahrheit, entrungen dem Bedürfnis der gefallenen Menschheit nach rieden und Erlösung; aber keines von ihnen hat, wenn uch nur äußerlich betrachtet, einen solchen Einfluß auf as Leben einzelner Personen und ganzer Völker, ja uf die Geschichte der Menschheit ausgeübt und auszuben vermocht. Keines zeigt bei aller Einfalt der Darellung einen so großartigen, Himmel und Erde, Sichtares und Unsichtbares, Gegenwart, Vergangenheit und ukunft zusammenfassenden Blick. Welch eine Mannigltigkeit der Verhältnisse und Gestalten umschließt es von en dunklen dämonischen Gestalten in allen Abstufungen ufwärts bis zur lichten Gestalt des Einen, Vollkommenen, eiligen! Welch eine Mannigfaltigkeit auch der Ausrucksmittel und Darstellungsformen! „Wir haben in

---

[1]) Als gute Andachts- und Gebetsbücher führe ich an: Conrad, Vorte des Lebens (1,50 M.); Clemen, Tägliche Andachten (geb. M.); Spengler, Pilgerstab (geb. 8 M.); Kleiner Pilgerstab (geb. ,50 M.); außerdem die Bücher von Rieger, Wurster und Keller. — ährlich neu erscheinen die Losungen der Brüdergemeine (kart. 0 Pf.). Zu sonntäglichem Gebrauch ist zu empfehlen: Rade, Religiöse Geleitsworte; Buchwald, Selige Pilgerschaft, „Goldene Worte us Luthers Werken" und Naumann, Gotteshilfe. Anregung zur ertiefung der christlichen Weltanschauung bieten: Kingsley, Tägche Gedanken, deutsch von M. Bauermeister; Roscher, Geistliche edanken eines Nationalökonomen; Wimmer, Inneres Leben; Hilty, lück; Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes; Beyschlag, Zur eutsch-christlichen Bildung.

ihr den Homer, den Sophokles, den Dante, den Luth den Shakespeare, den Goethe und mehr als alle die Man hat sie das beste und umfangreichste aller Epen g nannt, welche alle Vorzüge in sich vereinigt, die m Homer nachrühmt. Unerreicht ist ihre Lyrik, bald g waltig einherrauschend wie mit Drommeten- und Donne ton, bald wehmütig klagend voll stiller, heiliger Kra bald jammernd in tiefem Schmerz, bald drohend in h ligem Grimm, bald jubelnd in heiliger Freude. Es find sich in ihr kein Drama im kunsttechnischen Sinn. Ab sie ist reich an dramatischen Szenen und ist als Ganz angesehen das Weltendrama, denn sie entrollt den ganz Weltplan von Anfang der Welt bis zu Ende und leh den göttlichen Geist verstehen, der darin waltet. Kei menschliche Empfindung ist denkbar, die hier nicht ihr vollendeten Ausdruck gefunden." Berthold von Auerba sonst ein Prophet des nichtchristlichen Geistes, fühlt si daher gedrungen, die Bibel das „Muster eines Volk buches" zu nennen.

Diesen ihren Vorzügen verdankt die Bibel jene u begrenzte Hochachtung, die ihr die größten Männer all Zeiten gezollt haben. Der große Chemiker Boyle sag von ihr: „Neben die Bibel gehalten sind alle menschlich Bücher, auch die besten, doch nur wie Planeten, die ihr Licht von der Sonne empfangen". Goethe, d die Bibel genau kannte und verschiedene Male v Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte, faßte sein Urt über sie in das Wort zusammen: „Jene große Verehrun welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechte der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inner Wert, und sie ist nicht bloß ein Volksbuch, sondern d Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zu Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselb an die Entstehung der Welt knüpft und durch eine Stufe reihe irdischer und geistiger Entwicklung, notwendiger u zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen d äußersten Ewigkeit hinausführt. Wenn man, was z Einleitung und Erläuterung nötig ist, hinzufügte, so ve diente das Buch gleich gegenwärtig wieder in seinen alt Rang einzutreten und nicht nur als allgemeines Bu sondern als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelte

nd es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bil-
ung steigen, immer mehr, zum Teil als Fundament,
um Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von
aseweisen, sondern von wahrhaft weisen Männern be-
utzt werden." Selbst Rousseau fühlt sich von der
Majestät der Bibel ergriffen und fragt: „Ist es möglich,
aß der, dessen Geschichte das Evangelium erzählt, nur
in Mensch ist! Es würde viel unbegreiflicher sein, wenn
inige Menschen sich vereinigt hätten, dieses Buch zu ver-
assen, als wenn man annimmt, daß es einen gegeben
abe, der den Stoff dazu bot. Auch hat das Evangelium
o große, so strahlende, unnachahmliche Züge der Wahr-
eit, daß der Erfinder desselben bewundernswerter sein
ürde, als sein Held."

Eigentümlich, kein Buch wird so hoch verehrt und
erhältnismäßig so wenig gelesen. Mancher fing an und
örte bald wieder auf. Es war ihm zu langweilig.
Freilich die Bibel will anders gelesen sein als ein Roman
der als die gewöhnliche Tagesliteratur, an der sich so
iele den Geschmack für einfache, kräftige Geistesnahrung
erderben.

Herder schreibt an einen jungen Freund: „Ich lag
uch einmal an der Krankheit darnieder, daß mir Gottes
Wort vorkam wie eine ausgedrückte Zitrone; gottlob!
s ist mir jetzt wieder eine Frucht, die auf dem Lebens-
aume blüht. Lesen Sie nur die Bibel nicht vermischt,
ondern in einzelnen Büchern; wählen Sie dazu die
eitersten Stunden des Tages, etwa die Morgenstunden,
nd dringen Sie tief in den Geist des Verfassers! Gehen
Sie in den historischen Schriften zurück in die Kindheit
er Welt, von der sie erzählen, in die Armut und Dürftig-
eit ihrer Verfasser! In dieser armen Hütte wohnt Gott,
u dieser Kindheit redet ihr Vater. Suchen Sie nicht in
iesen Büchern Kunst, Schminke, erbettelte Schönheit, son-
ern Wahrheit, Empfindung, Einfalt! Ein Gequälter
pricht und seufzt noch immer, wie Hiob seufzte, wenn
uch nicht in demselben Fortgang von Bildern und hoher
Sprache." Neben der vorzüglichen Anweisung des be-
nadigten Dichters mögen noch folgende Winke zu einem
esegneten Bibellesen beherzigt werden: Lies regelmäßig
mit frischer Geisteskraft und „ganzem Herzen!" Frage

dich bei allem: Was will Gott mir damit sagen? Li
nicht zu viel auf einmal; bei tiefen gehaltreichen Wort
halte still und besinne dich! Dunkle oder anstößige Stelle
laß dich zunächst nicht anfechten; lenke dein Auge a
das, was zusagt und verständlich ist! Suche dir wichti
Kapitel ganz vertraut zu machen, lerne sie womögli
auswendig, kehre immer wieder zu ihnen zurück! Ve
gleiche mit dem Bekannten das Neue, das Ähnliche m
dem Ähnlichen! Vor allem: Gewöhne dich, alles i
Geiste Christi zu verstehen und alles an diesem Geiste z
messen, auch das Alte Testament!

Wer die Bibel so liest, wird einen unvergängliche
Gewinn davon tragen und sie immer mehr als das „Bu
der Bücher“ liebgewinnen. Als Walter Scott, der B
gründer des historischen Romans, auf seinem Sterbebet
lag, sagte er zu den Seinen: „Gebt mir das Buch!
Als sie fragten, welches Buch er meine, antwortete e
„Es gibt nur ein Buch, die Bibel“.

**3. Der Kirchgang.** Ein anderes Mittel zur Übung de
Glaubens ist der sonntägliche Kirch
gang. Der Herr selbst hat der gemeinsamen Erbauun
seine besondere Verheißung gegeben: „Wo zwei oder dr
versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitte
unter ihnen“. Ein Christ, der sich vom Gemeindegottesdien
ausschließt, geht der erhebenden und belebenden Mach
der Gemeinschaft verlustig, läuft Gefahr, dem religiöse
Leben abzusterben oder durch einseitige Entwicklung seine
Glaubenslebens in Sektiererei und Wunderlichkeiten z
geraten. Ein Christ, der sich dem Leben der religiöse
Gemeinschaft entzieht, ist krank und wenn er zu Haus
in frommen Gefühlen schwelgte. Denn die wahre Er
bauung hat es nicht nur mit der Förderung des ein
zelnen Christen zu tun, sondern immer zugleich mit der
Wachstum der christlichen Gemeinschaft. Sie findet nu
da statt, wo man sich erbaut, hineinbaut in das „geist
liche Haus“, die christliche Gemeinde, wo man in de
großen Zusammenhang dieser Gemeinschaft fester hinein
gefügt und mit ihren Gliedern inniger verbunden wird
Wir wirken durch unser kirchliches Beispiel entweder be
lebend und anregend auf das Gemeindeleben oder lähmen

nd hemmend, bauen auf oder reißen nieder. Wir haben Pflichten gegen das Wort Gottes zum Heil unseres Nächsten!

Hat nicht gerade auch das gepredigte Wort Gottes eine besonderen Vorzüge? Wirkt es nicht anfassender, inmittelbarer als das geschriebene? Nötigt es uns nicht, ins mit anderen, vielleicht auch gegenteiligen Anschauungen auseinanderzusetzen? Jede Predigt wird ruchtbar für uns werden, wenn wir sie anhören, nicht, im zu kritisieren, sondern um uns zu erbauen, wenn vir zu Hause noch einmal den behandelten Text lesen ind zu dem Gehörten unsere eigenen Gedanken uns nachen.

Man lerne es auch, den ganzen Sonntag als Christ zu feiern. Hinweg mit den faden Vergnügungen, ie den Segen dieses Tages vernichten! Lies lieber ein utes Herz und Geist bildendes Buch! Erweitere und efestige deine christliche Weltanschauung durch geeignete Lektüre! Führe deiner matten Phantasie neue Kraft zu urch Beschäftigung mit edler Kunst und Poesie! Hilf, venn es möglich ist, in irgendeinem christlichen Vereine oder in einer Sonntagsschule! So wird der Sonntag uch für dich zur „Perle" der Tage werden.

**4. Die gesegnete Abendmahlsfeier.** Als Christus das Abendmahl einsetzte, tat er es, um den Glauben seiner Jünger zu stärken, sie seiner unauslöschichen Liebe zu versichern und ihnen den unvergänglichen Wert seiner Todeshingabe zu versinnbildlichen. Augustin annte darum dieses Sakrament ein verbum visibile, in sichtbares Gotteswort, und Luther erkannte, daß in em Worte: „Für euch" der Kern und Stern der heiligen Handlung zu suchen sei. Heute, wo der konfessionelle Hader zwischen Lutherischen und Reformierten Gott sei Dank erloschen ist, kann es als allgemeine Überzeugung usgesprochen werden, daß der Segen dieser Feier nicht ebunden ist an die Zustimmung zu einer bestimmten Lehre über das Verhältnis Christi oder seines verklärten Leibes zu den Elementen. Das Heilsgut im Abendmahl st kein anderes als in der Wortverkündigung, nämlich ie Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus oder die

Vergebung der Sünden. Die Bedingung seines Emp
fanges ist auch hier der Glaube. Darum sagt Luther
„Wer den Glauben hat an diese Worte: ‚Für euch gegebe
und vergossen zur Vergebung der Sünden', der ist rech
würdig und wohlgeschickt". Aber sind nicht auch hie
verschiedene Stufen des Glaubens zulässig? Kann ma
z. B. von den Jüngern sagen, daß sie bei der erste
Abendmahlsfeier den vollen Glauben an diese Wort
bereits im Herzen trugen? Sie besaßen bestenfalls de
Keim dieses Glaubens, die Ahnung von der unendliche
Bedeutung ihres Meisters und seines Todes. Sie liebte
ihn mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens; sie hatte
die Sehnsucht nach einer Erlösung von allem Übel un
das Vertrauen, daß ihr Herr ihnen aus allen Nöten ihre
Seele helfen könne. Man hat zu sehr übersehen, da
Christus durch diese Feier gerade den schwachen und un
vollkommenen Glauben stärken will.

In seiner Liebe läßt er sich dazu herab, den klein
gläubigen Menschen in einer sinnenfälligen Handlung di
Dahingabe seines Leibes und seines Blutes abzubilden
Man hat sie darum treffend „Jesu letztes Gleichnis"
genannt. So betrachtet, redet die ganze Handlung ein
ergreifende Sprache von der Selbstaufopferung Jes
Christi für die Seinen. Jedem einzelnen wird mit den
„Für euch" die Liebe seines Herrn und damit der Tros
der Vergebung zugesichert und die Handlung dadurch z
einer einzig mächtigen, eindringlichen Verkündigung de
Evangeliums von dem für uns leidenden, sterbenden un
siegenden Erlöser.

Ist das nicht genug? Sollen wir uns die Andach
des Herzens stören lassen durch irgendwelche theoretisch
Reflexionen; sollte der würdige Genuß dieses Mahls ab
hängig sein von einer menschlichen Lehre über dasselb
und nicht vielmehr von der rechten Beschaffenheit de
Herzens?

Nicht eine dogmengeschichtliche Vergleichung der ver
schiedenen Abendmahlslehren ist darum die gewiesen
Vorbereitung, sondern die Vertiefung in das Todesleide
Christi, in das erschütternde Gericht über die Sünde, da
sich in ihm vollzog, sowie in die versöhnende und stell
vertretende Bedeutung seines Todes. Auf diesem Weg

erlebt man innerlich, was es heißt, in die „Gemeinschaft seines Leibes und seines Blutes“ kommen, was es heißt, mit ihm gekreuzigt werden und mit ihm auferstehen zu neuem Leben, Lieben und Glauben. Solches erleben heißt ein gesegnetes Abendmahl feiern.

**5. Christlicher Umgang und christliche Biographie.** Neben der Predigt und dem heiligen Abendmahl wird das Wort Gottes am wirkungsvollsten verkündigt durch das Leben frommer Christen. Aber nicht jeder genießt in unserer Zeit den Vorzug, geisterfüllten, christlichen Persönlichkeiten nahezutreten und den starken Zauber zu spüren, der von einer innig-gläubigen Christenseele ausgeht. Ihnen sei geraten, sich in die Lebensbilder eines Paulus, Augustin, Luther, Zinzendorf, Claudius, Arndt, Stein usw. zu vertiefen. Eine solche Biographie, recht gelesen, wirkt auf den inneren Menschen wie ein kräftiges Stahlbad. An einer durchgebildeten christlichen Persönlichkeit lernt man erst die Mängel und Jämmerlichkeit des eigenen Wesens ermessen; an ihr sieht man, was der Geist Gottes aus Menschen macht, die sich ihm mit ganzer Seele hingeben. Wer sich dazu entschließt, jedes Jahr mindestens eine Lebensbeschreibung von einem hervorragenden Christen zu lesen, der wird sich dadurch reich belohnt finden.[1])

---

[1]) Ich schlage folgende Biographien vor: Vor allem das Leben Luthers, z. B. von Max Lenz, E. Berger (in „Geisteshelden“), Buchwald, Rade oder von J. Köstlin. — W. Baur, Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den Befreiungskriegen. Herbst, M. Claudius. — W. Baur, Ernst Moritz Arndts Leben, Taten und Meinungen. — Oldenberg, Wichern. Robertsons Leben in Briefen. Deutsch. — Hervorragend nach Form und Inhalt: Beyschlag, Aus dem Leben eines Frühvollendeten, und derselbe, Aus meinem Leben. — Derselbe, Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt des deutschen Protestantismus. L. Witte, Tholucks Leben. O. Ritschl, Ritschls Leben. G. Kögel, Rudolf Kögel, sein Werden und Wirken. Die fünf letzten Biographien führen zugleich in die Geschichte der neueren evangelischen Theologie ein. — Marcks, Kaiser Wilhelm I. Ders., Fürst Bismarck. Rogge, Carlyles Lebensbild. Dann die Biographien eines Michelangelo, Dürer, Cornelius; D. Karl Gottfried Pfannschmidt, Ein deutsches Künstlerleben von seinem Sohne Martin Pfannschmidt. David Koch, W. Steinhausen, ein deutscher Künstler. v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten

**6. Die Pflege des Leibes eine Christenpflicht.**

Mit Fug und Recht könnte un der Vorwurf der Einseitigkeit gemad werden, wenn wir über der Seelen pflege die Übung und Pflege de Körpers vergessen wollten. Es hat allerdings Zeite gegeben, wo eine gewisse Nachlässigkeit in der äußere Erscheinung als Zeichen besonderer Frömmigkeit angesehe wurde. Die Verneinung oder Verachtung des Irdische hat aber im Christentum keinen Raum; sie ist dem wel freudigen Glauben, daß auch der menschliche Leib ei Werk Gottes, ja, der Tempel seines Geistes ist, entgege entgegen auch der Lebenshaltung des Herrn, der si nicht in Lumpen kleidete wie die buddhistischen Heilige sondern mit einem schönen Rock. Je höher der Chri von der Seele und ihrer Würde denkt, um so meh Achtung sollte er auch vor ihrem Träger, dem Leibe, habe Es ist Christenpflicht, auch die leiblichen Anlagen un Kräfte zu stählen und zu entwickeln, damit der Leib da werde, was er nach Gottes Willen sein soll, ein vol kommenes Organ der Seele, welches das Leben der See nicht hemmt, sondern ihrem Willen gehorcht und ih Leben abspiegelt. So manche düsteren Stimmungen un versuchlichen Begierden haben in einer Vernachlässigun oder Verweichlichung des eigenen Leibes ihre Wurzel un werden daher am wirksamsten bekämpft durch kalte Wasser oder turnerische Übungen. Von seinem Leiden lager aus schrieb Schiller einmal an seine Freund „Sorgt dafür, daß ihr gesund bleibt! Man kann nic gut sein, wenn man krank ist." Wer wollte die tie Wahrheit verkennen, die in diesem Worte liegt? We Krankheit beschieden ist, der wisse sie als Christ zu trage Wem aber Gesundheit verliehen, der sorge dafür, da er gesund bleibe — auch als Christ. Leibliches Elen das wir uns durch eigene Schuld zugezogen, kann eben zur Gewissensqual werden, wie das, was wir andere zufügten. Darum rege deine Glieder im fröhlichen Spie stärke deine Muskeln, härte deinen Leib ab, damit er e

---

Mannes. Perthes, Fr. Perthes Leben. Funke, Die Fußspur des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Stutzer, In Deutsc land und Brasilien. Nicht zu vergessen die Lebensbeschreibung der großen Missionare (s. oben) 2c.

starker, gehorsamer Diener des Geistes werde und nicht streike, wenn große Anforderungen gestellt werden. Schopenhauer und seinesgleichen mögen es für vernünftig halten, das Wachstum und Gedeihen des Leibes durch Askese und Selbstpeinigung zu untergraben. Wir eignen uns als höchstes Ziel des irdischen Lebens, nur christlich verstanden und vertieft, das antike Motto an:

Mens sana in corpore sano!

„Gesunden Leib mir gib,
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib'!"

---

# VII. Was darf ich hoffen?

## 1. Die Überwindung des Todes.

1. Der Tod als Macht des Lebens. Allem Erdendasein droht zuletzt der Tod, den Tieren, den Menschen und der Erde selber, aber nur der Mensch weiß, daß er sterben muß. „Den Kampf ums Dasein teilt der Mensch mit dem Tiere, aber den Geisteskampf gegen den Tod hat er für sich allein." Eben dieser Kampf gegen den Tod macht den Tod zu der mächtigsten, bewegendsten Kraft des menschlichen Lebens. Die höchste Not gestaltet sich zum höchsten Segen. Der Tod nötigt uns, die kurze Spanne menschlicher Lebenszeit auszukaufen, steigert so unsere Tatkraft und erhöht unsere Lebenskraft. Denn er ist uns ganz gewiß. Er beschäftigt aber auch Geist und Gemüt, zwingt uns zur Einkehr und Betrachtung menschlicher Vergänglichkeit und führt unsern Glauben über dieses Leben hinaus. Er beschäftigt das Sinnen des Dichters, die Gedanken des Philosophen und den Geist aller Künstler. Von seinem Sieg über alt und jung, Geistliche und Laien, reich und arm erzählt erschütternd jenes Kirchhofsbild zu Pisa. Von Holbein bis auf Max Klinger ist der „Totentanz" ein Motiv, das immer wieder die Phantasie der Künstler anzieht. Denn der Tod ist bald sanft, bald hart, bald Gericht, bald Frieden, bald gebeten, bald ungebeten. Der Tod ist das Gewissseste und zugleich das Ungewissseste. Nichts in der Welt ist sicherer, als daß wir sterben müssen; nichts in der Welt ist unsicherer als der Zeitpunkt, wann uns dies treffen wird; nichts unbekannter, als was der Tod ist und was er uns bringt.

**2. Stimmen der Dichter und Denker.**

Tausendfach sind die Versuche, den großen Unbekannten zu überwinden. Immer mächtiger arbeitet sich neben dem Gedanken des Todes der des ewigen Lebens in der Menschheit hervor. Es gibt kaum ein Volk auf der Erde, das nicht ein Fortleben nach dem Tode glaubte. Kein einziger großer Dichter oder Denker, den der Gedanke der Unsterblichkeit nicht nachhaltig beschäftigt hätte. Sokrates geht in den Tod mit der Hoffnung eines schöneren Daseins. Plato lehrt in seinem Phädon die Unsterblichkeit der Seele. Weil die Seele die ewigen Ideen erkenne, darum müsse sie selbst ewig sein; weil sie den Leib einheitlich regiere und infolge des Stoffwechsels viele Leiber sich bilde, könne sie selbst nicht vergänglich sein. Diese Beweise Platos sind die Jahrhunderte hindurch erneuert und gehörten noch im vorigen Jahrhundert, als man für die Trias „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" schwärmte, zum Inventar jedes Gebildeten (vergl. Platos und Mendelssohns „Phädon" bei Reclam).

Goethe hatte seine besonderen Gedanken über die Unsterblichkeit. „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren," sagt er zu Eckermann — „an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen." Nach dem Anblick eines Sonnenunterganges äußerte er: „Ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht sondern unaufhörlich fortleuchtet." Das ist platonisch gedacht. Ein andermal knüpft er wieder an den aristotelischen Begriff der „Entelechie", welche ein tätiges, den Reichtum seiner Anlagen Schritt für Schritt entwickelndes, geistiges Wesen bedeutet: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet (!), mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag . . . aber

wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein."

Schiller war ein Anhänger Kants, der um der Erhabenheit der Pflicht willen die Unsterblichkeit forderte. Es ist unmöglich, die Majestät des Sittengesetzes festzuhalten, wenn der Gute demselben Geschick anheimfällt, wie der Böse. Wer der Stimme seines Gewissens recht gibt, muß glauben, daß eine Fortdauer und Vergeltung im Jenseits stattfindet.

**3. Was sagt die Wissenschaft?** Alle diese Beweise haben das Eigentümliche, daß sie zuletzt nichts beweisen. Von seiten der Materialisten sind ihnen ebensoviele Gegenbeweise entgegengestellt worden. Die Wissenschaft kann die Unsterblichkeit nicht beweisen; sie kann dieselbe aber auch nicht leugnen. Sie konstatiert den Zerfall des Leibes, seine physiologischen Bedingungen, seine chemischen Begleiterscheinungen. Das geistige Leben kann sie nicht beobachten, weder in seinem Entstehen noch in seinem Verschwinden. Wer etwa behauptet, die Seele werde im Tode vernichtet, der behauptet, daß nur Materielles existiere. Diese Behauptung ist durch nichts zu beweisen. Sie ist ein Glaubenssatz. Woher wissen wir denn, daß die Seele nur eine Funktion des Leibes ist? Etwa weil sie von leiblichen Zuständen mannigfach abhängig ist? Aber ist denn nicht auch der Leib von den Anregungen der Seele abhängig und ihren Antrieben und Befehlen untertan?

Der Physiologe sieht in tausend Fällen materielle Bedingungen das Geistesleben beeinflussen. Aber der Psychologe hält ihm unendlich viele ebenso sicher konstatierte Tatsachen entgegen, die den Einfluß der Seele auf den Leib beweisen. So weiß jedermann, wie mächtig die Seelenstimmung, die wir Freude und Leid nennen, auf das leibliche Befinden wirkt. Stille Zufriedenheit fördert die Gesundheit; Gram und Kummer zerstört sie. Jäher Schrecken oder überschwengliche Freude können sogar plötzlichen Tod herbeiführen. Könnte man daraus nicht mit demselben Rechte folgern, daß der Leib ein Geschöpf

und Diener der Seele ist? Wie der Dichter sagt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!"

Was sich wissenschaftlich feststellen läßt, ist nur dies: Leib und Seele stehen miteinander in Wechselwirkung und bedingen sich gegenseitig. Wie sie aber verbunden sind, wissen wir nicht. „Wir versuchen, in ein Vakuum zu fliegen" — sagt der große englische Naturforscher Tyndal —, „sobald wir die Verbindung zwischen ihnen zu erklären suchen." Lotze weist auf die gänzliche Verschiedenheit von materiellen Bewegungen und geistigen Zuständen hin und meint: „Kaum wird jemand die eitle Hoffnung nähren, daß eine ausgebildetere Wissenschaft einen geheimnisvollen Übergang da finden werde, wo mit der einfachsten Klarheit die Unmöglichkeit jedes stetigen Übergehens sich uns aufdrängt." (Mikrok. I, 4. Aufl. S. 165.) Die Wissenschaft kann das Verhältnis von Leib und Seele nicht ergründen und über die Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele nichts ausmachen. Der Tod ist für sie, wie K. E. von Bär nicht müde wurde hervorzuheben, ein ebenso unlösbares Rätsel wie das Leben und seine Entstehung.

**4. Der Triumph des Glaubens.**

Wir erkennen in dieser Lage der Dinge eine Fügung des gerechten Gottes, der den beglückenden Glauben an die Unsterblichkeit nicht den Gelehrten verkaufen sondern nur denen geben wollte, die seiner wert sind. Es ist eine heilsame Beschämung für die Weisen und Klugen dieser Zeit, daß sie den letzten und höchsten Fragen dieses Daseins vollständig ratlos gegenüberstehen. Nicht auf dem Wege glänzender Beweise sondern christlicher Erfahrung sollen wir zu der Gewißheit hindurchdringen, daß wir einer Ewigkeit mit Gott entgegenleben. Daß der Mensch als solcher unsterblich sei, wissen wir nicht, können und sollen wir nicht wissen. Und welchen Wert hätte denn auch das kahle Bewußtsein: „Du bleibst, wie du bist!"? Den sittlich ringenden und schuldvollen Menschen könnte diese Aussicht eher mit Schrecken als mit Beruhigung erfüllen. Die Gewißheit eines l e b e n s v o l l e n Unsterblichkeitsglaubens ist nur auf christlichem Grunde zu finden; der Christ wird des „ewigen Lebens" hier schon

teilhaftig. Er weiß sich versöhnt mit Gott und von seiner ewigen Liebe umgeben und getragen. „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ Mit dieser Erkenntnis ist schon hier der Anfang eines neuen, überweltlichen, göttlichen Lebens gegeben. Daß der Tod dieses innere Leben in Gott nicht zerstören kann, ist dem Christen ganz gewiß. „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . mag mich scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Dieser Jubelruf des Paulus klingt in zahllosen Variationen durch das Neue Testament und wird 1. Kor. 15 zu einem hinreißenden Triumphliede: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!“

Es ist höchst bemerkenswert, daß oftmals Menschen, die bei Lebzeiten an der Unsterblichkeit gezweifelt hatten, unmittelbar vor ihrem Tode von ihrem Fortleben fest überzeugt waren. So bekundete z. B. Heine, der die Religion mit Vorliebe zu verspotten pflegte, kurz vor seinem Abscheiden den Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Voltaire, dieser bewunderte Freigeist des vorigen Jahrhunderts, ließ an sein Sterbebett einen Priester kommen und begehrte den Trost der Kirche, die er bei Lebzeiten nur verhöhnt hatte. An der Spitze der Freigeister und Materialisten seiner Zeit hatte er den Unsterblichkeitsglauben verspottet, aber noch im Sterben bekannte er: „Je vais chercher un grand peut-être.“ Wie oftmals hat man versucht, diese Hoffnung als eine Überspanntheit des menschlichen Gernegroß zu verlachen! Aber die unmittelbare Überzeugung unserer ewigen Bestimmung brach immer wieder hindurch und war gerade in den Besten und Edelsten immer am lebendigsten.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren:
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“ (Schiller.)

Diese natürliche Ahnung erhebt das Christentum zur Gewißheit. Es tritt auch hier als „Erfüllung“ auf, indem es einen unvertilgbaren Trieb unserer Natur, den Trieb nach einem vollkommenen idealen Dasein, bejaht und dem edelsten Streben des Menschen eine wundervolle Aussicht eröffnet. An die Innigkeit und Tiefe der christlichen Auferstehungslieder reicht keine Unsterblichkeits-Poesie heran.

Vielleicht am schönsten und erhabensten von allen Werken deutscher Nation kommt, wie Roscher bemerkt, die christliche Hoffnung zum Ausdruck in Händels Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ mit der gewaltigen, aus Herzenstiefe und in Herzenstiefe dringenden Betonung des Wortes: „Ich weiß . . . dies mein Auge wird Gott sehen.“

**5. Auferstehung.** Diese Gewißheit ruht nicht auf kalten Beweisen, sondern auf tief innerlichen Herzenserfahrungen, wie sie besonders im Gebet gemacht werden, ja auf dem Beweise der Lebensmacht Christi selber.

Wir haben bekanntlich verschiedene Berichte über die Auferstehung, die aber zum Teil sehr abweichend sind und sich sogar zu widersprechen scheinen. Aber gerade in dieser ihrer Verschiedenheit bilden sie ein sprechendes Zeugnis von der ungeheuren Wucht dieser unfaßbaren Tatsache, die sich den Jüngern mit sinnenfälliger Deutlichkeit aufdrängte. Was bedeuten einem solchen Erlebnisse gegenüber, welches das ganze Seelenleben erschüttert und umgestaltet, die begleitenden Umstände? Mußten sie nicht notgedrungen als nebensächlich zurückgedrängt werden von der einen überwältigenden Erfahrung: „Er lebt“? Sie bildet den Quellpunkt des neuen Lebens in den Jüngerherzen. Sie verwandelt ihre Trauer in überschwengliche Freude, gibt den Verzagten todesmutige Entschlossenheit und macht aus den armen Fischern Lehrer und Prediger der Welt. *Keine Tatsache hat ihre Spuren so tief der Geschichte eingeprägt als diese. Ohne sie hätten wir kein Christentum und keine christliche Kultur.* Die Geschichte des Abendlandes hätte eine ganz andere Wendung genommen.

Ohne die Lebenskräfte des Christenglaubens wäre die antike Welt in sich selbst verfallen, und ohne die Zucht der Kirche eine christlich-germanische Bildung niemals möglich geworden. Wir können nicht glauben, daß eine bloße Einbildung so Großes und Gutes sollte zuwege bringen können. Die Weltgeschichte wäre nicht mehr das Weltgericht. Man braucht nur die Auferstehung zu leugnen, und man leugnet den gerechten und heiligen Gott. Man kann an den Sieg des Guten in dieser Welt nicht mehr glauben, wenn ein Jesus denselben Weg des Verderbens ging wie ein Judas. Der Glaube an eine sittliche Weltordnung, diese Vorbedingung aller sittlichen Arbeit an sich und anderen, stürzt mit der Leugnung der einen Tatsache haltlos zusammen.

Der Vorgang der Auferstehung selbst wird uns stets rätselhaft bleiben. Es nützt auch gar nichts, sich über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer leiblichen Auferstehung der Kopf zu zerbrechen. Uns genügt die eine große Gewißheit: „Jesus lebt! Gott hat sich zu dem Werk seines Sohnes bekannt, hat ihn herrlich verklärt und zum „Herrn" der Gemeinde gesetzt über alles! Ich habe einen Heiland, der mir nahe ist zu jeder Frist und auch mich in der letzten Not nicht verlassen will." Diese Gewißheit ist das eine Notwendige, Unerläßliche am Auferstehungsglauben. Entweder nehmen wir diese Tatsache an und leben, oder wir leugnen sie und — lassen uns begraben.

**6. Seliges Sterben.** Ohne den Glauben an den auferweckten Herrn und seine himmlische Verklärung ist ein lebendiger Gottesglaube nicht möglich. Je völliger aber der Glaube an den Auferstandenen die Seele einnimmt, desto fester wird die Hoffnung, daß der himmlische Vater sein Kind auch in Todesnot nicht verläßt. Tretet herzu, ihr Heiligen und Gerechten, ihr Märtyrer und Überwinder aus allen Zeiten, aber auch ihr ungekannten Dulder und Glaubenshelden, die ihr auf dem Schlachtfelde oder im Kerker oder in irgendeiner Hütte eure Seele Gott befahlet! Der Zug des Todes ist

schon öfter gewalt, wer aber will den Zug des Lebens schildern, an dessen Spitze Christus schreitet, der Todesüberwinder? Nur einige Gestalten mögen uns vor das Auge treten: Stephanus, dem in der Todesstunde das Angesicht leuchtet, wie eines Engels Angesicht; Ignatius, der den Scheiterhaufen besteigt und in den Flammen seinen Herrn lobt; Chrysostomus, der unter den Strapazen der Verbannung im Elend seine Seele aushaucht mit den Worten: „Gott sei gepriesen für alles!" Jakob Böhme, der gewaltige Schuster, neigt seine Denkerstirn mit der fröhlichen Zuversicht: „Nun fahre ich ins Paradies!" Schleiermacher feiert kurz vor seinem Tode noch einmal mit den Seinigen das Liebesmahl des Herrn, um sich auf ewig mit ihnen verbunden zu wissen. Auf den erbleichenden Lippen des liebreichen Fliedner erscheint wie ein Klang aus der Welt der Verklärung das Wort des Triumphes: „Todesüberwinder, Sieger!" Kaiser Wilhelm I. fährt wie ein christlicher Patriarch dahin mit dem Bekenntnis des Simeon: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" und sein gewaltiger Kanzler stirbt mit den Gebetsworten: „Lieber Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben und nimm mich auf in dein himmlisches Reich!"[1] Tennyson, dem Dichter von „In memoriam", gab sein eigener Arzt das Zeugnis: „In meiner ganzen Praxis habe ich nie etwas Herrlicheres gesehen als Tennysons Abscheiden." — Wahrlich, der Afrikaforscher Livingstone hat recht, wenn er einmal, umringt von Todesgefahren, in sein Tagebuch schrieb: „Der Tod ist ein glorreiches Ereignis für den, der zu Jesus geht!"

Eine solche Siegeszuversicht im Angesicht des Todes suchst du in der ganzen Welt vergebens. Der Stoiker mag dem Tode mit Fassung entgegensehen und das „Unvermeidliche mit Würde tragen," — selig sterben kann nur der Christ! Hier wird Sterben „Gewinn" und der Tod zum Eingang in das Leben.

---

[1] So lauteten Bismarcks letzte Worte nach einem Vortrage des Prof. Oncken aus Gießen. Eine noch recht wenig bekannte Tatsache. Zur ganzen Frage: R. Seeberg, Ewiges Leben.

## 2. Die ewige Seligkeit.

**1. Das gute Recht der christlichen Phantasie.** Aber wie verschieden malen sich doch die Menschen die Ewigkeit aus. Wollten wir alle die verschiedenen Vorstellungen des Jenseits verfolgen, so würden wir wohl finden, daß sich jeder sein besonderes Bild vom Himmel macht. Bald steht die Schönheit, bald das Erkennen der tiefsten Geheimnisse, bald die Ruhe nach irdischer Arbeit, bald die selige Freude nach Kummer und Gram, bald das Wiedersehen mit den Lieben im Vordergrund des Bildes. Vor allem aber ist es die Nähe *Gottes* und die *Gemeinschaft mit den vollendeten Geistern*, welche der christlichen Hoffnung eigentümlich ist. Das Jenseits wird darum in der Bibel nicht selten als ein Gottesdienst vorgestellt, bei dem sich die Seelen der Erlösten in dem Lobpreis Gottes zusammenschließen, der Himmel erfüllt von heiliger Musik und Kunst. Wie töricht, wollte man an dieser Vielgestaltigkeit der christlichen Hoffnung Anstoß nehmen, anstatt in ihr gerade den Hinweis zu finden, daß im Himmel *alles* berechtigte Sehnen der menschlichen Natur seine Erfüllung finden soll. Zwar sind die Farben, mit denen unsere Phantasie ihren Himmel schmückt, irdischer Herkunft; aber wir wissen auch, daß alles Vergängliche ein Gleichnis ist und darum wohl geeignet, das Unvergängliche abzubilden. Freiherr vom Stein sagte einmal, — damals 72jährig —, beim Anblick eines prächtigen Sonnenunterganges zu seinem Begleiter: „Wie prächtig schon hier, wieviel schöner muß es drüben sein! Freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Tod so nahe bin!" Die irdische Schönheit war ihm ein Symbol der ewigen Schönheit. Denn wer die Liebe Gottes erfahren hat, der weiß auch, daß sie nimmer aufhört. Und wenn er sie schon über einer sündigen Welt so strahlend leuchten läßt, wie erst muß es dort sein! Darum haben wir ein Recht, die Herrlichkeit des ewigen Lebens uns auszumalen, soweit es unsere Phantasie vermag. Wir wissen zwar ebensogut wie jeder andere, daß der sichtbare Himmel nur eine Luftspiegelung ist, daß er sich nach Jean Pauls geistreichem Ausdruck nur unter unserer Schädeldecke wölbt; aber das blaue Himmelszelt über

unserm Haupte mit seinen leuchtenden Sternen bleibt doch das schönste und erhabenste Bild des ewigen Vaterlandes, dem wir entgegengehen. Wie denn Paul Gerhardt in seinem bekannten Sommerliede singt:

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erde:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden!"

So darf der Christ seinen Himmel ausschmücken mit allen Farben, deren seine Phantasie fähig ist. Der Flug unserer Gedanken geht nicht zu hoch, sondern zu tief. Unsere kühnsten Erwartungen werden dereinst übertroffen sein, der erhabenste Flug unserer Phantasie reicht nicht hin, um das Unaussprechliche zu versinnlichen. „Denn, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben." Nur sollen wir uns hüten, das „selige" Leben als eine Fortsetzung und Erhöhung sinnlicher Genüsse auszumalen, wie die Mohammedaner tun.

**2. Ob es im Himmel langweilig?**

Ein bequemes, tatenloses Genußleben müßte freilich am Ende „langweilig" werden. Schon hienieden besteht der höchste Genuß in befriedigender Arbeit. Auch im Jenseits wird es nicht an Gelegenheiten fehlen, unsere Anlagen zu entwickeln und zu steigern. Die „Ruhe" der Seligen wird eine Ruhe sein von der mühseligen, das geistige Leben niederdrückenden Erdenarbeit, aber sie schließt ein fröhliches Arbeiten im Dienste des Reiches Gottes nicht aus! Wir ahnen gar nicht, welche gewaltigen Aufgaben unser harren, welche wundervollen Gelegenheiten immer höherer Entfaltung Gott seinen Kindern bieten wird. Mit den „Engeln", diesen Geschöpfen eines höheren Daseins, werden wir entzückte Blicke tun in die Geheimnisse der Schöpfung; immer neue Wunder werden die Tiefen des Weltalls enthüllen, und immer überwältigender die das All durchstrahlenden Gedanken Gottes uns aufleuchten. Wir werden aufschauen zu den

vollendeten Gerechten. Geister früherer Jahrhunderte, auf die wir hienieden in anmaßendem Wissensdünkel herabschauten, werden uns begegnen, leuchtend im Schmuck erhabener Geistesherrlichkeit. Wir dürfen teilnehmen an ihrem Leben, mit ihnen denken und schaffen und so, geleitet von den höchsten Vorbildern, alle Kräfte unserer Seele entwickeln zu immer höherer Vollkommenheit. Der Lehrer aller Lehrer wird aber auch dort sein Jesus, der „Mittler des Neuen Testaments". Ihn „sehen", das heißt eine Liebe erfahren, vor deren Macht und Reinheit auch der letzte „Erdenrest" dahinschmilzt. Er wird uns Worte sagen, die wir hier nicht hören mochten, und Wahrheiten enthüllen, vor denen wir uns hier verbargen. Wenn die Majestät seiner rettenden Sünderliebe uns unverhüllt entgegentritt, dann wird sie wie ein feuriger Strom durch unsere Seele brausen und alle Undankbarkeit und Herzenskälte hinwegtilgen, wird den geläuterten Geist mit Jubel erfüllen, ihm das Auge öffnen für das tiefste Geheimnis der Welt und in heiliger Schaffenslust zu höheren Sphären emportragen.

**3. Das Überschwengliche in dieser Hoffnung.**

Das ganze Neue Testament bezeugt, daß es Stufen der Seligkeit gibt. Jene Ältesten, die um das Lamm sitzen, jene „vollendeten Gerechten", jene Cherubim und Seraphim und Engel — alles Hindeutungen auf eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des jenseitigen Lebens. Alles in Bewegung, in höchster geistiger Betätigung, alles wirkend in göttlicher Begeisterung in der Überwindung des Bösen, alles hinanstrebend zu Gott, dem Quell des Wahren, Guten und Schönen! — bis endlich auch der letzte Feind überwunden, alle widergöttlichen Kräfte und Mächte aus der Weltentwicklung ausgeschieden und das Ziel erreicht ist: „Gott alles in allem!" (1. Kor. 15, 28.) Nicht ein Gott, der alles in sich verzehrt, sondern ein Gott, der sich in unergründlicher Liebe dahingibt, um in allen zu leben, zu weben und zu sein!

Das ist eine überschwengliche Hoffnung, und kleinen Seelen mag sie übertrieben erscheinen. Aber führt denn nicht gerade die Naturwissenschaft den menschlichen Geist

immer tiefer in das Wunderbare und Unfaßbare hinein? Sie lehrt uns die Erde erkennen als eine der ungezählten Welten, sie weist die mathematischen Gesetze nach, welche die äußere Ordnung im Kosmos darstellen. Liegt es nicht nahe, auch eine innere geistige Beziehung der verschiedenen Welten anzunehmen? Das Wort Christi: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ bekommt dadurch eine ungeahnte Bedeutung. Der christliche Glaube durchbricht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch und damit wirklich und endgültig die ptolemäische Weltansicht. Er warnt davor, uns in träger Sinnlichkeit auf diesem Planeten einzunisten und vor den leuchtenden Tatsachen über unserm Haupte das Auge zu verschließen. Er weist uns über diese Erde hinaus, aber nur, um uns auf die ewige Bedeutung des irdischen Lebens desto nachdrücklicher hinzuweisen. Er eröffnet uns eine überwältigende Aussicht, aber nur, um die edelsten Kräfte unserer Natur aufzuregen und anzuspornen. Sursum corda! Die Herzen in die Höh'!

Wer diese Hoffnung hat, der kann nicht alt werden, auch wenn die Kräfte schwinden und die Haare bleichen. Er behält den frohen Schwung der Jugend; stark und heiter bleibt ihm der Puls des inneren Lebens bis in den Tod. Denn am Ende des Erdenweges sieht er nicht Dunkel, sondern lauter Licht und lauter Herrlichkeit. Er zweifelt nicht und murrt nicht, sondern steht fest und freudig auf Gottes Erdboden. „Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht!“ Zuletzt muß sich doch alles Erdendunkel in Klarheit auflösen. Diese Hoffnung verjüngt den Menschen fort und fort und gibt seinem Geist eine wunderbare Spannkraft. Sie duldet keine sittliche Trägheit; sondern treibt ihn an, täglich nachzujagen dem vorgesteckten Ziel.

„Und ferne dehnen die Äonen
Sich ungemessen vor mir aus.
Sie alle darf hindurch ich wohnen
Im großen schönen Vaterhaus.
Es lacht vor mir nicht nur die Zeit, —
Es lacht die ganze Ewigkeit!“ (M. Greif.)

# Personenverzeichnis.

Anstelle des Sachverzeichnisses dient die ausführliche Inhaltsübersicht vorn. Die
amen der Bücherverfasser sind in das Personenverzeichnis nicht aufgenommen.
ie wichtigeren Zahlen sind fett gedruckt.

---

... Bahn in Schwerin:

... Eine christliche Lebensphilosophie. ../9. Aufl. Geh. etwa 6,60 M., geb. etwa 8 M.

Wir begrüßen das Buch und halten es für eine Tat in unserer Zeit. Möge es vielen zur Wohltat werden. Wer in Unsicherheit seiner Weltanschauung nach einem festen Grunde sich sehnt, oder einem Suchenden zurechthelfen möchte, der sei auf diese Schrift hingewiesen. Und wer, dem Christentum innerlich abgeneigt, eine gründliche Auseinandersetzung mit ihm sucht, dem müssen wir es geradezu zur Pflicht machen, sich mit ihr zu befassen.

Theodor Simon in der Tägl. Rundschau.

**Fromm und Frei.** Ein Führer im Glaubenskampf der Gegenwart. 5. Aufl. Geh. 2 M., geb. 2,80 M.

Für jedermann verständlich!

Wir kennen keine so vortreffliche Behandlung der brennenden Glaubensfragen, so klar, das Wesentliche schlagend zusammenfassend für jedermann. Das packende, gesunde, billige Buch möge in recht viele Hände kommen.

Monatskorrespondenz des Evang. Bundes.

Im Verlage von F. A. Deichert in Leipzig:

**Der religiöse Wille.** Ein Beitrag zur Psychologie und Praxis der Religion. Geh. 5,80 M., geb. 6,50 M.

**Religionspsychologie und Apologetik.** 2 M.

**Wie predigen wir heute Evangelium?** 1,80 M.